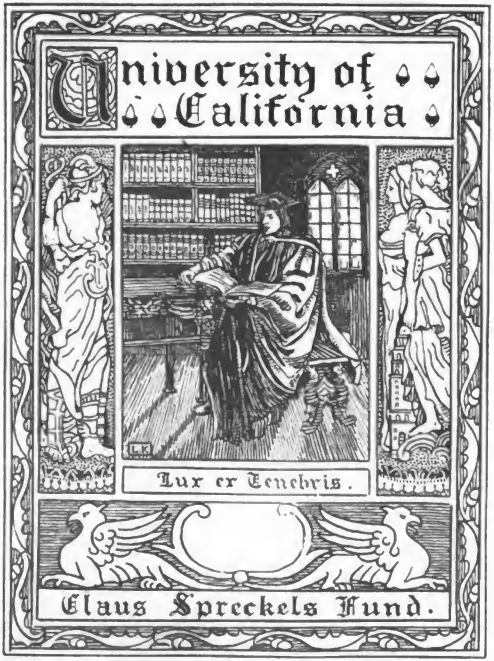
Friedrich Wilhelm II., König von Preussen (1744 bis ...

Friedrich R. Paulig

MAY 1 9 1905



Digitized by Google

Digitized by Google

Familiengeschichte

des

Hohenzollernschen Kaiserhauses.

Vierter Band:

Friedrich Wilhelm II.

Digitized by Google

Familiengeschichte

des

Hohenzollernschen Kaiserhauses

von

F. R. Paulig.

Vierter Band:

Friedrich Wilhelm II.

Vierte Auflage.

Frankfurt a. Oder,
Friedrich Paulig.
1899.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm II.,

König von Preußen

(1744 bis 1797).

Sein Privatleben und seine Regierung

im Lichte neuerer Forschungen

von

F. R. Paulig.

Vierte Auflage.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Frankfurt a. Oder,
Friedrich Paulig.
1899.

Digitized by Google

Es sind das keine religiösen Redensarten, sondern für einen aufrichtigen Menschen, der kühn genug ist, sich selber im Spiegel der göttlichen Gebote anzusehen, ist es eine bittere Realität, daß es nichts mit unserer geträumten Vortrefflichkeit, unserem guten Herzen, unseren liebenswürdigen Eigenschaften ist. Sehen wir im Spiegel, wie wir wirklich sind, dann zerrinnt das alles in nichts. Entspräche unser Äußeres völlig unserem Innern, wie das im ewigen Leben der Fall sein wird, so würden wir uns gegenseitig vor unserer Häßlichkeit entsetzen. Gott sei Dank, daß wir als Christen das Herz unseres Gottes kennen, der dem Demütigen Gnade giebt, ihn wieder aufrichtet und alle seine Schuld zudeckt.

(„Das Volk" 1894. Nr. 115).

Digitized by Google

Vorwort.

In allen Menschen prägt sich das Gesetz der Verschiedenheit aus. Jeder besitzt eine nur ihm zugehörige Originalität. Hierdurch wird seine Stellung bedingt zu der Mit- und Nachwelt. Hat er auf seine Zeitgenossen nachhaltig eingewirkt, so feiern ihn auch Ueberlieferung und Geschichte; ist sein Thun nur von geringen Erfolgen begleitet gewesen, so wird er, trotz seines Wertes, nur von wenigen gewürdigt werden.

Zu den letzteren gehört der Herrscher, mit dem sich die nachfolgenden Blätter beschäftigen: ein viel geschmähter, aber rechtschaffener Fürst, ein Feldherr, der drei schwere Kriege führte, ein in seiner Regentenwirksamkeit hochherziger und gerechter Monarch, ein durch und durch deutsch gesinnter König von ritterlicher Gestalt und offenem, freundlichem Blick.

Friedrich Wilhelm II. ist von der Geschichte vernachlässigt worden. Wenn seines Vorgängers Ruhm endlos verkündet wurde, so hat für ihn kein deutscher Schriftsteller seine Feder geführt. Nicht ein einziges Spezialwerk giebt es über ihn. Ségür und Cosmann, zwei Schriftchen, vor fast hundert Jahren geschrieben, sind unbedeutend und unzuverlässig. Forscht man in Antiquarkatalogen, in Staats-, Militär- und Schul-Bibliotheken, in Buchläden und Büchersammlungen nach einem Werk über Friedrich Wilhelm II., so erkennt man diese, durch nichts gerechtfertigte Lücke. Man hat sich seit 100 Jahren daran gewöhnt, in allen Geschichtsbüchern ein wichtiges Kapitel fehlen zu sehen.

Wie lange soll dieser Mangel noch bestehen bleiben? Vergrabene Schätze kommen wieder ans Tageslicht. Auch diesem König muß sein historisches Recht werden. Leider haben wir in der Geschichte mit dem Uebelstande zu rechnen,

Digitized by Google

daß die liberale Betrachtungsweise ihre fertigen Werturteile so beharrlich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, daß wir uns nur schwer von dieser sich fortschleppenden Krankheit erholen können. Schon bei der Darstellung Friedrichs II. ist meinerseits auf das unwahre Geschichtsbild seiner Persönlichkeit hingewiesen worden. Die glaubenslosen Aufklärungsschreiber haben die öffentliche Meinung irre geführt. So ist es gekommen, daß man Friedrich II. nur gepriesen und seinen Nachfolger nur geschmäht hat. Man dient der Wahrheit und Gerechtigkeit, wenn man Friedrich Wilhelm II. von jenen Entstellungen zu befreien sucht, welche die Geschichtschreibung auf ihn gehäuft hat.

Das schaffende Leben unseres Volkes, sein Denken und Fühlen in Freud' und Leid, Krieg und Frieden, der ganze intime Reiz, den dessen Schilderung auf uns ausübt, spiegelt sich getreu in der Geschichte des Hohenzollernschen Kaiserhauses. Soll nach dem Willen unseres Kaisers die Schule den vaterländischen Geschichtsunterricht in erster Linie pflegen, so müssen wir auch ein klares, abgerundetes Bild jedes einzelnen Herrschers besitzen. Hieran hat es bisher aber gefehlt.

Leider sind Aufschlüsse und Mitteilungen von denen, deren Vorfahren jenen Personen nahegestanden, überaus schwer zu erlangen. Tausende der interessantesten Briefe und Berichte über Hofzustände liegen noch in den Familienarchiven begraben. Begleitet Gott mein Buch mit seinem Segen und bieten mir hohe Gönner aus ihrem Schatz neues Material, um das ich ehrerbietigst auch an dieser Stelle bitte, so gelangt vielleicht das Bild dieses Königs zu größerer Vollkommenheit.

Frankfurt a. Oder, im Mai 1899.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Inhalts-Uebersicht.

	Seite
1. Im Elternhause Friedrich Wilhelms II.	1
2. Prinz Wilhelm und Fräulein von Pannwitz	10
3. Friedrich II. und die Tänzerin Barbarina	14
4. Am Hofe Friedrichs des Großen	24
5. Der Tod des Vaters Friedrich Wilhelms II.	39
6. Die Jünglingsjahre Friedrich Wilhelms II.	42
7. Friedrich Wilhelms II. Vermählung	52
8. Die zweite Vermählung Friedrich Wilhelms	64
9. Geburt und Taufe Friedrich Wilhelms III.	66
10. Friedrich Wilhelm und Kaiser Josef II.	71
11. Der Erbfolgekrieg und die Petersburger Reise	76
12. Die Hofdame Julie Voß	82
13. Das Lebensende Friedrichs des Großen	89
14. Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II.	96
15. Lippe, Holland und Mecklenburg	106
16. Das Religionsedikt	112
17. Graf Hertzbergs Entlassung	117
18. Nationale Wirtschaftspolitik	128
19. Das Heer Friedrich Wilhelms II.	138
20. Beginn der französischen Revolution	151
21. Erwerbung von Anspach und Bayreuth	161
22. Die Doppelhochzeit und der neue Ehebund	164
23. Der Krieg gegen Frankreich	169

Digitized by Google

24. Ein Königsmord 179
25. Der Feldzug des Jahres 1792 195
26. Eine zweite Doppelhochzeit 200
27. Die zweite Teilung Polens 205
28. Gegen Frankreich im Jahre 1793 214
29. Der französische Krieg von 1794 222
30. Die dritte Teilung Polens 231
31. Der Baseler Friede 236
32. Die Ritz wird eine Gräfin Lichtenau 249
33. Das allgemeine Landrecht 264
34. Des Königs Bauthätigkeit und Kunstsinn 273
35. Der König und die öffentlichen Zustände 285
36. Geisterbeschwörungen 297
37. Johannes Christoph von Wöllner 305
38. Die Ratgeber des Königs 312
39. Die Königliche Familie 332
40. Die beiden letzten Regierungsjahre 343
41. Friedrich Wilhelms Lebensende und Tod 353
42. Die Lichtenau und das Leichenbegängnis 360

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Im Elternhause Friedrich Wilhelm II.

Als Friedrich der Große zur Regierung gelangte, war er bereits sechs Jahre kinderlos vermählt. Um die Thronfolge sicher zu stellen, wünschte er, daß der älteste seiner drei Brüder bald in den Ehestand trete, obwohl derselbe erst 18 Jahre alt war. Als Braut schlug er ihm die Schwester seiner Gemahlin vor und drang trotz der Abneigung des Prinzen gegen dieselbe darauf, daß am 6. Januar 1742 die Vermählung stattfand.

Der Prinz von Preußen war zehn Jahre jünger als Friedrich II. und diesem in jeder Beziehung so unähnlich wie möglich. Ohne die Energie seines Bruders zu besitzen, war er doch eine glänzend begabte Natur. Friedrich besaß einen kleinen, schwächlichen Körper, sein Bruder überragte ihn um Kopfeshöhe. Jener war freigeistig, dieser gleich seinem Vater ein gläubiger Christ. Thiebault sagt von ihm: „Voller Verstand, voller Talente und dabei von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit erhöhte er den Wert der seltensten Eigenschaften noch durch seine ungemeine Bescheidenheit.“ Er war der Liebling seines Vaters, der ihn seinen anderen Söhnen vorzog. Seine äußere Erscheinung, deren männliche Schönheit den feinsten Anstand und eine angeborene Würde mit dem jugendlichen Zauber lebensfrischer Heiterkeit verband, war sehr gewinnend. Die anmutige Weise, mit der er das

Digitized by Google

Leben zu gestalten wußte, machte bald seine Hofhaltung in Oranienburg zu einer Stätte sittlich reiner und zugleich fröhlicher und geistvoller Geselligkeit. Das Schloß, das während der Regierung seines Vaters unbewohnt war, erstand in neuem Glanz nach jahrelanger Vernachlässigung. Gemütvolle Geselligkeit herrschte jetzt in den so lange verödeten Räumen. Fröhliche Feste, Konzerte und kleine Ballets wurden von der munteren Gesellschaft in bunter Reihenfolge veranstaltet. Hierbei kam die heitere Laune und dichterische Erfindungsgabe des Prinzen glänzend zur Geltung. Im Herbst schlossen sich an diese Feste, die aus dem Park nun in die Säle des Schlosses verlegt wurden, noch Reitübungen an und Jagden, an denen, wie es damals an allen Höfen Sitte war, auch die Damen mit Eifer teilnahmen.

Die schönen Tage, welche der Prinz an der Seite seiner Gemahlin auf dem Schlosse in Oranienburg verlebte, währten nicht sehr lange, denn auch ihn rief der zweite schlesische Krieg auf das Schlachtfeld. Die Kriege seines Bruders hat er nie gebilligt, aber als Prinz und Soldat war er dem König Gehorsam schuldig. Nach der Feier der Vermählung seiner Schwester Ulrike mit dem schwedischen Thronfolger im Juli des Jahres 1744 ging der Prinz mit seinen drei Brüdern von Potsdam zum Heere ab.

Der Krieg war für die Gemahlin des Prinzen die Quelle großer Unruhe und Besorgnis, befanden sich doch außer ihrem Gemahl drei ihrer Brüder bei dem Heere.

Hierzu kam noch die Sorge um ihre eigene Sicherheit. Oranienburg und Berlin waren nur mangelhaft befestigt und schwach besetzt. Am 19. September traf der Adjutant von Möllendorff in Berlin mit der Nachricht von der Uebergabe der Festung Prag ein. Diesem glücklichen Ereignis folgte bald ein anderes, welches für das Königshaus von hoher Bedeutung war: Die Prinzeß von Preußen schenkte am

Digitized by Google

25. September 1744 einem Sohne das Leben, die Thronfolge war nunmehr gesichert. Zur Zeit der Geburt des Prinzen, des nachmaligen Friedrich Wilhelm II., standen sein Vater, sowie sein Oheim Friedrich II. im Felde. Friedrich erhielt die frohe Kunde im Lager von Tabor. Seine Freude ob dieser Nachkommenschaft war sichtbar auf seinem Antlitze ausgeprägt. Ueber die Taufe, die am 11. Oktober stattfand, schrieb die Königin an ihren Bruder: „Es scheint, daß der König außerordentlich entzückt ist über die Geburt seines Neffen. Er hat einen der reizendsten und verbindlichsten Briefe an meine Schwester geschrieben. Die Königin-Mutter wird das Kind über die Taufe halten, und ich bin auch Pate. Die übrigen werden sein: unser Papa nebst Mama, sowie die Kaiserin von Rußland, der König von Frankreich und die Prinzessin von Schweden."

Der Prinz von Preußen traf erst am 14. Dezember mit dem Könige und dem Bruder seiner Gemahlin, dem Prinzen Ferdinand, in Berlin ein. Sie begaben sich sogleich zu der hohen Wöchnerin. Diese trug ihnen den neuen Zollernsproß entgegen, und sowohl der Vater als auch der König nahmen das Kind auf ihre Arme, herzten und küßten es. Nach zwei Tagen erschien der König wieder in dem Palais seines Bruders, hob den Prinzen aus der Wiege und hing ihm eigenhändig den Schwarzen Adler-Orden um*).

Vier Tage darauf kehrte der König wieder zum Heere zurück. Bei Hofe schien man wegen des glücklichen Ausganges des Krieges nicht mehr in Sorge zu sein. Die Königin-Mutter unternahm eine Vergnügungsreise nach Rheinsberg, an der sich fast der ganze Hof beteiligte. 300 Pferde waren erforderlich zur Beförderung der Teilnehmer. Es trafen auch bald Nachrichten von neuen Ruhmesthaten ein. Die Siege

*) Berliner Nachrichten 1774 Nr. 116, 123.

Digitized by Google

bei Striegau und Hohenfriedberg, bei Soor und bei Kesselsdorf gehören zu den glänzendsten Waffenthaten der preußischen Armee. Friedrich meldete der Königlichen Familie: „Alle Soldaten, gleich meinen Brüdern, haben wie die Löwen gestritten und Wunder der Tapferkeit gethan."

Wie Friedrich durch diese Anerkennungen den daheim gebliebenen Fürstinnen eine Freude bereitete, so vergaß er auch seines Dieners Fredersdorff nicht. „Nun gehet es," schreibt er ihm, „auf Meißen und der Porzellan Fabrique los, und kömt von beyden Seiten das Unglück unßern feinden auf den Halß, der friehde Wirt Ihnen ahngebohten und Wil mihr es nich gelingen, So ist meine Sehle Unschuldig, ich thu das Wehnigste Bößes hir. Meine Rückunft kan ich nicht saagen, indes werde ich mit Eren die Berliehner thüren wieder sehen und bringe entweder Den friehden oder den Föligen untergank Meiner feinde mitt, Mache Du zu fihlen guhten sachen Anstand." Am 30. September hatte Friedrich bei Soor die Oestereicher völlig geschlagen. „Die Schlacht war furchtbar," schrieb er seiner Mutter, „aber glorreich." In diesem Bericht schweigt der König von einem großen Verlust, der seiner Gemahlin und deren Schwester erwachsen war. Der Bruder der letzteren, Prinz Albrecht, hatte den Heldentod gefunden. Die Nachricht empfingen die beiden fürstlichen Schwestern erst durch ihren Bruder Ferdinand. Derselbe schrieb: „In der Blüte seiner Jahre ist unser lieber Bruder Albert durch einen Schuß in den Kopf getötet worden. Meine Thränen ob dieses Verlustes werden nicht leicht versiegen, zumal ich die Ursache bin, indem ich ihm riet, sich in diesen Dienst zu begeben. Er ist aber mit Ehre und Ruhm bedeckt gestorben. Er war uns ein würdiger Bruder, er hatte das beste Herz der Welt. Ich habe seinen teuren Leichnam zur Seite meines Zeltes gebettet und kann mich nicht davon trennen, und immer möchte ich bei seinem Anblicke noch zweifeln,

Digitized by Google

ob er wirklich gestorben ist. Die schmerzlichste Trennung steht mir heute bevor, wenn man die teure Leiche fortschaffen wird, um sie in dem Grabmale unserer Ahnen in Braunschweig beizusetzen."

Manches mochte sich ereignet haben, was eine Erkaltung der Liebe Friedrichs zu seiner Gemahlin und deren Geschwistern erkennen ließ. Friedrich hatte weder seiner Gemahlin noch seiner Schwägerin den Tod ihres Bruders Albert angezeigt. „Ist es wirklich wahr," schreibt die Königin ihrem Bruder Ferdinand, „daß der König ergriffen war über den Tod unseres Bruders. Er hat die Grausamkeit, weder meiner Schwester noch mir eine einzige Silbe zu schreiben. Ich bin seine Art gewöhnt, aber hier, wo einer meiner Brüder sein Leben in seinem Dienste geendet hat, ist es grausam, so zu handeln. Ich habe mir nichts vorzuwerfen und thue meine Pflicht. Der treue Gott wird helfen, daß ich dies ertrage, wie viele andere Dinge."

Sowohl Friedrichs Brüder wie seine Gemahlin hatten ihm zu erkennen gegeben, daß sein Eroberungskrieg des Rechtes entbehre. Seine große Verantwortung vor Gott hatten sie ihm vorgehalten. Hierdurch verschärften sich die Gegensätze und führten zu einer Reizbarkeit innerhalb der Königlichen Familie. Dies bezeugt ein Brief der Königin: „Welches Leid muß ich jetzt ertragen, daß alles anders geworden ist. Was meine Schwester und mich anbelangt, so kommen wir nicht zur Klarheit. Wir müssen uns unterwerfen und Geduld haben und auf alles gefaßt sein, wie hart es auch sein mag."

Am 25. Dezember 1744 kam der Friede zu Stande. Am 28. hielt der König, von seinen Brüdern Wilhelm und Heinrich begleitet, seinen Einzug in das festlich geschmückte Berlin. Der offene mit Blumen und Lorbeerkränzen bedeckte Wagen konnte sich wegen der Menschenmenge nur langsam fortbewegen. Im Schlosse waren die Königin, die Prinzeß Wilhelm, die Königin-Mutter, sowie sämtliche Prinzen und Prinzessinnen zum Empfange versammelt. „Oben in den

Digitized by Google

Königlichen Zimmern geschahe hierauf von beyder Königinnen Majestäten die allerherzlichste und liebreichste Bewillkommnung. Gegen Abend war die Stadt illuminiert, und Ihre Majestäten und das Königliche Haus fuhren durch die vornehmsten Straßen, um die Illumination anzusehen."

Einige Wochen nach der Rückkehr aus dem Felde beförderte der König seinen Bruder Wilhelm wegen seines verdienstvollen Verhaltens vor dem Feinde zum General. Der Prinz wohnte von nun ab zeitweise auf seinem Schlosse in Oranienburg und als Regimentschef auch in Berlin. Seine Gemahlin besaß an ihrer Schwester, der Königin, eine treue zärtliche Freundin. In Schönhausen trafen die beiden Schwestern oft zusammen. Sie wählten dort nicht selten ein stilles Plätzchen im Parke, um hier ein Stündchen dem Lesen eines Buches oder der Erinnerung an die in Braunschweig verlebte glückliche Jugendzeit zu weihen. Auch der kleine Prinz verlebte an der Seite der Mutter manchen Tag seiner Kindheit in dem stillen Schönhausen. Da der König seiner Gemahlin die Teilnahme an den Festlichkeiten des Hofes nicht gestattete, so sah die gekränkte Fürstin den Besuch ihrer Schwester sehr gern, und beide fanden im freundschaftlichen Verkehr Ersatz für die ihnen versagten gesellschaftlichen Freuden. Aus dieser Zurückgezogenheit wurden sie alljährlich nur durch die Truppenbesichtigungen, die im Mai bei Tempelhof stattfanden, gerufen. Hier erschienen die Königin und die Prinzeß Wilhelm mit allem fürstlichen Glanze. Dem von acht Pferden gezogenen Wagen der Königin ritten der Oberhofmeister Graf Dohna und der Feldmarschall Graf Wartensleben vorauf. In einer zweiten gleichfalls von acht Pferden gezogenen Equipage befand sich die Prinzessin von Preußen mit ihren Hofdamen und dem kleinen Prinzen. Nach den Exerzitien ließ der König jedesmal die Truppen im Paradeschritt bei der Königin und der Prinzeß vorbeimarschieren.

Digitized by Google

Wurden religiöse Feste in der Königlichen Familie begangen — Einsegnungen der Prinzen und Prinzessinnen, die erste Abendmahlsfeier — dann mußte der Prinz Wilhelm stets den König vertreten, da Friedrich bei diesen Festlichkeiten allemal durch Abwesenheit zu glänzen beliebte, Prinz Wilhelm aber als überzeugter Christ gern daran teilnahm. Dem Könige war das Christentum verhaßt; er hielt alle, welche sich zu Christus bekannten, für Menschen, die mit dem Jahrhundert nicht mitgeschritten waren. Dennoch hatte er seinen Bruder gern und widmete ihm zum Zeichen seiner brüderlichen Liebe seine „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Mark Brandenburg".

In Gemeinschaft mit seiner Gemahlin überwachte Prinz Wilhelm sorgfältig die Entwickelung und Erziehung seines Sohnes. Er wünschte, daß er einfach und bürgerlich erzogen werde. „Er müsse lernen, daß die hohe Geburt nichts wäre, wenn ihr Verdienst nicht auf eigenen Fleiß und Rechtschaffenheit begründet sei. Jeder Mensch wüßte, daß er einst ein Kind gewesen sei und zur Selbständigkeit und Kraft emporwachsen müsse."*) Er bemühte sich, seinem Sohn durch Furchtlosigkeit Wahrheitsliebe und christliche Gesinnung ein gutes Beispiel zu geben, lehrte ihm, daß das Streben nach geistiger Veredlung der Hauptzug in dem Charakter jedes Menschen sein müsse. Gleich segensreich wirkte auf ihn die fürstliche Mutter. Edel in ihrer Gesinnung und fromm in ihrem Wandel, leitete sie selbst die erste Erziehung ihrer Kinder. Der Prinz redete später von seinem früh verstorbenen Vater nie anders als mit sichtbarer Rührung und kindlicher Ehrfurcht. Er beteuerte oft, wenn etwas Liebenswertes in seinem Charakter sei, so verdanke er dies der gewissenhaften Erziehung seines Vaters.

Friedrich Wilhelm II. zeigte sich von Kindheit an als sehr begabt, wohlwollend, friedfertig und mit körperlichen

*) Krohn, Fürstenjugend. S. 61.

Digitized by Google

Vorzügen ausgestattet. Die ersten Lebensjahre brachte er unter der Obhut einer Erzieherin zu. Von seinem fünften Jahre an unterrichtete ihn der Professor von Beguelin, der sich als ein geschickter Erzieher bewährt hatte. Er bemühte sich, den Prinzen durch Gewöhnung an Ordnung, Gehorsam und Thätigkeit zu einem tüchtigen Menschen heranzubilden. Da Beguelin Franzose war, wurde dem Prinzen der erste Unterricht in der französischen Sprache erteilt. Der Vater hielt diese Unterrichtserteilung für die zweckmäßigste, da der Gebrauch dieser Sprache an den Höfen damals allgemein war. Im Jahre 1749 erlangte der Gelehrte Büsching durch Empfehlung des Grafen Wartensleben Zutritt zu des Prinzen Lehrzimmer, dessen Wände fast vollständig mit Bildern austapeziert waren. Dieselben hatten auf historische, naturwissenschaftliche, erdkundliche und kriegswissenschaftliche Gegenstände Bezug, weil die Geschichte und Kriegswissenschaft im Unterricht besonders gepflegt werden sollten. Die Bilder gaben dem wißbegierigen Knaben stets Veranlassung zu Fragen, die Beguelin benutzte, um den Wissenskreis seines Zöglings zu erweitern. Der Prinz, welcher damals 5 Jahre und 3 Monate alt war, erhielt von Büsching das Zeugnis eines sehr begabten Schülers. Auf die Frage Büschings, ob er ihn auf seiner Reise nach Petersburg begleiten wolle, antwortete der Prinz: „Nein, Petersburg ist für mich zu weit und zu kalt."

Im Jahre 1751 erhielt der Prinz in dem General von Borcke einen Hofmeister und später in dem Hofprediger Sack einen Religionslehrer. Nach einigen Jahren las Beguelin mit ihm die klassischen Schriften der Römer und brachte es dahin, daß er schon vor seinem 14. Lebensjahre den Vergil studierte. Bei einem Besuch des Professors Krünitz aus Frankfurt an der Oder bat dieser den Prinzen um eine Aufzeichnung in sein Stammbuch. Der junge Prinz hatte gerade mehrere gefangene französische Offiziere bei sich, mit denen er sich lebhaft

Digitized by Google

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

unterhielt. Krünitz mußte ihm sogleich von dem Leben der Studenten in Frankfurt berichten. Er hörte ihn mit Wohlgefallen an und teilte das Gehörte den Franzosen dann in französischer Uebersetzung mit. Hierauf schrieb er dem Professor folgende Stelle aus der Äneide in das Stammbuch ein:

Animo repetentem exempla meorum,
Et Pater Aeneas et Avunculus excitat Hector.*)
Berolini, d. 16. Maji 1758. Friedrich Wilhelm.

Erstaunt las Krünitz diese Worte und äußerte gegen Beguelin sein Befremden über die vortreffliche Auswahl und Anwendung derselben.

Ein Prinz, der in seinem Knabenalter solche Vorsätze faßte, berechtigte wohl zu großen Hoffnungen. Auch in der Tonkunst brachte es Friedrich Wilhelm zu einer anerkennenswerten Fertigkeit. Er spielte zuerst die Gamba, dann das Violoncell. Seinen Lehrern bewahrte der Prinz eine aufrichtige Dankbarkeit. Gleich nach seinem Regierungsantritt schenkte er Herrn von Beguelin das Gut Lichterfelde, und zwar mit folgendem Handschreiben: „Mein lieber Herr von Beguelin! Ich möchte gern Ihnen so ganz zeigen, wie wert Sie mir sind und Ihnen Beweise von dem geben, was ich Ihnen als Schüler versprach. Die Schüler erfüllen leider sehr selten die Versprechungen, die sie ihren Lehrern geben. Aber dies sollte nicht sein, denn das Amt eines rechtschaffenen Lehrers ist voller Verdruß und Mühe. Ich habe für Sie das Gut Lichterfelde gekauft. Sie haben dort einen Zufluchtsort, wenn Ihnen das Geräusch der Stadt nicht mehr behagt."

In Bezug auf seine militärische Ausbildung unterließ der Vater nichts, den Prinzen zu einem tüchtigen Soldaten und Offizier heranzubilden. Schon in der frühesten Jugend mußte er sich den Exerzierübungen unterziehen und das Reiten

*) Denk ich zurück an das Muster der Helden meines Geschlechts,
O, dann spornt mich mein Vater Aeneas und Hektor, mein Oheim.

Digitized by Google

erlernen. Jeden Monat verlangte der Vater von den Erziehern ein Zeugnis über die Fortschritte seines Sohnes. Als dereinstiger Thronfolger sollte der Prinz frühzeitig an die Erfüllung schwerer Regentenpflichten gewöhnt werden.

Dem Könige, der während seines ganzen Lebens wegen des Besitzes von Schlesien in Sorge war, hatte man erzählt, der kleine Erzherzog (Joseph II.) habe die Aeußerung gethan, er hoffe einst von dem Prinzen, da dieser sehr friedliebend sei, wiederzugewinnen, was seine Mutter durch Friedrich verloren habe. Der König befahl seinem Neffen, eines Nachmittags zum Kaffee auf sein Schloß zu kommen. Ein Dritter möge ihm beim Kaffeetrinken diese Geschichte erzählen, und er wolle ihn, ohne daß es der Prinz bemerke, beobachten. Ein Diener trug dem kleinen Friedrich Wilhelm die Erzählung vor. Der Prinz nahm die Sache sehr entrüstet auf, erhob sich zornig, so daß er hierbei die Tasse auf die Erde warf, und rief: „Nein, das ist nicht wahr. Durch mich soll das Erbe meiner Väter nicht geschmälert werden.“ Friedrich war hocherfreut und entließ seinen Neffen, indem er ihn reich beschenkte.*) So wuchs der Knabe heran, sich sichtbar entwickelnd als ein körperlich und geistig reich begabter Prinz.

Prinz Wilhelm und Fräulein von Pannwitz.

Die Jugend Friedrich Wilhelms II. fällt in eine Zeit, in der Genußsucht und Sittenlosigkeit an den Höfen immer mehr zur Geltung gelangten. Spielten früher nur in Frankreich die Frauen eine Hauptrolle, so wurden jetzt Geist und Schönheit derselben das Zepter, welches auch die deutschen Höfe beherrschte. Die Angelegenheiten der Herzen wurden fast mit derselben Wichtigkeit behandelt wie die politischen. An allen Höfen gab es weibliche Intriguen, und die Lebens-

*) Cosmann, Leben und Thaten Friedrich Wilhelms II. S 7.

Digitized by Google

geschichten fast aller der geistreichen und schönen Frauen jener Zeit sind voll dramatischen Reizes, — sie haben alle viel geliebt — oft steigert sich derselbe bis zur Tragödie.

Auch der Vater Friedrich Wilhelms II. wurde in eine Liebesgeschichte verwickelt, die für sein Familienleben, vor allem aber auf die Entwicklung seines Sohnes, des Thronfolgers, von großem Nachteil geworden ist. „Der Prinz von Preußen," erzählt die Gräfin Voß, geb. von Pannwitz, „war oft in Monbijou bei seiner Mutter, die ihn besonders liebte. Ehe ich noch ahnen konnte, daß er mich nur beachtete, hatte er eine Leidenschaft für mich gefaßt, die für sein und mein ganzes Leben ein großes Unglück geworden ist. Diese Neigung ist nicht rasch vergangen wie sie gekommen war: nur zu treu und standhaft hat er sie mir bewahrt. Fünf Jahre lebte ich mit ihm am Hofe, und ich habe alles gethan, um diese Leidenschaft zu bekämpfen und ihn davon zu heilen. Aber mein Widerstand war umsonst. Nichts hat die Treue seines Gefühls erschüttert. Anstatt ruhiger zu werden, wurde er immer unglücklicher. Anfangs verbarg er sein Gefühl, aber bald gab er dieses auf und machte mir das Geständnis seiner Liebe. Ich war außer mir und vertraute mich Fräulein von Kalkstein an, die mir dringend riet, dem Prinzen mit Festigkeit zu erklären, er müsse aufhören, mir ähnliches zu sagen, da er mich durch seine Neigung nur ins Unglück bringe. So lange die gute Kalkstein am Hofe war, habe ich ihr gefolgt, aber als sie fort war, hatte ich niemand in den bangen Augenblicken, in die mich die Aufmerksamkeiten des Prinzen, seine Eifersucht ebenso wie sein Kummer versetzten. Er war von schöner Gestalt, auch sein Gesicht war schön, fein und geistvoll, dabei war er voller Sanftmut für mich und der rührendsten Aufmerksamkeiten. War es nicht natürlich, daß ich ihm wohl wollte, und, nachdem ich lange widerstanden, endlich diese Empfindung mehr Macht über mich gewann? Ich wollte

Digitized by Google

mich durchaus von seinem Einfluß über mich befreien, tagelang verbannte ich mich in mein Zimmer. Ich vermied, ja ich floh seine Nähe. Ich begegnete ihm nie anders als mit Härte und suchte ihn gegen mich zu erzürnen. Endlich habe ich ihn mit Thränen gebeten, mich aufzugeben, — es war alles umsonst. Er hat nie aufgehört, mich zu lieben bis an seinen Tod. Im Sommer 1746 ging die Königin-Mutter nach Rheinsberg. Der Prinz folgte mir auch dorthin. Er war überall derselbe. Jeder Morgen brachte mir ein Briefchen von ihm, nichts konnte seine Liebe zerstreuen, die ihn beherrschte und unglücklich machte. Dennoch habe ich nie die Gebote der Sittsamkeit verletzt. Ich konnte es nicht übers Herz bringen den Hof zu verlassen, wo meine Stellung eine so angenehme war. Ach, die unselige Leidenschaft des Prinzen hat mein ganzes Leben verdorben und mit Kummer erfüllt. Um jene Zeit kam Graf Neipperg nach Berlin, faßte eine Neigung für mich und hielt um mich an. Er war nicht schön, aber er war liebenswürdig. Ich gab ihm mein Jawort, weil ich durch diese Heirat hoffte, von meiner Liebe zu genesen. Aber der Prinz wußte es beim Könige dahin zu bringen, daß dieser seine Einwilligung zu dieser Ehe versagte. Der Graf verließ Berlin, aber er fuhr fort, mir zu schreiben. Doch es war gut, daß diese Ehe, die mir lange drohte, von mir abgewandt wurde, denn Neipperg brachte sein Vermögen durch und hat seine Frau nicht glücklich gemacht. Sie starb bald und er heiratete wieder. — Die letzten Jahre 1749 und 1750, die ich noch am Hof zubrachte, vergingen in derselben Weise. Im Winter und Sommer wohnte die Königin-Witwe in Monbijou und ging von dort aus bald nach Potsdam, bald nach Charlottenburg oder zum Prinzen nach Oranienburg. Darauf kam ein Fürst Lobkowitz nach Berlin, welcher eine Leidenschaft zu mir faßte und um mich anhielt. Aber er war so bigott, daß die Verschiedenheit der Religion zwischen ihm

Digitized by Google

und mir ihm als ein unübersteigliches Hindernis erschien. Auf meine Bitte ward unsere Verlobung wieder aufgehoben. — Mein Vetter, der als Gesandter von Dresden nach Berlin versetzt wurde, hielt darauf um meine Hand an. Meine Lage am Hof war eine sehr schwierige. Der Prinz bat mich, ihn nicht zu verlassen. Er wiederholte seine Anträge. Die täglichen Nöte, die diese unglückliche Sache mir verursachte, zwangen mich einen Entschluß zu fassen. Der einzige Ausweg, der sich mir bot war die Heirat mit meinem Vetter. Ich schwankte lange. Soll ich verhehlen, daß ich keine Neigung für meinen Vetter hatte? Aber er wußte ja dies alles und war damit zufrieden. Diese Zeit meines Lebens war furchtbar. Der Gedanke, den Hof und den Prinzen für immer zu verlassen, war mir ein Kummer, als ob ich sterben sollte. Am 11. März 1751 wurde meine Vermählung am Hofe vollzogen. Dieser Tag war einer der entsetzlichsten, die ich erlebt habe. Mit tiefstem Weh schied ich von dem Hof, an dem ich so glücklich gewesen war. Meine Hochzeit war genau wie alle, die an Hof gefeiert wurden. Man hatte eine Unmasse Menschen eingeladen, und es ging äußerst rauschend zu, so daß ich nicht zur Besinnung kam. Der Prinz war in Verzweiflung. Aber er wohnte dennoch der Trauung bei. Während derselben stürzte er ohnmächtig zu Boden und mußte fortgetragen werden. Tags darauf reiste mein Mann mit mir von Berlin ab."

Die Gräfen Voß sah den Prinzen nie wieder, sein Andenken aber bewahrte sie treu in ihrem Herzen. Ihren Sohn nannte sie nach ihm „August Wilhelm." Thiebault erzählt, der Prinz habe die Absicht gehabt, sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen, um ihr seine Hand anzubieten, aber der König habe sich dem widersetzt. Thatsache ist, daß der Prinz von nun ab keine Annäherung zu Frau von Voß gesucht hat, sondern eine solche vermied. Daß seine Ehe keine herzliche war, sehe ich für feststehend an. Die Schuld daran scheint

Digitized by Google

nicht auf seiner, sondern auf Seite seiner Gemahlin zu liegen. Die Gräfin Voß trifft der Vorwurf, sieben Jahre lang ein Verhältnis unterhalten zu haben, welches ihr und der prinzlichen Familie viel Herzeleid bereitete, und sie als ein unerlaubtes und auch aussichtsloses anzusehen verpflichtet war. Der nach wenigen Jahren erfolgte Tod des Prinzen sprach das letzte Wort in dieser unglücklichen Jugendliebe.

Friedrich II. und die Tänzerin Barbarina.

In derselben Zeit, in der Fräulein von Pannwitz so gern die Huldigungen eines Zollernfürsten entgegennahm, unterhielt Friedrich II. ein Liebesverhältniß, das wohl auch ihm einen süßen Schmerz bereitet hat. Der Liebe Schmerz ist süß. Bitter wird er nur durch Verschmähung, und die hat der mächtige Mann nie erfahren. Die Welt hätte ihn nicht so bewundert, wenn er nicht auch diesen Schmerz gekannt hätte. Das Erdenweh der Unvollkommenheit, die Schranke des Gedankenfluges, die Beschämung der Sünde, die Sehnsucht nach unbekanntem Glück, das Verlangen nach Ruhm und Unsterblichkeit haben ihn beunruhigt, wie wenige Sterbliche. Es war nicht ganz eine falsche Maske; wenn er sich als einen Unglücklichen darstellte. Aber auch die Liebe vermochte es nicht, ihn glücklich zu machen, weil er selbst ihr den Nimbus der Heiligkeit entriß, der ihre Zaubermacht bedingt.

Friedrich hatte das Opernhaus erbauen lassen. Dieses nahm sein lebhaftes Interesse in Anspruch. Er bekümmerte sich um alle Einzelheiten, mischte sich in die Streitigkeiten des Akteurs und schrieb sogar anonyme Theaterkritiken für die Berliner Zeitungen, deren es damals nur zwei gab. Daß der junge König hierbei in sehr genaue Berührung mit den Reizen des weiblichen Theaterpersonals kam, konnte und sollte jeder wissen. Die Künstler der Kapelle und des Theaters

Digitized by Google

waren vollzählig, aber für das Ballet fehlte die vorzügliche Kraft. Bielfeld behauptete, in London die erste Tänzerin der Welt gesehen zu haben. Er schrieb von dort an Friedrich: „Das Schauspiel steht hier auf der Höhe. Wir haben eine Tänzerin, die an Schönheit eine Venus ist. Es ist die Italienerin Barbarina. Ich schweige über ihre Vorzüge. Wer könnte sie schildern? Ich hüte mich, mich ihr zu nähern, denn sie könnte meinem Herzen gefährlich werden."

Die Barbarina war von London abgereist. Friedrich suchte sie in Paris, London und Venedig. Seine Gesandten waren erstaunt, sich um eine Tänzerin bemühen zu sollen. Was war ihnen eine Tänzerin? Ein Schmetterling, eine Null in der Schöpfung. Die Diplomaten fühlten sich angehöhnt. Graf Caetani, des Königs Resident bei der Republik Venedig, fand sie endlich in Venedig. Er berichtete, daß er mit der Barbarina flüchtig in Verhandlung getreten sei und annehme, sie sei dem Könige zu dienen geneigt. Sofort nach Eingang dieses Schreibens erhielt Caetani den Befehl, die Künstlerin für Berlin zu engagieren. Die Barbarina unterschrieb den Vertrag, und dieser wanderte dann von Venedig zurück nach Berlin, damit der König ihn unterzeichne. Es dauerte damals lange ehe das Schriftstück in des Königs Händen war und wieder in Venedig anlangte.

Caetani hoffte, die schöne Barbarina werde sogleich abreisen. Aber sie blieb. Er fuhr zu ihr, und fand sie in der Unterhaltung eines jungen Herrn, der ihr mit Innigkeit einen Kuß auf ihre schönen Lippen drückte. Er machte dem zärtlichen jungen Paar ernstlich bemerkbar, der König verlange, daß die Barbarina unverzüglich abreise.

Die Barbarina faßte sich schnell. Sie stellte ihren Freund als den schottischen Lord Stuart-Mackenzie vor, mit dem Bemerken, sie liebe den Lord, er sie, und wenn sie je noch einmal tanzen würde, so könnte das nur auf ihrer Hochzeit

Digitized by Google

sein. Sie sei im Begriff, mit ihm über Paris nach Schottland zu reisen, um dort ihr Heim zu gründen.

Caetani war entrüstet, daß die Barbarina nicht die herrlichen Gestade der Spree und Panke sehen wolle. Er empfahl sich ohne Handkuß, ihr bemerkend: „Signora werden sehen, daß Se. Majestät nicht mit sich scherzen läßt."

Als Friedrich Caetanis Bericht empfing, schrieb er sofort eigenhändig an Graf Dohna, seinen Gesandten in Wien, er solle den dortigen italienischen Gesandten veranlassen, ihm die Barbarina auszuliefern. Der italienische Gesandte war entrüstet. Was ging ihn die Barbarina an? Die Republik antwortete, der Preußenkönig habe ihr nichts zu befehlen, sie habe anderes zu thun, als sich mit einer Tänzerin zu befassen. Friedrich wußte sich zu helfen. Der venetianische Gesandte Capella befand sich auf einer Reise von London über Hamburg nach Italien und mußte Preußen passieren. Friedrich ließ ihn verhaften. Die Gesandten und Höfe von London, Paris und Wien erklärten, der Wohlanständigkeit wäre geradezu ins Gesicht geschlagen. Dohna erwiderte, man möge dem König sein Recht werden lassen. Friedrich sei unbeugsam, das hätte Östreich erfahren. Bald trat eine Wendung der Dinge ein. Der Senat von Venedig hing seinen Stolz an den Nagel. Er verhaftete die Barbarina und berichtete, der schöne Paradiesvogel stehe zur Verfügung. Eigenhändig schrieb Friedrich an Dohna, er habe sich mit dem venetianischen Gesandten darüber zu beraten, wie die „widerspenstige Kreatur" nach Berlin zu bringen sei. Durch Drohungen und Gewalt brachte es Friedrich dahin, daß die Republik sich willig zeigte, die Barbarina unter militärischer Bedeckung bis zur Grenze zu befördern. Auch hiermit war Friedrich nicht zufrieden. Am 4. April 1744 befahl er Dohna: „Ich verlange, daß der Senat die Tänzerin durch Personen, welche für sie haften, nach Wien schaffe."

Digitized by Google

Dohna, der unmöglich selbst an die Grenze eilen konnte, geriet fast in Verzweiflung. Es mußte ein Mann gefunden werden, der italienisch, französisch und deutsch sprach, und der zur Erledigung dieser in der Welt noch nicht dagewesenen Mission befähigt war. Sein Haushofmeister, der nach seiner Schreibkunst ein Haushofknecht war, empfing den Auftrag. Neben dem poetischen Namen Caetanie, Contarini, Capello und Campanini tritt nun in dem Dohnaschen Hofmeister eine neue originelle Figur in Wirksamkeit. Er hieß Mayer. Dafür konnte er nicht. Er hatte mit dem General von Wurmb ganz Europa durchreist und sprach sein Englisch, Französisch und Italienisch mit märkischem Accent. Er war ein großer Kerl, ein „Leichnam von sieben Ehlen", wie sie Friedrich Wilhelm I. suchte, der sich vor niemand fürchtete. Diesem Mann verdankt Friedrich seine Barbarina.

Mayer begab sich an die italienische Grenze. In Venedig hatte man die sich sträubende Barbarina in eine festverschlossene Kutsche gesetzt, um sie durch Eskorte wohlbewacht außer Landes zu bringen. Nach mehreren Tagen stieß Mayer auf die ihm beschriebene Karawane. Mayer zeigte seine Beglaubigung vor, übernahm die Gefangene und war jetzt soviel wie die Ritterschaft, die bisher neben der Kutsche hergetrabt war. Barbarina weinte. Viele Meilen war sie nun von ihrem schönen Venedig fort. Als Gefangene schleppte man sie in ein fernes Land, wo keine lachenden Thäler, keine Berge sind, keine Reben wachsen, keine Zitronen blühen, dorthin, wo kalt und kühl die Menschen wie das Klima sind. Bis hierher hatte der Lord Mackenzie mit mehreren Dienern aus einiger Entfernung seine Geliebte begleitet. Er bat Mayer, ihm eine Unterredung mit ihr zu gestatten. Mayer schlug es ihm barsch ab. Der unglückliche Lord wollte sich fesseln lassen, damit nichts geschehe. Er versprach ein fürstliches Trinkgeld für eine Unterredung. Mayer blieb unerbittlich. Bergauf, bergab trabte man weiter.

Digitized by Google

Endlich wurden die Türme Wiens sichtbar. Mayer freute sich, bald seinen Herrn wiederzusehen. Es kam anders. Mackenzie war ihm vorausgeeilt und hatte Dohna flehentlich gebeten, die Barbarina in Wien sprechen zu dürfen. Dohna hatte die Landstraße bewachen lassen, und als Mayer in Sicht war, erging an diesen der Befehl, Wien nicht zu berühren, sondern über Preßburg nach Ratibor zu fahren. Mackenzie bat Dohna um Pässe nach Berlin, er wolle sich dem Könige zu Füßen werfen, um seine Barbarina freizubekommen. Er folgte seiner Geliebten nach Berlin und bot hunderttausend Thaler zur Sicherheit, daß er sie nicht entführen wolle. Seine Bemühungen um Freilassung der Geliebten blieben erfolglos. Ergreifend ist das Schreiben, welches der Lord an den König richtete. Er fleht den König an, sein Lebensglück nicht zu vernichten. Es datiert vom 9. Mai 1744 und ist noch heute im Archiv vorhanden. Von des Königs eigener Hand befindet sich darauf der Bescheid: „Reponatur.“ Es wurde nie beantwortet. Friedrich hatte die bildschöne Tänzerin inzwischen gesehen, und sie sollte sich ihm ergeben. Weder der Seelenschmerz des jungen Lords noch die Rücksicht auf die Gerechtigkeit vermochten sein hartes Herz zu erweichen. Mackenzie war ein durchaus edler Charakter. Durch seine bis in die höchsten Kreise führenden Verbindungen erfuhr er sehr bald, daß die Barbarina des Königs Geliebte sein solle. Das war die mächtigste Gegnerschaft, der er bald weichen mußte. Unter den Qualen der Eifersucht versuchte er alles, seine geliebte Barbarina noch einmal zu sprechen, doch vergeblich. Boshaft und geschickt ließ Friedrich sie bewachen. Der Lord verschwand plötzlich und geheimnisvoll aus Berlin. Eine gewaltsame Entfernung und zwar auf Antrieb Friedrichs ist sicher ausgeführt worden. Wahrscheinlich fürchtete der Lord um sein Leben. Drei vergilbte Schriftstücke sind es, welche vor 156 Jahren geschrieben, sich noch heute im Kabinettsarchiv

Digitized by Google

befinden und uns Kunde geben von der aufrichtigen, rührenden Liebe des untröstlichen Lords. Keiner derselben gelangte in die Hände Barbarinas. Friedrich ließ sie abfangen und behielt sie für sich. Aus den Briefen spricht ein kindliches Gemüt, eine Wehmut, die uns ergreift, vor allem eine gläubige, fromme Gesinnung, so daß wir den Lord lieb gewinnen. „Wie sind wir nun so weit entfernt! Ich bin allein ohne Dich. Mein Herz bricht, könnte ich Dich nur eine Viertelstunde sehen. Mein Trost ist, Dein liebes Bild zu küssen. O Gott! wo bin ich? Warum mußte er dies noch allen unseren Leiden hinzufügen! Wieviel haben wir erduldet? O, meine liebe Babby, denke oft an die vielen Ratschläge, die ich Dir gegeben. Jetzt schiffe ich mich nach England ein. Fünfhundert Meilen trennen uns. Wenn der Abend kommt, so denke an mich. Möge unseres Gottes Segen auf Dir ruhen. Du hast einen Einblick, wem Du unterworfen bist. Ich flehe Dich an, fliehe jedem Unrecht. Ich bitte Gott stündlich, Dich bald wiederzusehen und daß er Dir Kraft verleihen möge, allen Versuchungen zu widerstehen. Leb wohl, meine teuerste, süße Babby."

Ebenso herzlos, wie sich Friedrich dem Lord und der Barbarina gegenüber benahm, bezeigte er sich auch dem Hofmeister Mayer. Letzterer hatte Strapazen und viele Gefahren auf der Reise erduldet. Als ein treuer, unbestechlicher Diener schlug er die ihm vom Lord angebotenen zehntausend Thaler aus. Dohna verwandte sich für ihn beim König. Mayer hoffte ein wohlverdientes Geschenk zu erhalten. Aber Friedrich schrieb auf sein Gesuch: „Kriecht nichz, hatt nur seine Verfluchte schuldigkeid getan."

Friedrich befahl, daß die Barbarina am 13. Mai zum ersten Mal im Schloßtheater vor ihm und dem Hofe tanzen solle. Sie war kaum fünf Tage vorher bis zum Sterben betrübt und ermüdet in Berlin angelangt. Man hatte ihr

Digitized by Google

in Paris, in London, in Venedig, in Rom Huldigungen dargebracht, sie war fein gebildet und sprach englisch, französisch und italienisch; sie fürchtete sich nicht vor dem König. Ganz Berlin sprach von der Barbarina. Der Hof, hingerissen von der bezaubernden Lieblichkeit ihres Wesens, ihrer Schönheit und Jugend, überschüttete sie förmlich mit Beifall. Der König war entzückt und verliebt in sie. Die Zeit war noch nicht da, in der Friedrich das unphilosophische Wort sprach: „seine Freiheit einem Weibe zu opfern, sei unphilosophisch."

Bald war er ihr Gefangener. Er nannte sie seine Barbarina, er besang ihre schönen Augen und machte Verse auf sie. Zahlreich waren die Liebesbriefe und Juwelen, welche sie von Friedrich empfing. Der Historiker Zimmermann, Friedrichs Zeitgenosse, schreibt: „Der König wollte absichtlich zu verstehen geben, daß er noch immer schöne Frauen liebe. Er verlangte, daß man seinen Umgang mit der Barbarina nicht verheimliche. Die Barbarina gehört mithin in die Geschichte der Hohenzollern." Allerdings.

Im Umgang mit seiner Barbarina sah Friedrich nur einen blauen, wolkenlosen Himmel über sich. Was seine Gemahlin, seine Geschwister, sein Volk hierüber dachten und sprachen, das kümmerte den Philosophen nicht. Nach Beendigung ihres Kontrakts unterbreitete er der Tänzerin am 1. März 1745 einen neuen Vertrag, indem er ihr eine jährliche Gage von siebentausend Thalern auf drei Jahre zusicherte. Sie nahm den Vertrag mit der Vorschrift an, daß sie während dieser Zeit keine Ehe eingehen dürfe. Sie sollte auch ferner ganz sein eigen sein. Die Barbarina stand jetzt auf dem Zenit ihres Ruhmes. Es konnte dem Monarchen nicht entgehen, daß er mit all' seinen Gaben die Liebe der Barbarina nicht gewinnen könne. Sie hatte sich ihm hingegeben, aber ihn darüber nicht im Zweifel gelassen, daß er ihr im höchsten Grade unsympathisch sei. Das ärgerte den König. Sein Zorn,

Digitized by Google

seine Macht, seine Geschenke konnten hierin nichts ändern. In einem 1785 zu Amsterdam erschienenen Buche über Friedrich II. heißt es: „Bei seinem Geiz ist es unbegreiflich, daß er seiner Tänzerin zweiunddreißigtausend Livres Besoldung gab, aber man muß in Betracht ziehen, daß er sehr häßlich war und daß er nicht tanzte. Die Barbarina erhielt mehr als drei seiner Staatsminister zusammen." Friedrich wurde nicht müde, die schöne Barbarina zu beschenken und sie in allen möglichen Stellungen malen zu lassen. In seinen Zimmern, in allen Schlössern hing ihr Bild. Als er sich aber immer mehr überzeugte, daß seine kleine unschöne Persönlichkeit und sein unlöblicher Charakter keine Gegenliebe bei ihr finde, gab er ihr seinen Grimm zu erkennen. Die Liebe erscheint nicht auf Befehl. Das mußte auch der mächtige Friedrich lernen. Barbarina verließ 1748 Berlin. Gern hätte sie Friedrich behalten und ihren Kontrakt wohl noch unter günstigeren Bedingungen verlängert. Aber sie wollte nicht. Es widerstrebte ihrem Gefühl, daß Friedrich verlangte, sie dürfte sich nicht verheiraten. Friedrich wollte niemanden über sich dulden. Er beschloß sie zu züchtigen. Nachdem sie schnell die Grenzen seines Landes überschritten hatte, gab er seinem Zorn dadurch Ausdruck, daß er ihr Portrait auf die Retirade hing. Dort blieben ihre Bilder auf seinen Befehl bis nach dem siebenjährigen Kriege. Der große Friedrich zeigte sich oft sehr klein. Wie oft mag er wohl in seinem Zimmer vor ihrem Bilde gestanden haben! Im Berliner Schlosse traf man ihre Bilder in drei Zimmern an. Im Charlottenburger Schloß hing sie im Empfangssaal. In den Schlössern zu Potsdam finden wir sie bald als Venus, bald als Diana, bald als Nymphe, bald als Genius dargestellt. Friedrich Wilhelm II., der als Kind öfters in Sanssouci war, soll seinen Oheim gefragt haben, weshalb er gerade die Barbarina in allen Zimmern wiederfinde, während er nach

dem Bilde seiner Mama darin vergeblich suche. Auch in der Gemäldegalerie zu Dresden hat die Barbarina noch heute einen Platz. Ihr Bild führt die Nummer 24.

Jahre vergingen. Die Barbarina hatte man nicht vergessen. Plötzlich verlautbarte, sie sei wieder in Berlin und werde sich mit dem Sohn des Großkanzlers von Cocceji vermählen. Dem König war ihre Rückkehr peinlich. Aber sie war frei, reich, und niemandem verpflichtet. Friedrich suchte der Verbindung entgegenzutreten. An Cocceji schrieb er: „Sie werden meinen ganzen Unwillen auf sich laden, wenn Sie sich an diese Person binden." Graf Hacke erhielt den Befehl, Cocceji zu arretieren, aber so, daß „derselbe nicht echappieren oder einigen Connex mit der verführerischen Kreatur haben kann." Er wollte, daß Cocceji so lange interniert bleibe, bis die Barbarina „die Lande quittirt habe." Mit Gewalt hatte sie Friedrich nach Berlin, mit Gewalt wollte er sie aus Berlin schaffen lassen. Er, der von sich schreibt: „Ich habe immer nach der Ehre gehandelt," und der nie durch „Bagatellen" belästigt sein wollte, kümmerte sich um die geringsten Vorgänge, wenn sie seinen Zorn betrafen. Er schrieb eigenhändig an den Festungskommandanten von Altlandsberg, „den Arrestanten in eine verschlossene Kammer zu setzen und den Mund zu halten." Zwei Jahre lang hörte man nichts von Cocceji. Die Barbarina erschien jedoch wieder in Berlin und nannte sich Frau von Cocceji. Friedrich geriet in Wut. Er befahl seinen „geheimbten Rath" Uhden, zu ermitteln, mit welchem Recht sich „die Kreatur" so nenne, um sie zu verhaften. Hierauf schrieb die Barbarina eigenhändig an ihren ehemaligen königlichen Liebhaber. Mit welchen Empfindungen mag Friedrich am 16. November 1751 die ihm so wohl bekannte Handschrift gelesen haben? Ob er sich geschämt hat? Barbarina war eine geistreiche, kluge Dame. Die todwunde Stelle seines Herzens hat sie ihm gewiß gezeigt. Es blieb dabei,

Digitized by Google

sie war kirchlich und mithin gesetzmäßig getraut. Cocceji sowohl als Barbarina waren katholisch. Ein katholischer Pfarrer hatte die Trauung vollzogen. Friedrich wollte die Geistlichkeit streng bestraft wissen. Als man ihm nahelegte, der Geistliche dürfe, durch seinen Eid gebunden, nichts aussagen, befahl er Uhden, „die zur Zeit gehaltenen Domestiquen des Cocceji zu erforschen." Auch dies mißlang.

Nach Barbarinas Vermählung besuchte Friedrich das Theater seltener, und das Ballet geriet in Verfall. Der „Teutsche Merkur" berichtet: „Im Parterre saßen nur Soldaten. Eintrittsgeld erhob man nicht, da das Theater nur für den Hof erbaut war. Unmittelbar hinter dem Souffleurkasten saß der König, um der Musik und den Darstellern ganz nahe zu sein. Unter seinem Platze befand sich ein Ofen, damit seine Füße warm blieben. In eine Loge ging er nie. Die Prinzen durften es der Etiquette wegen nicht. Seitdem er die Oper nicht mehr besuchte, wagten es die Prinzen und der Hof, die Mittellogen des ersten Ranges in Besitz zu nehmen."

Mit den Jahren wurde es in Sanssouci immer einsamer. Verstimmt und freudlos saß der König da und schwieg vor sich hin. Er gedachte früherer, seliger Zeiten. Barbarina überlebte ihn um dreizehn Jahre. Ihr Gemahl starb als Regierungs-Präsident in Glogau lange vor Friedrichs Tode. Barbarina widmete sich ganz der Frömmigkeit. Zu Barschau im Kreise Glogau gründete sie 1759 ein adeliges Stift, in welchem neun katholische und neun evangelische adelige Fräuleins unter einer Aebtissin noch jetzt unterhalten werden. Sie besaß die drei Rittergüter Barschau, Pollach und Porschütz bei Glogau. Da sie kinderlos blieb, verwandte sie ihr Vermögen nur zu wohlthätigen Zwecken. Friedrich Wilhelm II., der wohl wußte, wie schweres Herzeleid ihr Friedrich II. zugefügt, hielt sie hoch in Ehren. Am 6. November 1789 erhob er „die verwitwete Freifrau von Cocceji, geborene Kampanini,

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ausländer, sein feindliches Verhalten gegen die Kirche, sein anstößiges Familienleben und manches andere bot ihm Anlaß genug, dem Bruder sein Mißfallen auszusprechen. Als Friedrich den siebenjährigen Krieg begann, war der Sohn seines Bruders bereits zwölf Jahre alt. Wichtige Dinge werden auch in der Familie besprochen. Es konnte daher nicht fehlen, daß der Prinz schon als Knabe von der gegensätzlichen Richtung seines Vaters zu Friedrich einen klaren Eindruck gewann. Unter diesen Eindrücken ist er aufgewachsen. Als Friedrich 1756 zum dritten Male zu Felde zog, wußte er genau, daß alle Prinzen den König von diesem Kriege abzubringen ernstlich versucht hatten. An Winterfeldt, der seit Jahresfrist von allen Entwürfen unterrichtet war, schrieb Friedrich: „Es würdt das ja Stark und Scharff hergehen, aber man muß die oren Steifffhalten, und jeder, der Ere und liebe vohr das Vahterlandt hatt, muß alles dran Setzen. Eine guhte husche so würd alles Klarer werden." Der zwölfjährige Prinz und sein Vater dachten anders über die „guhte husche". Aber Friedrich duldete keinen Widerspruch. Prinz Wilhelm hielt seinem Bruder vor: „Sie können nicht an die Möglichkeit glauben, diese Uebermacht zu besiegen. Die Mächte, die öffentliche Meinung, das Recht selbst sind gegen uns." Auch die jüngeren Brüder Heinrich und Ferdinand traten diesem Proteste bei. „Warum ohne Grund den Untergang vieler Menschen und eine Vergrößerung vom Schicksale ertrotzen wollen?" schrieb Prinz Heinrich. „Sie werden meine Entschlüsse nicht wankend machen. Der Krieg ist von mir unwiderruflich beschlossen. Wenn Sie Furcht empfinden, bleiben Sie daheim," entgegnete ihm gereizt der König. „Keiner von uns wird das thun," erwiderte Prinz Heinrich, „unsere Ansichten werden wir dem Gehorsam unterordnen." So zogen denn die drei Brüder mit in den Krieg.

Ganz Deutschland stand gegen Friedrich auf. Sechzig

Digitized by Google

Dieses Thun bezeichnete auch der jugendliche Prinz als Unrecht und Vermessenheit. Daran hat er festgehalten in seinem ganzen Leben. Er hat nie eine Äußerung gethan, in der er Friedrichs Verfahren gebilligt hätte. König August antwortete an Friedrich: „Die Rechtschaffenheit, der ich bis zum sechzigsten Lebensjahr nachgelebt, gestattet mir, Ihnen zu erwidern, daß Sie sich meines Landes ohne Recht und Ursache bemächtigt haben. Europa wird richten über mich und über die Erdichtung des mir von Ihnen zur Last gelegten Planes, von dessen Nichtexistenz alle Höfe überzeugt sind."

Die Entrüstung über Friedrichs Verfahren steigerte sich so sehr, daß er sich gedrungen fühlte, eine Rechtfertigung seines Thuns ausarbeiten zu lassen. Durch Bestechung des Kanzlisten Menzel setzte er sich in den Besitz wichtiger Akten des Dresdener Archivs. Durch diese wurde jedoch dargethan, daß die Mächte keineswegs beschlossen hatten, Preußen anzugreifen. Es war nur in Aussicht genommen, daß wenn Friedrich wieder einen ungerechten Krieg anfangen sollte, man gemeinschaftlich gegen ihn handeln wolle. Ein Vertrag bestand nicht. Nun ist es aber wenig bekannt, daß Friedrich schon im Winter 1755 zu 1756 unter dem Vorwande, Hannover zu schützen, Anordnungen traf, die westphälischen Regimenter heranzuziehen, auch die schlesischen Festungen stark mit Lebensmitteln versorgte und im Frühjahr 1756 sogar ein Korps unter dem Feldmarschall Lehwald nach Stolp entsandte. Auch „die Garnisonregimenter vermehrte er im letzten Winter um vier Bataillone."*) Diesen gliederte er dann weitere Bataillone an. Die russische Kaiserin folgerte, daß Lehwalds Vorgehen nur auf Rußland gerichtet sei. Sie fragte in Wien an, was dies bedeuten solle. „Man wisse es nicht, auch in Wien herrsche wegen Friedrichs Maßnahmen dieselbe Beunruhigung," lautete die Antwort. Nun erst

*) Koser, Friedrich der Große. S. 596.

Digitized by Google

und erfunden. Keiner von uns beabsichtigt Preußen anzugreifen."

Acht Tage später, am Sonnabend, den 28. August 1756, früh fünf Uhr standen vor dem Schlosse in Potsdam die Regimenter der Garnison. Friedrich musterte die Truppen. Auch der zwölfjährige Prinz war gegenwärtig. Der König gab den Befehl zum Abmarsch, und mit Teilnahme schaute der Prinz den ins Feld rückenden Truppen nach. Die meisten von ihnen sahen Potsdam nie wieder.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob die Mächte sich wirklich zum Vernichtungskampfe gegen Friedrich verbündet hatten. Maria Theresia hat dies feierlich in Abrede gestellt, und trotz eifrigen Nachforschens in den Archiven ist bis jetzt nirgends ein derartiges Dokument ans Licht gefördert worden. Hertzberg empfing von Friedrich den Befehl, zu beweisen, daß man ihn angreifen wollte. Hertzberg that dies zwar mit Geschick, aber nach Friedrichs Tode erklärte er selbst: „Der Plan, Friedrich zu bekriegen, hatte die Bedingung zur Voraussetzung, daß dies nur geschehen solle falls er einen Krieg anfangen würde." Schlosser sagt: „Alles, was Friedrich zur Entschuldigung seines Einfalles in Sachsen hat drucken lassen, bleibt problematisch!" Friedrich verbreitete die Hertzbergsche Schrift nach aller Möglichkeit. Auch schrieb er eigenhändig für die Zeitungen z. B. „Berliner Nachrichten", „Politische Korrespondenz," „Briefe eines Augenzeugen." Letzteres festzustellen, hat Droysen viele Mühe gemacht. Friedrich war unermüdlich, die öffentliche Meinung für sich günstig zu stimmen. Das Urteil seiner Brüder und des Thronfolgers ist hierdurch niemals erschüttert worden. Noch bis auf den heutigen Tag wird behauptet, Friedrich wäre auf Grund eines Offensivvertrages (der aber nie existiert hat) eigentlich nicht der Angreifer gewesen, sondern seine Gegner treffe die Schuld des Angriffs. Es liegen aber keine Thatsachen vor, aus denen

Digitized by Google

Ministern und Generalen Aufklärung zu erhalten.“*) So Naudé, der trotz dieser Gründe zu einem den König freisprechenden Urtheil gelangt. Anders Dr. Klopp: „Friedrich hat seine Absicht, seinen Kriegszug zu rechtfertigen, insofern erreicht, als die späteren ihm Glauben beimaßen. Man nahm *seine* Selbstverteidigung für Geschichte, und jede Prüfung der Sache wird mit Mißtrauen aufgenommen. Die Geschicklichkeit Friedrichs, es durchzusetzen, daß er als ein unschuldig Angegriffener dasteht, ist ein Erfolg, der dem Gewinn einer Schlacht gleichsteht. Wie seine Siege seiner Energie beizumessen sind, und wie dort das Unrecht und die Gewalt triumphirt über das mit geringem Geschick verteidigte Recht, ist auch der Erfolg in der *Verkehrung* des wahren geschichtlichen Verhältnisses nur seiner Leistungsfähigkeit beizumessen.“**)

Dieselbe Ansicht vertritt Prof. Dr. Max Lehmann in Göttingen. Er sagt: „Die erste Aufgabe, welche sich Friedrich nach dem zweiten schlesischen Kriege setzte, war, den Staatsschatz wieder zu füllen. Er war der Ansicht, daß der Staat den Bedarf für vier Feldzüge, jeden zu fünf Millionen Thaler gerechnet, vorrätig haben müsse. Diesem Ziele näherte er sich seit 1750 mit raschen Schritten. 1755 verfügte er über 14000000, 1756 über 16350000 Thaler. Schon 1752 hatte er es dahin gebracht, daß für jeden Infanteristen eine Uniform in Reserve und Munition für zwei Feldzüge vorhanden war. Mehl und Getreide waren in den Festungen trefflich verteilt. Die teils ausgebauten, teils neu aufgeführten Festungs-Bollwerke wurden 1755 im Bau vollendet. Das Heer stellte eine Vereinigung von numerischer Stärke, Einheitlichkeit und Schlagfertigkeit dar, zu der es kein Gegenstück in der Welt gab. Seine Werber durchzogen beständig die

*) Dr. A. Naudé, Forschungen zur Brandenburg-Preußischen Geschichte I. S. 225 und 253.

**) Dr. O. Klopp, Friedrich II. S. 315.

Digitized by Google

Lande, um mit erlaubten und unerlaubten Mitteln junge Mannschaft einzufangen. Man kannte in Wien den König genau genug, um die Gefahr eines Überfalls zu würdigen. Manchem mochte zu Mute sein, wie dem General Brown in Böhmen, welcher bat, einige Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Aber die Kaiserin und ihr Minister lehnten dies ab. Um dem Widersacher keinerlei Vorwand zu geben, hatten sie schon 1754 und 1755 die herkömmlichen Übungslager in Böhmen ausfallen lassen. Nichts gemahnte an einen Krieg: da kam die Nachricht, daß Friedrich rüste.

Ende Juni 1756 ließ Friedrich seine Truppen in Marsch setzen. Noch bezogen sie kein Lager, sondern wechselten nur die Garnisonen: aber zu welchem Zweck? Bis zum 30. August waren die östreichischen Truppen in Böhmen ohne eine einzige Kanone. Der Befehlshaber, der soeben die Kunde von Friedrichs Einbruch in Sachsen erhalten hatte, berichtete nach Wien, er habe keine Proviantwagen, keine Pontons, keinen Genieoffizier, es fehle ihm an Säbeln und Flinten.

Innerhalb Preußens wird die Ueberlieferung festgehalten, eine Verschwörung der Mächte gegen Preußen sei völlig fertig und die Gegner seien in Begriff gewesen, in Aktion zu treten. Friedrich habe sich nur in Notwehr befunden. Wie kann man so reden, da doch der König in dem Testamente von 1752 eine völlig ausgearbeitete Disposition für den Einbruch in Sachsen giebt, welche ganz übereinstimmt mit der 1756 von ihm ausgeführten! Mit Zähigkeit hat er sein Leben lang an dem sächsischen Projekt festgehalten. 1752 schrieb er: „Die Erwerbung von Sachsen ist durchaus nothwendig, um dem Staate die Festigkeit zu geben, die ihm fehlt.“ Ist es wohl denkbar, daß er seinen Vergrößerungsplänen gerade 1756 keinen Einfluß auf seine Entschließungen gestattete? In seinem Briefe vom 19. Februar 1756 fragt er seinen Bruder Wilhelm, ob er denn das Vergnügen für gar nichts halte, Sachsen zu

Digitized by Google

vernichten. „Man müsse seine ehrgeizigen Pläne verbergen und die Mißgunst Europas gegen andere Mächte rege machen, dergestalt gesichert, vollbringt man seinen Streich.“ Das Verlangen nach dem Besitz von Sachsen wirkte in ihm mit der Kraft einer Vision. Es müsse sein eigen werden. 1752 forderte er Frankreich auf, die Türken in den Krieg mit Östreich zu treiben. Den Franzosen verwehrte er, ein Bündnis mit Sachsen zu schließen, geschehe dies, so werde er sein Bündnis mit Frankreich nicht erneuern. Wenn er 1750 den Ausbruch des Krieges für das Jahr 1755 „erwartete“, so steht diese Vorausverkündigung doch wohl im Zusammenhange mit der Thatsache, daß die Füllung seiner Schatzhäuser, Waffen- und Getreide-Magazine, sowie der Ausbau der Festungen sich damals dem gestecktem Ziele näherte. Er wartete mit dem Angriff bis seine Vorbereitungen fertig waren, und die Äußerungen seiner Gegner ihm einen Vorwand gaben. Dann vertauschte er, um in seiner Sprache zu reden, die Fuchshaut mit dem Löwenfell.

Er schritt zum Angriff, während er jene drei Anfragen in Wien stellen ließ. Verlangt man von uns zu glauben, daß er wirklich seine in Sachsen eingerückten Truppen zurückgezogen und alles in den früheren Stand zurückgestellt haben würde, wenn Maria Theresia ihm die Versicherung gegeben hätte, daß sie ihn weder in diesem noch im nächsten Jahre angreifen wolle? Des sollen wir ihn für fähig halten, der sich selber an einen feierlich geschlossenen Vertrag nicht band, als es sein Interesse erheischte? Er wußte ganz genau, daß er niemals eine zustimmende Antwort erhalten würde. Er wollte Sachsen annektieren, ohne auch nur den geringsten Rechtsanspruch an das Land zu besitzen. Er forderte die Ordnungen des Reiches und die Satzungen des Völkerrechtes gegen sich heraus. „In der Politik,“ schrieb er an Bielfeld, „muß man zurückkommen von den ängstlichen Ideen, die der große Haufe sich über Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit und ähn-

liche Tugenden bildet: alles läuft nur auf die Macht hinaus.“ Es ist ein Irrtum, wenn unser größter Historiker sagt, Friedrich habe den siebenjährigen Krieg nicht verschuldet. In gleicher Weise verzerrt erscheint bei Naudé der Hergang. Er citiert falsch, er übersetzt falsch, er vergißt wichtige Urkunden, die ihm bekannt sind, er unterläßt es sich zu unterrichten. Er kritisiert die Darstellung des Prinzen Heinrich mit dem Vorwurf: „Ja, der preußische Prinz stellt sich geradezu auf die Seite der Östreicher.“ Er macht dem Prinzen einen Vorwurf daraus, daß er bei der Erforschung der Wahrheit den Östreichern Recht giebt. Nach Naudé darf kein „preußischer“ Historiker von der in Preußen hergebrachten Tradition abweichen. Welche Ironie aber liegt darin, daß die so hart gescholtenen Östreicher und der ihnen zustimmende preußische Prinz Recht haben. „So streng bestraft die Historie diejenigen, welche sie für eine Courtisane der Politik ansehen. Sie erschließt ihre Geheimnisse immer nur denen, die ihr mit reinem und keuschem Sinne nahen: die historische Wahrheit ist an sich Religion.“ So Professor Lehmann.*)

Man hat den vielgeschmähten König Friedrich Wilhelm II. auch deshalb getadelt, weil er die Kriege Friedrichs nicht gebilligt, und, gleich seinem Oheim, als unrechtmäßige Eroberungszüge bezeichnet hat. Um ihn von diesem ungerechten Vorwurf zu befreien, war es nötig, auf die Vorgeschichte der Kriege Friedrichs tiefer als es sonst hier geschehen wäre, einzugehen. Die preußischen Schulbuchschreiber sollten ihren Irrtum endlich berichtigen und sich, nachdem wir einen Kaiser und ein deutsches Reich haben, mehr auf den deutschen als auf den preußischen Standpunkt stellen. Es ist wohl an der Zeit, daß dem damaligen Kaiserhofe und den 60 deutschen Fürsten ihr historisches Recht werde.

*) Dr. Max Lehmann, Friedrich II., S. 2, 36, 51, 72.

Digitized by Google

Während Friedrichs Soldschreiber die öffentliche Meinung irre führten, schloß er das verschanzte Lager ein, das die Sachsen bei Pirna bezogen hatten. Noch immer waren die Östreicher mit ihren Rüstungen nicht fertig. Anstatt ihnen einen empfindlichen Schlag beizubringen, blieb Friedrich stehen. Er besichtigte die sächsische Stellung, unterließ aber den Angriff, weil er sich als den Herrn von Sachsen ansah. Er wollte nicht, daß seine alten und seine neuen Unterthanen einander zerfleischten. Den sächsischen Befehlshaber erschreckte er durch die Forderung, daß das sächsische Heer mit ihm marschieren und auch den Treueid leisten müsse. Das sei, erwiderte der Sachse, ohne Beispiel in der Geschichte. Als dann der General sich zur Kapitulation bereit erklärte, lehnte Friedrich die Gefangennehmung des Heeres ab. Er befahl, daß die ganze Armee, ausgenommen die Generale, in seinen Dienst zu treten habe. Sofort traf er Anstalten, ihm den Eid der Treue zu leisten. Daß er diese Eidesleistung zu erzwingen suchte, wurde selbst in seinem eigenen Lager als grausam bezeichnet. „Sie hoben weder die Finger auf, noch sprachen sie die Eidesformel nach," berichtet der General von Gaudy. Sie liefen heimlich des Nachts, oder auch in vollen Regimentern am Tage davon.

Friedrichs Schilderhebung wurde nicht als Abwehr, sondern als ein neuer Eroberungszug angesehen. Man wird den alten Podewils verstehen, der seinen königlichen Herrn immer wieder ermahnte, von seinem Vorhaben abzustehen. In großer Besorgnis schrieb Prinz August Wilhelm am 28. August 1756 an seinen Bruder: „Alles dieses mißfällt mir sehr, aber ich werde meine Pflicht thun." In seinem Briefe vom 5. Oktober 1756 heißt es: „Wenn man mich vor einem Jahre nach meiner Ansicht gefragt hätte, so würde ich geraten haben, das Bündnis aufrecht zu erhalten. Erinnern Sie sich des Briefes, den Franz I. an seine Mutter

Digitized by Google

schrieb nach der Schlacht bei Pavia. So muß der sein, den der letzte Preuße schreiben wird. Meine Kinder werden vielleicht das Opfer begangener Fehler sein." Und am 24. März 1757 schreibt er dem Könige: „Seien Sie überzeugt, daß, wenn ich ohne Untersuchung beigestimmt hätte, als man den Entschluß faßte, zu thun, was man gethan hat, ich verzweifeln würde. Aber da ich in Allem das unschuldige Opfer bin, so darf ich in meinem Gewissen beruhigt sein."

Man erkennt hieraus den tiefen Gegensatz, in welchem der Thronfolger zu dem Könige stand. Der Sohn des Thronfolgers befand sich damals in seinem dreizehnten Lebensjahre. Jetzt und später bekannte er sich rückhaltslos zu der Ansicht seines Vaters.

Am 3. Oktober überbrachte der Adjutant von Oppen die Nachricht des Sieges bei Lowositz nach Berlin. Friedrich hatte Befehl gegeben, diesen Sieg recht glänzend in Berlin zu feiern. Abends war bei der Königin-Mutter in Monbijou Konzert und Souper. Die Königin, der junge Prinz und der ganze Hof waren wegen dieses Sieges ungemein glänzend erschienen. Am 8. Oktober abends war Kour und Gala bei der Königin. Sie empfing die Glückwünsche des Adels und der Fremden von Distinktion, worauf Konzert und große Tafel stattfand. Am 10. Oktober beging man in allen Kirchen Berlins einen Dankgottesdienst, dem beide Königinnen, der Prinz Friedrich Wilhelm und das ganze hier anwesende Königliche Haus und der Hof im Dome beiwohnten.*) Der Religionslehrer des Prinzen, Hofprediger Sack, hielt die Predigt.

Am 4. Januar 1757 abends 11 Uhr traf der König unverhofft in Berlin ein. Er begab sich zuerst zur Königin-Mutter. Tags darauf empfing er die Minister und speiste

*) Berliner Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen vom 5. und 12. Oktober 1756.

Digitized by Google

abends bei seiner Mutter, wozu die Königin, der junge Prinz und sämmtliche anwesenden Prinzen und Prinzessinnen Einladungen erhielten und auch erschienen. Am 13. Januar reiste der König wieder nach Dresden ab, um seine Hauptstadt erst nach 6 Jahren und seine Mutter nicht mehr wieder zu sehen. Letztere verschied zu Berlin am 18. Juni 1757 im Alter von 71 Jahren. Am 4. Juli, Nachts 12 Uhr, wurde ihre Leiche in der Domkirche beigesetzt. Am 17. Juli wurde in allen Kirchen des Landes die Gedächtnißpredigt über Psalm 90, 10 gehalten, welcher die Königin, der junge Prinz und der Hof im Dome beiwohnten. Wenige Tage vor dem Hinscheiden seiner Mutter hatte Friedrich die Schlacht bei Kolin verloren. Seine Lage wurde immer bedenklicher. Viele seiner Generale, seiner Truppen wurden muthlos. Es war soweit gekommen, daß die Sicherheit Berlins gefährdet erschien. Der östreichische General Graf Hadik zog gegen die Hauptstadt in Eilmärschen heran. Die Berliner und der Hof geriethen in die größte Bestürzung. Die Königin flüchtete mit dem Hofe nach der Festung Spandau. Der junge Prinz lernte jetzt zum ersten Male die Drangsale des Krieges kennen. Am 16. Oktober rückten die Östreicher in die Hauptstadt ein. Sie hielten ihre Lage jedoch für so gefährdet, daß sie schon am folgenden Tage Berlin den Rücken kehrten. Der Hof begab sich nun nach Berlin zurück, sah diesen Aufenthalt doch für so unsicher an, daß er es vorzog, sich nach Magdeburg zu begeben. Am 23. Oktober reisten die Königin, der junge Prinz, der Hof und die Minister mit sämmtlichen Kassen nach Magdeburg, wo sie erst am 28. anlangten. Die Ankunft des Hofes wurde durch dreimalige Abfeuerung der Geschütze begrüßt. Nach großem Empfange der Würdenträger fand bei der Königin am Abende ein glänzendes Essen statt, an dem auch der Prinz teilnahm. Am 6. November ging die Nachricht von dem Siege bei Roßbach ein. Wiederum fand

Digitized by Google

abends offene Tafel statt. Am 8. Dezember überbrachte der Leutnant von Putlitz an der Spitze von 48 blasenden Postillonen die Kunde von dem am 5. Dezember erfochtenen Siege bei Leuthen. Die Feier dieses Sieges wurde durch Glockengeläute und große Feste begangen. Bald darauf traf die Nachricht ein, Breslau befinde sich wieder in den Händen der Preußen. Fest an Fest reihte sich jetzt in Magdeburg.

In Folge der günstigen Ereignisse wurde die Rückkehr des Hofes nach Berlin beschlossen. Am 3. Januar 1758 verließ die Königin unter dem Feuer der Kanonen die Festung Die Reise ging über Burg nach Spandau. An beiden Orten wurden glänzende Feste veranstaltet. Am 5. erfolgte der Einzug in Berlin. Unter ungeheurem Jubel wurde der Weg zum Schlosse zurückgelegt. Die Fahnen wehten, die Musikkorps spielten. Am Abend fand große Tafel statt. Der junge Prinz blieb noch länger als einen Monat in Magdeburg. Erst am 12. Februar traf er mit seinem Hofmeister von Borcke in Berlin ein. Während Friedrichs Lage im Felde immer bedenklicher wurde, gab man sich in Berlin den rauschendsten Vergnügungen hin. Am Geburtstage des Königs ging es bei der Königin besonders geräuschvoll zu. Nach den Glückwünschen fand Konzert, später Ballet, dann das Souper statt. Am 23. März wurde bei der Prinzessin Amalie auf dem Schlosse in Anwesenheit aller in Berlin befindlichen Mitglieder des Königlichen Hauses und der Hofstaaten ein glänzendes Fest veranstaltet. Da viele der zahlreich geladenen Gäste sich veranlaßt sahen, die Feste zu erwidern, so schien der Jubel gar kein Ende nehmen zu wollen. Der leichtfertige Sinn, der sich in diesen Vergnügungen inmitten einer schweren Kriegszeit offenbarte, konnte auf die geistige Entwickelung des jungen Thronfolgers unmöglich wohlthuend einwirken. Es war aber dies der Wille Friedrichs. Die in Berlin anwesenden Gesandten und Fremden sollten über die wahre Lage Preußens getäuscht

Digitized by Google

werden. Deshalb gab man sich selbst bei verlornen Schlachten keinerlei Traurigkeit hin. Der junge Prinz ließ sich hierdurch nicht irre führen, da die von seinem Vater aus dem Felde eingehenden Berichte die wahre Sachlage klar legten.

Der Tod des Vaters Friedrich Wilhelms II.

Bald sollte man auch in Berlin erfahren, daß Hoffart und Unwahrheit keinen Bestand haben, daß dem Leichtsinn schnell die kummervollen Tage folgen. Der Prinz von Preußen hatte nach der Niederlage bei Kolin von Friedrich den Befehl erhalten, den Feind bei Zittau festzuhalten. Friedrich täuschte sich in der Annahme, daß die Hauptstärke des Feindes ihm nachziehen, sein Bruder aber nur ein unbedeutendes Korps sich gegenüber haben würde. Daun und Lothringen wandten sich aber vereint gegen den Prinzen Wilhelm. Letzterer ging daher langsam zurück. Dem dreimal stärkeren Feinde gegenüber billigte der König anfangs den Rückzug seines Bruders. Bald aber wurde er unwillig. „Wenn Ihr Euch stets zurückzieht, so werdet Ihr in vier Wochen nach Berlin gedrängt sein." Friedrich bereute es, seinem Bruder ein Korps anvertraut zu haben. „Mein Bruder hat das beste Herz der Welt, aber keine Entschlossenheit. Er ist zu schüchtern und kräftigen Maßregeln abgeneigt." Am 19. Juli traf der Prinz in Zittau an. Das Heer befand sich in trauriger Verfassung. Umgeben vom Feinde, oft schon wie abgeschnitten, ohne Lebensmittel und Zelte, marschierte es mühsam im Gebirge fort. Die unzuverlässigsten Regimenter hatte Friedrich dem Prinzen überlassen. Täglich liefen hunderte von Soldaten zu den Östreichern über. Friedrich, hierüber entrüstet, zog seinem Bruder entgegen. Am 29. Juli traf er mit ihm auf der Landstraße bei Bautzen zusammen. Er überhäufte ihn im Angesichte der Truppen mit Vorwürfen, so daß ein

Digitized by Google

Gemurmel des Unwillens unter den Generalen hörbar wurde. Als sich der Prinz zu verteidigen begann, geriet der König in Zorn und befahl ihm zu schweigen. „Sie haben sich benommen, als wollten Sie diesem Krieg, der Ihnen verhaßt ist, ein Ende machen. Sie haben mir von jeher widersprochen. Als ich den Krieg unternahm, da wagten Sie dagegen zu protestieren. Ich vertraute Ihnen ein Armeekorps von dreißigtausend Mann, und jetzt bringen Sie mir kaum sechzehntausend zurück. Wo haben Sie meine Soldaten gelassen?" „Sie liegen im Engpaß von Gabel, in den Abgründen des Erzgebirges. Sie sind verhungert und verdurstet, zum Teil desertirt." „Wie konnten Sie es wagen, meinen Instruktionen zuwider, den Rückzug durch das Gebirge zu nehmen, statt die gerade Straße zu gehen?" „Sie haben mir keine Instruktionen gegeben. Ich habe Sie vergeblich um eine solche gebeten. Ich sollte allein die Verantwortung tragen. Wenn der Rückzug mißlang, so sollte die Welt sagen, nicht Sie, sondern ich verschulde dies."

Der Prinz forderte seinen Abschied, der ihm sofort bewilligt wurde. Er begab sich nach Oranienburg, wo er in trüber Stimmung dem Fortgang des wechselreichen Krieges seine Aufmerksamkeit zuwendete. Obwohl er dem Bruder die Ungerechtigkeit verzieh, schmerzte es ihn doch sehr, daß derselbe ihn nicht wieder zur Armee berief. Über seine Begabung zum Heerführer hatte Michell nach England berichtet: „Der Prinz von Preußen ist ein vortrefflicher Offizier, wachsam, vorsichtig, thätig. Er besitzt jede Eigenschaft, welche zur Führung eines Heeres erforderlich ist." Obwohl Friedrichs Geschwister und Freunde den König baten, seinen Bruder zurückzuberufen, da durch das Fernbleiben des Prinzen sein Ansehen nur leiden müsse, konnte Friedrich seinen Groll nicht überwinden. Der Prinz magerte sichtlich ab und verfiel in eine schwere Krankheit. Über seinen Tod sandte die Hofdame von Kleist der Gräfin Voß folgenden Bericht:

Digitized by Google

„Der Prinz hat sehr wohl gewußt, daß er dem Tode entgegenging. Vier Wochen vorher sagte er zu seinem Regimentschirurg, daß er nicht mehr hoffe, besser zu werden. Er werde keine Arzenei mehr einnehmen, und er möge hierüber Schweigen beobachten. Für seine Treue gestattete er ihm, ihn nach seinem Tode zu sezieren, falls es ihm wichtig sei, die Ursache seines Todes zu ermitteln. Bald darauf besuchte ihn der Oberst von Forçade. Dieser erschrak über das schlechte Aussehen des Prinzen und schickte sogleich zur Prinzessin Amalie, damit diese einen Arzt aus Berlin mitbringe. Sie kam mit dem berühmten Arzt Meckel. Der Prinz erklärte, er fühle, daß er sterben müsse, er werde keine Medizin mehr einnehmen. Tags darauf erschienen noch drei Ärzte aus Berlin, welche den Zustand für eine Gehirnentzündung bezeichneten. Es gelang ihnen, die Krankheit zu brechen; die Delirien hörten auf, aber als der Prinz seine Besinnung wieder erlangt hatte, weigerte er sich standhaft, Medizin zu nehmen. Mehrere Tage vergingen, ohne daß sich sein Zustand besserte. Die Ärzte erklärten, daß keine Hülfe mehr möglich sei. Man sagte es ihm, und er blieb gefaßt. Anstatt jeder Antwort faltete er die Hände und rief mehrere Male mit Inbrunst: „Herr Jesu, erbarme dich meiner!“ Darauf verlangte er nach dem Geistlichen des Ortes und bewies, als dieser kam, die größte Andacht und Seelenruhe. Unter dessen Gebeten verschied er Tags darauf Gott ergeben am 12. Juni 1758. Wenn der Himmel es anders gefügt hätte, so wäre diese Krankheit vielleicht der Anlaß zu einer Aussöhnung zwischen den beiden Brüdern geworden. Aber der Gram und die Verzweiflung haben den unglücklichen Prinzen getötet.“

Friedrich wollte auch jetzt noch nicht zugeben, daß er den verstorbenen Bruder schwer gekränkt habe. Als er dem Prinzen Heinrich den Tod des Bruders meldete, beklagte er sich über den Kummer, den Prinz Wilhelm ihm bereitet habe.

Digitized by Google

Aber Heinrich weist diese Beschuldigung mit den Worten zurück: „Ich habe geseufzt über das Zerwürfnis zwischen Ihnen und Wilhelm. Ihre Bemerkungen hierüber vermehren meinen Schmerz. Aber der Respekt und der Kummer legen mir Schweigen auf, und nur darum antworte ich Ihnen nichts über diese Sache.“

Die Jünglingsjahre Friedrich Wilhelms II.

Nach dem Tode seines Bruders hielt es Friedrich für geboten, seiner Gemahlin die Weisung zu geben, ihren Wohnsitz wieder nach Magdeburg zu verlegen. Prinz Wilhelm, den er jetzt zum Thronfolger unter dem Namen „Prinz von Preußen“ ernannte, folgte der Königin dorthin. Der König richtete an ihn die Mahnung, sich auf seinen Beruf immer mehr vorzubereiten, da er wahrscheinlich frühzeitig zur Regierung gelangen werde. An den Feldmarschall von Kalckstein sandte der König folgendes Schreiben: „Im Lager Proßnitz, den 21. Juli 1758. Mein lieber Marschall! Eine Reihe von Unglücksfällen, welche mich seit Jahren verfolgt, hat mir einen Bruder entrissen, den ich, trotz des Kummers, den er mir bereitet, stets geliebt habe. Sein Tod legt mir die Pflicht auf, für seine Kinder zu sorgen und bei ihnen Vaterstelle zu vertreten. Meine Entfernung und die großen Angelegenheiten, in die ich verwickelt bin, verbieten mir, ihrer Erziehung mich völlig zu widmen. Ich bitte Sie, bei der treuen Anhänglichkeit, die Sie immer für meinen Vater und den Verstorbenen gehabt, und, wie ich mir schmeichle, auch für mich haben, Ihre Aufmerksamkeit auf die Erziehung dieser armen Kinder zu richten. Sie wissen, von welcher Wichtigkeit es für Millionen Menschen ist, daß der Thronfolger in rechtlichen Grundsätzen erzogen wird. Obwohl Ihre Gesundheit schwach ist, hoffe ich doch, daß Sie in meiner Abwesenheit meine Obliegenheiten erfüllen werden.“

Digitized by Google

Der König hatte Befehl gegeben, daß der Prinz sowohl in Magdeburg als auch später in Potsdam täglich den Exerzitien seines Regiments beiwohnen solle. „Vor allem müsse ihm die Liebe zum Soldatenstand, als dem für einen Edelmann schicklichsten Berufe" erweckt werden. „Vor dem Priester", befahl er, „der ihn in der Religion unterrichtet, braucht er nicht viel Ehrfurcht zu haben. Er muß nicht eher etwas glauben, als bis er es genau geprüft hat." Hofprediger Sack berichtet, „daß ihn des Königs Auftrag Tag und Nacht in Sorgen halte und daß ihm eine Unterrichtsstunde mehr Nachdenken und Kummer verursache, als drei Predigten."

Die dem Christentum völlig abgewandten Grundsätze des Königs, sowie seine dem Prinzen bekannte Absicht, sich durch Gift das Leben zu nehmen, falls sein Kriegszug fehlschlage, mußten das Ansehen Friedrichs in den Augen des Thronfolgers tief herabsetzen. Der Prinz und des Königs Vertraute zitterten bei dem Gedanken, daß Friedrich ein schnell tötendes Gift bei sich trug und sein Vorhaben zur Ausführung bringen werde. Der fünfzehnjährige Thronfolger stellte sich vor die Erwägung, was er beginnen solle, wenn ihm gerade in dem schwierigsten Augenblicke die Verantwortung der Regierung aufgebürdet würde. An d'Argens schrieb Friedrich:

„Nun ist mein Los geworfen, Freund!
Ermüdet von dem Schicksal, das mich quält,
Verkürz ich selbst mein Lebensziel,
Und furchtlos zerreiße ich den Lebensfaden."

„Ich bin fest entschlossen," schreibt er seiner Schwester Wilhelmine, „den Schimpf nicht zu überleben. Jeder hat das Recht, sein Leben in dem Augenblick zu vollenden, den er für geeignet hält. Wenn Sie denselben Entschluß fassen, so enden wir zusammen unsere Leiden. Diejenigen, welche in der Welt bleiben, mögen die Sorgen zu Ende bringen."

Digitized by Google

Auf einen ähnlichen an Prinz Heinrich gerichteten Brief hielt ihm dieser sein Unrecht vor und beschwor ihn, die Fortsetzung des zu Unrecht unternommenen Krieges aufzugeben und das eroberte Sachsen herauszugeben. „Er sehe keinen Grund, die Sache aufs äußerste zu treiben. Die Standhaftigkeit im Unglück bestehe nicht darin, eine verlorene Partie halten zu wollen, sondern darin, sich geeigneter Mittel zu bedienen, dem völligen Ruin vorzubeugen.“ „Nein,“ antwortete Friedrich, „niemals werde ich zu dieser Schande mich entschließen. Nur Feiglinge beugen sich unter das Joch. Die Epoche meines Todes wird diejenige der Tyrannen Österreichs sein.“

Inzwischen zog sich das Unwetter über dem Haupte Friedrichs immer drohender zusammen. Die Russen brandschatzten die Neumark, und die Österreicher rückten in Eilmärschen heran, sich mit ihnen zu vereinigen. Nachdem die Korps der Generale von Wedell und von Finckh sich mit der Armee Friedrichs vereinigt hatten, belief sich des Königs Heer auf 50000 Mann. Die vereinigten Russen und Österreicher zählten 78000 Mann. „Am 12. August 1759, einem Sonntage,“ erzählt der Pfarrer Orth aus Reitwein, „war die unglückliche Schlacht bei Cunersdorf. Hätte man am Tage des Herrn geruht, so wäre es besser gewesen. Wie die Sache gut ging, verkündete man in Berlin und Küstrin den Sieg. Aber wie betrübt sahe es aus, als man den toten General von Puttkamer und andere hereinbrachte. Um 6 Uhr Abends war die Schlacht verloren und in größter Unordnung wandte sich alles fliehend den Tags zuvor bei Reitwein errichteten Brücken zu. Der König sandte dem General von Flemming, welcher die Brücken bewachte, den Befehl voraus, niemand über die Brücken zu lassen. Er traf vor Mitternacht im Dammhause ein und mußte ihm der Dammmeister um 12 Uhr Wasser von der Reitweiner Schloßpumpe holen. Er übernachtete im Dammhause. Der Gutsherr von Burgs-

Digitized by Google

dorff hatte sich nach Königsberg N.-M. begeben." Wer vermöchte wohl in Worte zu fassen, was hier in der stillen Nacht in der Seele des Königs vorging! Hier wollte er seinem Leben durch Gift ein Ende machen. Er legte das Kommando nieder, „weillen Mihr eine Schwere krankheit zugestoßen". An Graf Finkenstein in Berlin schrieb er französisch: „Heute habe ich den Feind angegriffen. Wir haben ihn bis zum Frankfurter Judenkirchhof getrieben. Dieser Kirchhof kostete viele Leute. Die Truppen gerieten in Verwirrung. Ich sammelte sie dreimal. Mein Rock ist von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde wurden mir getötet. Mein Unglück ist, das ich noch lebe. Unser Verlust ist sehr groß. Von 48000 Mann sind mir kaum 3000 übrig. Alles flieht. Man wird wohl daran thun, in Berlin an seine Sicherheit zu denken. Es ist ein grausamer Schlag, den ich nicht überleben werde. Ich halte alles für verloren. Diese Schmach will ich nicht überleben. Adieu auf ewig."

Hierauf schrieb der König einen leider verloren gegangenen Brief an den Prinzen Heinrich. Ein drittes Schreiben richtete er an den ältesten General der Armee von Finckh. Dieses lautete: „Fink kriegt eine Schwehre Commission, die armée, So ich ihm übergebe, ist nicht mehr imstande mit die Rußen zu Schlagen. Hadik wird nach Berlin eillen, vielleich Laudon auch, gehet General Fink dieße beide nach, So kommen die Rußen ihm in Rücken, bleibt er an der oder Stehen, So kriegt er den Hadik dieß Seit, in deßen, So glaube ich, das wenn Laudon nach Berlin wolte, könnte er ihn unterwegens attaquiren. wo dieß gehet, gibt dem ungelück einen anstandt. Zeit gewonnen ist vihl. Cöper, mein Segreter, wird ihm alles sagen, er Muß Meinem Bruder, den ich generalissimus deklariret von allem berichten, an meinen Neven mus die armée Schwehren. Dießes ist der eintzige raht, den ich noch geben kan. Hette ich noch resourssen So wehre ich dabei geblieben."

Digitized by Google

Nach Absendung dieser denkwürdigen Schriftstücke begab sich Friedrich vom Dammhause nach dem Schlosse. Der Pfarrer Orth, welcher einer Krankheit des Königs mit keinem Worte gedenkt, berichtet: „Der König logierte im adligen Hause, und weil er sehr müde war, schlief er bald ein. Der adlige Brauer hatte bei dem Bette wachen müssen. Hierauf hielt er sich zwei Tage in seinem Zimmer eingeschlossen."

Der Thronfolger empfing die Schreckenskunde und die Nachricht von der Kommandoniederlegung des Königs am Tage nach der Schlacht. Zwischen Berlin und Reitwein eilten Adjutanten hin und her. Doch der König ließ niemand vor. Es waren bange, sorgenvolle Stunden, welche der Kronprinz in diesen Tagen verlebte. Am 13. und 14. August nahm lediglich Finckh die Berichte der Generale in Empfang und erledigte die Geschäfte. Am Morgen des 15. August traf Graf Hordt mit seinem von Landsberg beorderten Regiment in Reitwein ein. Er hat in seinen Aufzeichnungen ein trübes Bild von den dort lagernden Truppen hinterlassen. Alles soll in die tiefste Traurigkeit und Ratlosigkeit versunken, die Verwirrung und der Jammer unbeschreiblich gewesen sein. Von einzelnen Regimentern, die vor der Schlacht 1500 Mann stark waren, fanden sich jetzt kaum 100 zusammen. Hahn giebt Friedrichs Verlust auf 26000 Mann an. Außer den eroberten Kanonen ließ man noch 165 preußische zurück. Auf dem Schlachtfelde lagen mehr als 50000 Tote und Verwundete. Frankfurts Häuser waren mit Verwundeten überfüllt, und fast schien es, als wollte das Wehklagen der sterbenden Soldaten kein Ende nehmen. Was damals auf dem Reitweiner Schlosse in der Seele Friedrichs vorgegangen, weiß nur Gott. Als in Berlin die Nachricht eintraf, daß Friedrich am 19. August die Heerführung wieder übernommen hatte, da fühlte sich keiner in seiner Herzensangst so sehr erleichtert wie der Kronprinz. Hatte der König auch dieses Mal seine

Digitized by Google

unheilvollen Gedanken nicht zur That werden lassen, so blieb der Kronprinz doch nach wie vor um die Zukunft in Sorge. Von jetzt ab konferierte er viel mit dem ihm als gläubigen Christ bekannten Minister Graf Finckenstein. Auch in brieflichen Verkehr trat er mit dem Könige. Im nächsten Jahre richtete er die Bitte an ihn, ihm auf dem Kriegsschauplatze einen Besuch abstatten zu dürfen. Friedrich willfahrte seinem Gesuche, und im Dezember 1760 unternahm der Prinz in Begleitung seines Hofmeisters von Borcke eine Reise zu seinem Oheim, dessen Hauptquartier sich damals in Leipzig befand. Am 12. Januar 1761 kehrte er mit Borcke wieder nach Magdeburg, woselbst die Königliche Familie residierte, wohlbehalten und nicht ohne seinen Gesichtskreis um manche wertvolle Erfahrungen bereichert zu haben, zurück.

Hier standen trotz der ernsten Zeiten die Hoffeste auf der Tagesordnung. Die Oberhofmeisterin der Königin, Gräfin Voß, hat uns in ihrem Tagebuch ein anschauliches Bild von dem damaligen Hofleben hinterlassen. Sie erwähnt in demselben oft des Prinzen. Sie schreibt: „12. Januar 1761. Der Prinz ist wieder da. Er ist sehr entzückt von seinem Besuch beim König. Die Königin war böser Laune. Das ist ein schrecklicher Fehler. Immer will sie, daß alle Welt ihr schmeicheln und Recht geben soll. 16. Januar. Graf Schwerin, der von den Oesterreichern ausgewechselt wurde, ist ganz der Alte. Er erzählte viel von Wien und der Kaiserin. Wir gingen alle an Hof, wo es sehr voll war. 25. Jan. Abends großes Souper. Erst spielte man Pharao, dann Blinde-Kuh. Man war sehr heiter und trennte sich erst um 2 Uhr morgens. 8. Febr. Alle zum Diner bei Finckenstein, wo sehr viele Menschen waren. Die Königin machte Vorwürfe über die ungünstigen Urteile, die man über ihren Hof verbreite. Sie hörte nicht auf zu schelten und sagte Dinge, die sich wenig für eine Königin schicken. 13. Febr. Um 10 Uhr

Digitized by Google

bei der Prinzeß Heinrich, die mit Herrn von Schwerin Schlitten fuhr. Ich fuhr mit Prinzeß Amalie. In Rothensee stiegen wir aus. Nach der Rückkehr Dejeuner, dann Pharao. 16. Febr. Abends alle am Hof. Ich saß neben dem Prinz von Nassau, der in die Prinzeß Heinrich heiß verliebt ist. 17. Febr. Probe des Schäferspiels, welches am Geburtstag der Prinzeß Heinrich aufgeführt wird, und in dem ich tanzen werde. Abends Konzert bei der Königin. 22. Febr. Letzte Probe. Es wurde Ballet getanzt. Reizende Kostüme. Nach dem Souper maskierte man sich. Bis 3 Uhr früh wurde getanzt. 23. Febr. Großes Diner bei der Prinzeß Amalie zu Ehren des Geburtstags der Prinzeß Heinrich. 5. März. Die Prinzeß Heinrich gab ein Fest. Die Damen in Kostümen des Schäferspiels, der Prinz im Domino. Man tanzte bis gegen Morgen. 10. März. Abends alles bei der Prinzeß von Preußen. 22. April. Alles bei der Prinzeß Amalie, welche befohlen hatte, daß die Herren als Damen und die Damen als Herren erscheinen mußten. Sie selbst trug den Anzug eines Geistlichen. Es wurde getanzt und gespielt. Ich saß neben dem Kronprinzen."

Die Gräfin Voß traf wohl täglich mit dem Kronprinzen zusammen. Als siebzehnjähriger Jüngling sah er sie noch im Glanze ihrer Schönheit. Er, der mit ihr sang, tanzte, ausritt und Theater spielte, schenkte ihr sein Vertrauen und überhäufte sie noch im hohen Alter mit Aufmerksamkeiten. Die rührende Geschichte von der Liebe seines Vaters zu ihr war auch ihm nicht verborgen geblieben, und gerade deshalb wandte er ihr seine Verehrung zu. Es ist begreiflich, daß auch sie den Sohn des von ihr geliebten Prinzen besonders verehrte, ob aber nicht doch die Herzlichkeit *ihres* Umganges auf die Sinnlichkeit des lebensfrohen Prinzen nachteilig eingewirkt hat, wage ich nicht zu entscheiden.

Den vielen rauschenden Festen jener Zeit folgte am 28. Januar 1762 eine Feier ernster Art, die einen wichtigen

Digitized by Google

Abschnitt in dem Leben des Prinzen bezeichnete. In Gegenwart des ganzen Hofes fand an diesem Tage die Konfirmation des Prinzen statt. In schlichter, würdiger Weise bekannte er in seinem Glaubensbekenntnis, daß er von der Wahrheit des Christentums überzeugt sei, und daß er seinen Glauben nach den Lehren der heiligen Schrift bethätigen wolle. Die Religion war ihm nicht ein Gegenstand trockener Spekulation und müßigen Wissens, sondern Sache des Herzens. Drei Tage nach seiner Konfirmation empfing er in der reformierten Kirche zu Magdeburg das heilige Abendmahl.

Der Prinz gab sich nunmehr mit Ernst und Fleiß dem Studium seiner wissenschaftlichen und militärischen Ausbildung hin. Auch den Unterricht in der Musik ließ er sich angelegen sein. Im Violinspiel erreichte er eine nicht unbedeutende Fertigkeit. Im Sommer erhielt er von dem Könige wiederum den Auftrag, sich zu ihm auf den Kriegsschauplatz zu begeben. In Bezug auf diesen Befehl schrieb d'Argens an Friedrich: „Sie machen stets gute Sachen, aber daß Sie den Thronfolger zu sich kommen lassen, ist vortrefflich aus hundert Gründen. Er wird bei Ihnen mehr an einem Tage lernen, als er in Magdeburg in sechs Monaten nicht hätte lernen können."

Der Prinz hatte sich seit seinem letzten Besuch beim Könige sehr zu seinem Vorteil verändert. Friedrich bezeigte ihm seine volle Befriedigung. Betreffs seiner körperlichen Entwicklung schrieb Friedrich am 9. September 1762 an Prinz Heinrich: „Ihr Neffe ist heute mit uns zum Fouragieren. Der Geist des Handelns fängt an in ihm zu erwachen. Wir sind bloße Pygmäen im Vergleich zu ihm. Stellen Sie sich Prinz Franz von Braunschweig vor, nur noch größer. Das ist gegenwärtig seine Gestalt." Es klingt nicht väterlich, wenn der König sagt: „Ihr" Neffe, nicht mein oder unser. Die Gemütsseite war bei ihm nicht entwickelt und früh verbittert.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm II. war damals 18 Jahre alt. Friedrich II. hatte siebzehn Jahre später Gelegenheit genug zu sehen, daß in seinem Neffen der kriegerische Geist der Hohenzollern lebte. Der Prinz zeichnete sich 1779 in Böhmen durch Umsicht und strategisches Geschick aus.

Nach seiner Rückkehr fand sich der Prinz wieder in den Strudel der Vergnügungen hineingezogen. Fontane sagt: „Man wird immer wieder erstaunt über die Vergnügungssucht des damaligen Hofes, als ob die Frage nach der Fortexistenz des Staates gar nicht existiert habe. Die Langeweile vertrieb man sich nur mit Lustbarkeiten.“ Von seinem zwölften bis zu seinem neunzehnten Lebensjahre sah sich der Prinz von Verführungen aller Art umgeben. Gerade diese Jahre sind in dem Leben eines jungen Mannes die Hauptentwicklungszeit. Erwägt man, daß ihm der Einfluß des Vaters und das gute Beispiel fehlten, so wird man zugeben, daß es für ihn schwerer als für viele andere war, den auf ihn andringenden Verführungen Widerstand entgegenzusetzen.

Während man bei Hofe in Unthätigkeit und Jubel dahinlebte, verbluteten viele Tausende ihr junges Leben auf den Schlachtfeldern. Die anstrengendsten Märsche wurden zurückgelegt, Schlachten geschlagen, Festungen gewonnen und verloren, aber noch immer gab es keine Aussicht auf Frieden.

In den letzten Kriegsjahren vermied es Friedrich, sich in eine Feldschlacht einzulassen. Seine Thätigkeit glich fast einem planlosen Umherziehen. Es schien unmöglich, den Feinden noch länger zu widerstehen. „Die Rekruten,“ klagte Prinz Heinrich, „bestehen aus Krüppeln und Kindern, die zum Dienst untauglich sind, oder aus Vagabunden aller Nationen, die im Gefecht haufenweise davonlaufen.“ „Es ist nicht möglich,“ schrieb Möllendorff, „daß der Krieg noch ein Jahr dauert. Wir sind zu Ende. Ich fürchte das

Digitized by Google

schlimmste, und zwar wegen der schlechten Beschaffenheit des Heeres. Hier ist einer wie der andere ein Schurke. Die Soldaten entbehren das notwendigste, und sie gehen stehlen. Sie sind Straßenräuber, und diese Ehrlosigkeit macht sie zu Memmen. Unsere Desorganisation ist der Krater, über dem wir zusammenstürzen." Völlige Erschöpfung war es, welche Friedrich zwang, den Frieden zu suchen. Zwar hielt er Sachsen noch in seinem Besitz, aber am Kaiserhofe wurde ihm bedeutet, daß die bedingungslose Herausgabe Sachsens die Grundlage jeder Friedensunterhandlung sein müsse. Jetzt mußte er sich Bedingungen vorschreiben lassen und zur Nachgiebigkeit entschließen. Sachsen herauszugeben, war nie sein Wille. Er wollte nicht sieben Jahre lang vergeblich gekämpft haben. Nun mußte er sich dem Willen des Kaiserhofes unterwerfen. Auf die Vorwürfe seines Bruders Heinrich, daß durch seinen Kriegszug gar nichts erreicht, aber unendlich viel verloren sei, antwortete Friedrich: „Wenn der Staat einige Provinzen gewonnen hätte, so wäre das ein Vorteil gewesen. Aber das hat nicht von mir, sondern vom Geschick abgehangen. Wenn ich nur die Übel wieder gut machen kann." So spricht der nicht, der sich nur verteidigen wollte. Prinz Heinrich wußte es, daß er, um „einige Provinzen zu gewinnen", in den Krieg gezogen war.

Am 1. Februar 1763 eröffnete Friedrich seinem Minister in Magdeburg, daß er Sachsen wieder herausgeben müsse und der Frieden nahe sei. Dem Thronfolger und der Königin gebot er, sich nunmehr nach Berlin zu begeben. Sie möchten jedoch nicht gleichzeitig die Reise antreten, weil das verödete Land nicht genug Pferde werde aufbringen können. Er selbst werde Ende März in Berlin anlangen und es sei ihm recht, wenn dann die Königin ein Abendessen gebe, zu welchem sie seine Geschwister und den Thronfolger einladen möge. Am 14. Februar verließ die Königin Magdeburg.

Digitized by Google

Der Thronfolger reiſte acht Tage ſpäter ab. Mit Sehnſucht ſah Berlin der Rückkehr des Königs entgegen. Er hatte ſeine Ankunft für den 30. März vormittags angemeldet. „Keine Seele blieb zu Hauſe. Eine Meile außerhalb der Stadtmauer bis zum Schloſſe hatten die Bürger den Weg geſchmückt, durch den Friedrich ſeinen Einzug halten wollte. Der König kam aber erſt abends neun Uhr in voller Dunkelheit, wodurch alle Freude vereitelt wurde.“ Der König ſtieg im Schloſſe ab, begrüßte die Mitglieder der Königlichen Familie und nahm dann mit denſelben das Abendeſſen ein. Mit dem Thronfolger unterhielt er ſich lebhaft. Am nächſten Tage ſtattete er der Mutter desſelben einen Beſuch ab; hierbei erfreute er dieſe ſowie den Thronfolger durch einige Geſchenke.

Friedrich Wilhelms II. Vermählung.

Nach dem Friedensſchluß verfloß das Leben des Thronfolgers nicht mehr in der hergebrachten Weiſe. Den Geſellſchaftsabenden der Königin und der Prinzeſſinnen mußte er entzogen werden. Friedrich ſah ihn ungern dort. Fortan ſollte er unter ſeinen Augen eine ſtrenge Soldatenerziehung erhalten. Alle Tage mußte er jetzt auf der Parade in Potsdam erſcheinen. Nur mit Erlaubnis des Königs durfte er nach Berlin gehen. Selten aber nur ward er, obgleich er in Potsdam ſich aufhalten mußte, nach Sansſouci zur Tafel geladen, und dies fiel um ſo mehr auf, als Friedrich ſeinem anderen Neffen, dem Prinzen von Braunſchweig, mehrere Zimmer in Sansſouci überlaſſen hatte. Der König liebte den Thronfolger nicht. Er hatte eine geringe Meinung von ſeinem Wiſſen, und dies wurde noch übler, als der Prinz ſich zu fühlen begann. So viel beſtätigen alle Zeitgenoſſen, daß der Prinz nicht den herrſchſüchtigen, verbitterten Charakter

Digitized by Google

seines Oheims besaß. Er war leutselig und höflich, grüßte alle Menschen und nannte alle „Sie". Der Zwang des Gepränges des königlichen Standes war ihm von Jugend auf zuwider. Seine gewöhnliche Tracht, auch als König, war die Gardeuniform. Graf Malmesbury, der von 1763 bis 1767 und dann von 1771 bis 1776 als Gesandter Englands bei Friedrich beglaubigt war, hat manches über den Prinzen aufgezeichnet. Man erfährt von ihm, daß der Prinz sich in einer sehr gedrückten Stellung dem Oheim gegenüber gefühlt und auch befunden habe. Er bespricht seine Schulden, seinen Umgang, seine ritterliche Gestalt, Schönheit, Neigungen und erwähnt auch, daß er durch ihn gern eine Anleihe bei der englischen Regierung gemacht hätte, worauf diese aber nicht einging. „Seine Geldverlegenheit ist sehr groß und drückt ihn sehr darnieder. Sein Onkel nötigt ihn, vielleicht boshafter Weise, seinen militärischen Pflichten strenger als gewöhnlich nachzukommen. Dennoch ist der Prinz stets von einer Rotte sittenloser Offiziere umgeben. Man fühlt sich fast versucht zu glauben, daß der König einen schlechten Nachfolger zu haben wünscht, damit man ihn um so mehr vermisse. Wie könnte er sonst dem Prinzen erlauben, in so schlechter Gesellschaft zu leben. Des Umgangs mit anständigen Leuten beraubt, befindet er sich unter einem Volke, das früher wegen seiner Ehrlichkeit geachtet war, jetzt aber wegen seines Mangels an Grundsätzen hervorragende Geister nicht besitzt. Ein wahrer Patriot kann hier nicht existieren."

Solche Früchte hatte die vierundzwanzigjährige Regierung Friedrichs, der des Christentums nicht zu bedürfen meinte, bereits gezeitigt, daß man das ganze Volk als sittenlos beschuldigte. Es ist richtig, daß der Prinz dem Laster der Sinnlichkeit ergeben war, aber hatte Friedrich dies nicht auch gethan? Seine zahllosen Liebesabenteuer bereiteten dem

Digitized by Google

Vater unsäglichen Kummer, und, um ihn hiervon abzubringen, versuchte er es mit demselben Mittel, welches Friedrich jetzt bei seinem Neffen in Anwendung brachte: er vermählte ihn. Aber auch das hatte bei Friedrich keine Umkehr bewirkt. Viele Jahre nach seiner Vermählung ging er noch seinen galanten Abenteuern nach. Es ist nicht zu verwundern, daß der Prinz nach einem solchen Vorbild in dasselbe Laster verfiel. Ein Unterschied besteht aber doch zwischen ihm und Friedrich. Letzterer ging dem verbotenen Umgang ohne Scheu, ohne Gewissensbisse nach. Es konnte und sollte jeder wissen. Sein Nachfolger hingegen hat seine Sinnlichkeit stets als eine schwere Sünde gefühlt. Er schämte sich seiner Schwäche, er verbarg sie und weinte über sie. Diese Reue und Selbstverurteilung können zwar nicht zudecken, was gegen Gottes Gebot geschehen ist, aber sie bedecken doch besser als Trotz und heuchlerisches Außengewand, welche sich der Stimme Gottes beharrlich verschließen. Die Menschen haben ohnedies Freude an der Chronik des Skandals, zumal wenn es den Umgang mit Frauen berührt. Unser Herz lauscht wie Hagar in der Wüste auf das Rauschen des Brunnens so auf das süße Raisonnement über schöne Frauen. Man glaubt alles Pikante. Die Neugier hat nie die Tugend geübt. An den Höfen hält man es nicht für interessant, die Wahrheit zu verteidigen. Es gehört mehr Mut dazu, die Skandale kritisch zu prüfen, als ihnen nachzugeben. Die Kritiker Friedrich Wilhelms II. waren sicher ohne den Geist Johannes des Täufers. Auch war der Prinz kein Antipas. Er war ein edler Fürst, der zwar einer Modesünde aus Schwachheit unterlag, aber seine Gegner waren Pharisäer, die mit bewußter Parteisucht das achte Gebot übertraten. Man braucht die Sünden Friedrich Wilhelms nicht gut zu heißen, aber er erträgt die Parallele mit den meisten und hervorragendsten Zeitgenossen, jedenfalls mit Friedrich II. und Josef II. Trotz seiner Verirrungen

Digitized by Google

empfand sein Herz eine Freude am Geben, an der Treue, Wahrheit und Aufrichtigkeit. Es besteht ein geheimnisvolles Band zwischen der Herzensgüte und der irdischen, sinnlichen Liebe. Unser Herr billigte nicht, was die Sünderin that, aber er fragte nach der Berechtigung derer, die sie steinigen wollten. Er ließ diese stehen, aber er wandte sich jener freundlich zu.

Man hielt das sechste Gebot damals nicht für so wichtig wie das siebente. Wie die Theater, Wagen, Perücken und Lakaien, so gehörten auch die Mätressen zum fürstlichen Hofstaat. Eine Ursache sei angeführt, die weniger verächtlich erscheint. Fürstliche Ehen wurden meist aus Politik geschlossen. Auch Friedrich befahl, sein Neffe solle die Tochter seiner Schwester heiraten. Mit der Rücksichtnahme auf das Staatswohl war eine Etikette verbunden, die wirkliche Innigkeit erstickte. Der Umgang wurde steif, berechnend und langweilig. Was die Ehe nicht gewährte, fand man in der Verbindung mit der Mätresse: Unbefangenheit, Frohsinn, Vertrauen. An seines Oheims Hof fand der Prinz nicht die Häuslichkeit, welche das Glück eines deutschen Hauses ist. Man sagte, Friedrich II. haßte die Frauen. Es ist richtig. Er hat Frauenliebe nie gewürdigt. Kein heiterer, milder Sonnenglanz einer ehrenhaften Weiblichkeit ist erwärmend in sein Gemütsleben gefallen. Sein Neffe hingegen liebte die Frauen mit der ganzen Glut eines jungen, gemütvollen Herzens. Friedrich war ein kleiner, schwächlicher Mann, nicht ganz so häßlich, wie es sein Bruder Heinrich war. Friedrich Wilhelm II. hingegen galt als ein wirklich schöner Mann. Wie er den stattlichen Körperbau von seinem Vater geerbt, so sind seine Kinder, Enkel und Urenkel seine Abbilder geworden. Joseph II. nennt ihn den schönsten Mann, den man nur sehen könne. Prinz Albert von Teschen sagt: „Der Kronprinz zeigt in einem starken und riesenmäßigen Körper

eine Seele für die größten Strapazen. Er hat eine offene, majestätische Gesichtsbildung und ist voller Heldenmut und Geist." Kant, der sonst sein Gegner war, nannte ihn „einen tapferen, menschenfreundlichen, durchaus vortrefflichen Herrn". Er besaß Verstand, Gemüt und Witz, aber der Druck, den sein Oheim auf ihn ausübte, ließ ihn stiller, zurückhaltender erscheinen. Eine große Feinheit und Bildung verraten seine Briefe an Voltaire, in denen er seine, dem Onkel entgegengesetzte Meinung durchblicken läßt. Er schreibt: „Der Artikel vom „Autor" hat mich am meisten amüsiert. Da ich nicht besorgen darf, es jemals zu werden, so habe ich darüber herzlich gelacht. Wofern ein Fürst nicht Cäsars Styl, Marco Aurels Weisheit oder Friedrichs Genie hat, glaub' ich, thut er am besten, wenn er nicht schreibt." Er erkennt Friedrichs Genie an, aber spricht doch seinen Gegensatz zu ihm aus.

In jene Zeit fällt ein Ereignis, durch welches der Kronprinz in tiefe Trauer versetzt wurde. Friedrich Wilhelm hatte nur einen Bruder, namens Heinrich, welcher am 30. Dezember 1747 geboren war. Dieser Prinz war von einer ungewöhnlichen Beanlagung, klug, schön gewachsen, dabei bescheiden, gütig und von reinem Wandel. Friedrich II. hatte ihn lieber als den Kronprinzen. 1762 hatte er den Wunsch geäußert, den König im Felde begleiten zu dürfen. Friedrich versagte ihm diese Bitte, da er damals erst 14 Jahre alt war. Nach dem Friedensschluß berief ihn der König gleichzeitig mit dem Kronprinzen nach Potsdam, wo er in der Garde seine militärische Ausbildung erhielt. Er speiste öfter beim Könige als sein Bruder. 1767 garnisonierte der Prinz in Kyritz, wo Kürassiere lagen. Diese wurden zur großen Frühjahrsparade vom Könige nach Berlin befohlen, und auf diesem Marsche nahmen sie in dem Dorfe Protzen ihr Quartier. Der Prinz erhielt im Herrenhause bei der verwitweten Generalin von Kleist seine Wohnung und fand hier seinen Tod, über den

Digitized by Google

das Kirchenbuch folgendes berichtet: „Den 16. Mai 1767 traf S. K. H. Prinz Heinrich auf dem Marsche von Kyritz nach Berlin hier ein. Nach hier zugebrachter Nacht wollte er am nächsten Morgen mit den Truppen weiterrücken. Es zeigten sich jedoch die Pocken, so daß S. K. H. sich genöthigt sahen, hier zu bleiben. Dr. Feldmann aus Ruppin und Dr. Mutzel aus Berlin wandten alle Mittel an, den Prinzen zu retten. Gott verhängte es anders, so daß, nachdem die Friesel dazu schlugen, er am 26. Mai abends 8 Uhr seinen Geist aufgeben mußte. Am 28. Mai abends 11 Uhr wurde die hohe Leiche durch Offiziere unter Leuchtung vieler Lichter in das hiesige Gewölbe gesetzet und am 7. Juni nach Berlin gebracht."

Der Rittmeister von Wödtke brachte dem Könige die Trauerkunde. Dieser war sehr bewegt. Als ihm ein General Trost zusprach, antwortete er: „Er hat recht, aber Er fühlt nicht den Schmerz." An seinen Bruder Heinrich in Rheinsberg schrieb er: „Ich liebte dieses Kind wie mein eigenes." Das Giebelzimmer, in dem der Prinz verstarb, nennen die Schloßbewohner auch heute noch das „Prinzenzimmer".

Friedrich hielt den Kronprinzen zwar von den Geschäften fern, aber behaupten zu wollen, er habe ihn nicht für geeignet befunden, ist irrig. Überall, wo er ihn persönlich walten ließ, fand er Veranlassung, ihn zu loben. 1766 spricht er Herrn de Launy seine Freude über die Thätigkeit des Prinzen aus. Als er später eine wichtige Reise nach Petersburg ausführte, drückte ihm Friedrich seine Zufriedenheit aus: Ich habe ihn im Kriege und Frieden geprüft. Er hat mir in Rußland die größten Dienste mit Geschicklichkeit geleistet." Seit hundert Jahren hat man Friedrich Wilhelm II. im Nebel der Verblendung dargestellt. Ob er durch seine Favoritinnen dem Lande so viel geschadet hat, wie der alte Fritz durch Voltaire und seine übrigen „Philosophen", bezweifle ich. Es ist falsch, wenn man ihn als einen trägen Herrscher hinstellt. Er war

vor und nach seiner Thronbesteigung nicht müßig. Hertzberg, der ihn genau kannte, bestätigt, „daß Friedrich Wilhelm II. dem Porträt sehr wenig ähnlich ist, welches ehrvergessene Schmierer von ihm entwerfen". Trenck versichert: „Er ist in der Staatskunst sehr geübt, weit mehr, als man von einem Prinzen erwarten sollte, dem der König alle Geheimnisse verhehlte". Zeigte sich Friedrich mürrisch und mißtrauisch, wenn der Thronfolger mit den Ministern zu arbeiten wünschte, so war es natürlich, daß „der jugendliche Prinz, schön und liebenswürdig wie er war, der vom Glanz der Hoheit und einer künftigen großen Bestimmung umstrahlt, um dessen Gunst alles buhlt, dem sich alles gefällig zeigt und nach welchem tausend Angeln von verführerischen Frauenschönheiten ausgeworfen werden," der Gelegenheit des Genusses nicht immer zu widerstehen vermochte und ihr nur zu oft unterlag.

Im Theater hatte der Prinz oft Gelegenheit die Bekanntschaft hübscher Damen zu machen. Auch begab er sich hierbei öfters hinter die Kulissen. Hier sah er manches, was seine Sinnlichkeit reizte. Hinter der Bühne ging eines Abends ein blasses, junges Mädchen an ihm vorbei, das ihn ehrerbietig grüßte. Er fragte sie, wer sie sei. Es war die dreizehnjährige Tochter des Musikers Enke, die ihrer Schwester die Garderobe ins Theater getragen hatte. Der Prinz fühlte sich bald von ihr so angezogen, daß er ihr Besuche machte und ihr Unterricht erteilen ließ. Ihre Schönheit und Unbefangenheit fesselten ihn mehr und mehr. Viele Abende verlebte der Prinz bei ihr in Potsdam. Um ihn zu bewirten, geriet sie in Schulden. „Eine ärmere Geliebte eines Thronerben als mich", erzählt sie, hat es schwerlich je gegeben. Ich litt nicht selten Not." In einem Briefe an ihre Mutter berichtet sie: „Der König ist seit der letzten schlesischen Revue mißtrauisch und mürrisch gegen den Kronprinzen. Er läßt strenge aufpassen, wer bei seinem Neffen aus- und eingeht.

Digitized by Google

Der Prinz kommt deshalb seltener und nur des Nachts. In Zehlendorf wechselt er die Pferde und bleibt dann bis drei Uhr morgens hier. Um 5 Uhr ist er schon wieder in Potsdam und muß auf der Parade erscheinen, um keinen Verdacht zu erwecken. Der König hat Forçaden nach Brieg unter das dortige Regiment gesteckt, weil er seinem Neffen bei seinen Streichen Vorschub leistet. Der Kronprinz ist sehr mißvergnügt darüber und hat Forçaden auf bessere Zeiten vertröstet. Daher kam es, daß der Kronprinz seinen Ärger an dem armen Ritz ausließ und ihn mit Stockschlägen regalierte."

Friedrich, der den Prinzen durch Spione überwachen ließ, hielt es fürs beste, ihn bald zu vermählen. Er schrieb an seine Schwester, welche an den Herzog von Braunschweig verheiratet war, daß ihre Tochter seinem Neffen die Hand reichen möge. Es war demnach die Prinzessin die Nichte des Königs, aber auch der Königin, weil diese und der Vater der Braut Geschwister waren. Gesucht hatte Friedrich nicht lange, aber auch gefragt hatte er den Prinzen nicht viel, ob die Prinzessin seiner Neigung entspreche. Am 14. Juli 1765 abends 8 Uhr wurde im Schlosse zu Charlottenburg durch Sack die Vermählung vollzogen.

Die junge Frau beschenkte am 7. Mai 1767 ihren Gemahl mit einer Tochter, welche den Namen Friederike erhielt. Die Ehe war aber keineswegs eine glückliche. Der Prinz fühlte sich zu seiner Gemahlin, die sehr eigenwillig und sinnlich gewesen sein soll, nicht hingezogen. Der Prinz unterhielt nach wie vor seinen Umgang mit der Enke. Das Verhältnis der Ehegatten gestaltete sich bald zu einem äußerst unerquicklichen. Die Prinzessin wollte von ihrem Gemahl garnichts mehr wissen und verbat sich jede Annäherung seinerseits. Es steht fest, daß sie sich später der Untreue schuldig machte, und zwar mit dem bewußten Vorsatze, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Ehe wurde unter Zustimmung des Königs

am 18. April 1769 gelöst. Am Hofe durfte die Prinzessin nicht mehr erscheinen. Sie wurde nach Stettin verwiesen und lebte dort noch 70 Jahre. Man behauptete, sie hätte noch viele Liebeshändel gehabt, aber nie eine Herzensneigung. Gleichwohl erwiesen ihr Friedrich Wilhelm II. und auch später dessen Nachfolger, sobald sie Stettin berührten, diejenige Ehrerbietung, die ihrem Range, ihrer nahen Verwandtschaft und ihrem Unglück gebührt. Sie starb am 18. Februar 1840 in einem Alter von 94 Jahren.

Die reizende Wilhelmine Enke wohnte in jener Zeit immer noch in dem bescheidenen Häuschen in Potsdam. Der Prinz blieb ihr nach wie vor zugethan und ließ sie täglich in den Wissenschaften unterrichten. Des Französischen sollte sie ganz mächtig werden, da sich der Prinz dieser Sprache im Briefwechsel lieber bediente. „Die Liebe des Prinzen zu mir", erzählt Wilhelmine, „war so leidenschaftlich und schwärmerisch, daß er mir selten eine Bitte versagte. Der König hatte ihn meiner wegen einst so mit Vorwürfen überhäuft, daß ich vermutete, er würde sich von mir zurückziehen. Ich war damals zum ersten Male guter Hoffnung und fragte ihn mit Thränen, ob er mich nun doch verlassen wolle. Er wurde sehr ernst, reichte mir die Hand und versicherte, daß er nie von mir lassen werde. Ich konnte mich aber nicht beruhigen, auch meine Thränen nicht zurückhalten. Er korrigierte gerade meine schriftlichen Arbeiten und hielt sein Radiermesser in der Hand. Mit diesem schnitt er sich in den Ballen seiner linken Hand und schrieb mit seinem Blute auf ein Blatt Papier die Worte: „Bei meinem fürstlichen Ehrenwort versichere ich Dir, Dich nie zu verlassen. Fr. W." Diese Handlung erschütterte mich so sehr, daß ich mich garnicht zu fassen wußte. Er wünschte auch von mir nun ein mit Blut geschriebenes Andenken. Ich schnitt mich ungeschickt in den Daumen, und das Blut floß so reichlich, daß ich damit einen

Digitized by Google

ganzen Bogen hätte beschreiben können. Nach seinem Tode wird man zuverlässig unter seinen Papieren meinen Zettel gefunden haben." Noch nach 30 Jahren zeigte Wilhelmine die Narbe an ihrer linken Hand.

Zu ihrer weiteren Ausbildung schickte sie der Prinz auf sechs Monate nach Paris. Er unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit ihr. Diese Briefe Friedrich Wilhelms sind leider nicht auf uns gekommen, da sie sein Sohn, Friedrich Wilhelm III., verbrennen ließ.

Nach ihrer Rückkehr aus Paris fühlte sich der Prinz fast noch mehr als bisher an sie gefesselt. Sie begann jetzt schon einen größeren Einfluß auf ihn zu gewinnen, so daß Friedrich argwöhnte, es könnten auf ihre Empfehlung Personen ohne Verdienst einträgliche Staatsämter erhalten. Friedrich ließ daher eine ernste Weisung an alle Kollegien ergehen, „nicht mehr auf die Empfehlungen einer gewissen hohen Person bei Anstellungen Rücksicht zu nehmen".

In jener Zeit ereignete es sich, daß Wilhelmine, ohne ausweichen zu können, dem Könige in der Nähe des Schloßgartens zu Potsdam begegnete. Sie war bestürzt, aber als sie der König anredete, hörte sie ihn ehrerbietig an. „Es sei sein Wille, daß dem anstößigen Verkehr des Thronfolgers mit ihr ein Ende gemacht werde. Er gebe ihr ernstlich den Befehl, in kurzem den ersten besten Mann zu heiraten, in welchem Falle für reichliche Aussteuer gesorgt werden solle."

Der Prinz wollte anfangs von einer Verheiratung seiner Favoritin nichts hören, aber des Königs Wille war so bestimmt, daß er sich fügen mußte. Die Enke schrieb an ihre Mutter: „Der Kronprinz will nun auch, daß ich heirate und zwar Ritzen, weil der König seit der letzten Entdeckung böse auf ihn ist. Es soll nur Maske sein, um den alten Krickenstößer damit zu täuschen, der, weil er selber sich nicht mehr

freuen kann, auch seinem Neffen die Freuden des Lebens mißgönnt. Ich muß in den sauren Apfel beißen und dem Prinzlichen Schuhputzer die Ehre erweisen, mich seine Frau zu nennen. Kranz hat ein beißendes Epigramm in seine Wochenschrift auf mich eingerückt, worin er sagt, ich hätte früher Zitronen zum Verkauf herumgetragen. Der Narr! Er ist ein hungriger Skribent, der ums Geld aus Teufeln Engel und aus Engeln Teufel macht. Schicke ihm vier Friedrichsdor und er wird schweigen." Ritz*) erklärte sich

*) Der Kriegsrat von Cölln, ein Zeitgenosse, entwirft über Ritz folgende Charakteristik: „Ritz war ein gemeiner Mensch. Als Bedienter ertrug er alle Launen des Prinzen. Friedrich Wilhelm war bei aller Herzensgüte oft zähzornig und schlug seine Bedienten. Dies that ihm nachher sehr leid, sobald die Hitze verflogen war, und er machte es durch Geschenke wieder gut. Ritz nahm von seinem Herrn Ohrfeigen und Stockprügel hin. Er! war ein geduldiges Instrument. Er entschädigte sich dadurch, daß er die ihm untergebenen Bedienten ebenso ohrfeigte. Nachdem er sich für seinen Herrn zum Ehemann seiner Favoritin hergegeben hatte, saß er fest auf seinem Posten. Ritzens Genuß bestand im Essen und Trinken, im Befehlen, im Sammeln eines Kapitals und im Nichtsthun. Im neuen Garten zu Potsdam, in dem rechten Hause am Eingange, feierte Ritz seine Bachusfeste. Hier flossen edle Weine wie Wasserbäche. Im Vollgefühl der Gunst des Kronprinzen hielt er sich nicht nur für einen tüchtigen, unentbehrlichen Diener seines Herrn, sondern sogar für ein Genie. Goethe hatte ein Abenteuer mit ihm in Mannheim und beschreibt dies wie folgt: „An der langen, sehr besetzten Wirtstafel saß ich an einem Ende, Ritz an dem anderen, ein großer, wohlgebauter breitschultriger Mann, eine Gestalt, wie sie dem Leibdiener Friedrich Wilhelms II. ganz wohl geziemte. Er mit seiner Umgebung waren sehr laut gewesen und standen frohen Mutes von der Tafel auf. Ich sah Herrn Ritz auf mich zukommen. Er grüßte mich zutraulich, freute sich meiner langgewünschten, endlich gemachten Bekanntschaft, fügte einiges schmeichelhafte hinzu und sagte sodann: „ich müsse ihm verzeihen. Er habe noch ein persönliches Interesse mich zu sehen. Man habe gegen ihn bisher immer behauptet, schöne Geister und Leute von Genie müßten klein und hager, kränklich

Digitized by Google

bereit, der Schein-Gemahl der prinzlichen Favoritin zu werden. Er erkannte, daß er durch diese Gefälligkeit seine Stellung unendlich befestige. Auf einem Dorfe bei Potsdam wurde die Hochzeit Wilhelminens mit Ritz vollzogen. Die Ehegatten wohnten jedoch niemals in einer gemeinsamen Häuslichkeit.

Fräulein Enke hieß nun zwar Frau Ritz, aber das Verhältnis zu dem Prinzen war ganz das alte geblieben. Ja, es erhielt sogar des Königs Genehmigung. Friedrich, welcher einsah, daß er den Neigungen des Prinzen gegenüber machtlos war, ließ der Favoritin mitteilen, sie möchte den Prinzen von der Hauptstadt fernhalten, „damit er nicht in sonstige Bekanntschaften verfalle". Ein Beweis dafür, daß dieses Verhältnis nun die königliche Sanktion erhielt, erhellt aus einem Schreiben, in dem Friedrich dem Stadtpräsidenten Philippi eröffnete, er habe nun nichts mehr gegen die Besuche des Prinzen bei der Ritz, doch dürfe dieselbe nicht auf dem Schlosse wohnen. Man möge ihr ein Landhaus bei Potsdam kaufen. Wenn sie dort seinen Befehlen nachkomme, so werde er „ihr wollaffectionierter König" bleiben.

In Folge dieses Befehls kaufte der Prinz das Landhaus des Grafen Schmettau in Charlottenburg, welches mit allem Komfort eingerichtet und von einem reizenden Garten umgeben war. Friedrich wies aus seiner Schatulle hierzu zwanzigtausend Thaler an.

---

und vermickert aussehen, wie man ihm dergleichen Beispiele genug angeführt. Das habe ihn immer verdrossen. Er glaube doch auch nicht auf den Kopf gefallen zu sein, sei aber dabei gesund und stark und von tüchtigen Gliedmaßen. Aber nun freue er sich, an mir einen Mann zu finden, der doch auch nach etwas aussehe und den man deshalb nicht weniger für ein Genie gelten lasse. Er freute sich dessen und wünschte uns beiden lange Dauer solches Behagens."

Digitized by Google

Die zweite Vermählung Friedrich Wilhelms.

In Übereinstimmung mit dem Könige hielt es Friedrich Wilhelm, mit Rücksicht auf die Erhaltung des Zollernstammes, für notwendig, eine neue Ehe einzugehen. Zu diesem Zweck wurde der Graf Schulenburg beauftragt, eine Umschau an den Höfen vorzunehmen und zu berichten, wo sich eine geeignete Prinzessin vorfinde. Der Brautwerber begab sich nach Gotha, Meiningen, Koburg, Ansbach und kam auch nach Darmstadt. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt war zwar kein Verehrer Friedrichs. Er befehligte früher das in Prenzlau stehende Regiment. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, bezeichnete er Friedrichs Beginnen als einen ungerechten Eroberungskrieg, entsagte dem preußischen Dienst und kämpfte unter Östreichs Fahnen. Der Landgraf besaß jedoch acht Kinder, darunter vier unvermählte Töchter. Seine Verhältnisse waren nicht glänzend, er nahm den Brautwerber sehr gnädig auf. Schulenburg schrieb nach Berlin: „Glanzvolles bieten die Prinzessinnen nicht. Sie sind weder hübsch noch schön, aber sie ermangeln nicht der Annehmlichkeit. Die Prinzessin Friederike scheint besonders für den Kronprinzen in Betracht zu kommen. Sie erfreut sich einer kernigen Gesundheit, hat ein gutes Herz und besitzt viel Lebhaftigkeit."

Friedrich schrieb an den Landgrafen: „Die liebenswürdigen Eigenschaften Ew. Durchlaucht Tochter, der Prinzessin Friederike, sind mir und meinem Neffen so vorzüglich angerühmt worden, daß der Prinz sehnlichst wünscht, sich mit derselben durch ein fürstliches Eheverbündnis zeitlebens zu vereinigen." Auch Friedrich Wilhelm bat die Landgräfin, seine Werbung bei ihrer Tochter zu befürworten. An die Braut richtete er folgendes Schreiben: „Gnädigste Prinzessin! Meine Umstände erfordern es, daß ich mich wieder vermähle. Mit Rücksicht auf all das Gute, was ich über Eure Fürstlichkeit

Digitized by Google

gehört habe, bin ich überzeugt, daß ich keine andere Wahl als die Ihrer Person treffen kann. Ich habe nicht das Glück, Eurer Hoheit bekannt zu sein, aber nichts desto weniger hoffe ich, daß Sie die Bitte nicht werden zurückweisen wollen, welche ich an Sie richte, und daß Sie überzeugt sein werden, daß ich alles in der Welt thun will, um Ihre Achtung und Ihre Freundschaft zu verdienen."

Die Prinzessin hatte das Glück, einem Fürstenpaare entsprossen zu sein, das durch gegenseitige, innige Liebe, durch treue Erziehung ihrer Kinder als Vorbild einer ehelichen Verbindung gelten konnte. Eltern und Tochter fühlten sich hochgeehrt durch diese Werbung. Als die Prinzessin ihre Einwilligung kundgegeben, schrieb Friedrich eigenhändig an sie: „Potsdam, den 10. Juni 1769. Ihr Brief hat mir großes Vergnügen bereitet. Sein Inhalt entspricht ganz den Wünschen meines teuren Neffen, für welchen ich stets eine lebhafte und zärtliche Teilnahme hege. Ihre Hoheit haben ihm Ihr Herz und Ihre Hand gegeben, und bei einem so ausgezeichneten Verdienste, wie das seinige ist, wird Ihre Vereinigung mit ihm nur begleitet sein von allen Arten des Glücks. Ich werde stets mit Vergnügen jede Gelegenheit ergreifen, um Ihnen die Empfindungen der zärtlichsten Hochachtung zu bezeigen, mit welcher ich bin meiner lieben Kousine, Fürstlichen Hoheit wohlgesinnter Kousin Friedrich." Der Thronfolger schrieb seiner Braut, daß er sich freue, sie nun bald begrüßen zu können. Er sehe diesem Augenblick mit großer Ungeduld entgegen und er hoffe, daß, wenn ihm erst die Ehre zu teil geworden sei, von ihr gekannt zu sein, er ihre Achtung jederzeit verdienen werde. Die Braut und die landgräfliche Familie wurden auf ihrer Reise überall freundlich empfangen. Die Prenzlauer, in deren Mitte sie Jahre lang gewohnt, sandten den Bürgermeister mit einer Gratulation an das Brautpaar. Am

Digitized by Google

14. Juli 1769 fand die Vermählung in Charlottenburg statt. Der übliche Fackeltanz beendete das Fest. Am nächsten Tage begab sich das neuvermählte Paar nach Berlin, wohnte dort dem Gottesdienst im Dome bei und speiste dann bei der Königin. Der König hatte sich bereits nach Potsdam zurückbegeben. Am 18. fuhren sie mit den Prinzen Heinrich und Ferdinand, der Prinzessin Amalie und den landgräflichen Herrschaften zum Könige nach Potsdam. Die Königin hatte keine Einladung erhalten. Der Sitte der Zeit gemäß wurden alle diejenigen, welche an der Hochzeitsfeier teilgenommen, mit Geschenken bedacht. Erwähnenswert ist es, daß Friedrich seine Minister befragte, wieviel er wohl, dem Brauche gemäß zu spenden verpflichtet sei, dann aber die ihm angegebene Summe um die Hälfte herabminderte.

Es geschah selten, daß der Thronfolger mit seiner Gemahlin in Sanssouci erscheinen durfte. Friedrichs Gemahlin hatte das Schloß nie betreten. Man war erstaunt, daß Friedrich jetzt die landgräflichen Herrschaften mit einer Einladung beehrte. Nur noch einmal, und zwar bald darauf, versammelte Friedrich einen Kreis von Damen zu einer Festlichkeit daselbst. Die verwitwete Kurfürstin von Sachsen war auf ihrer Reise von Friedrich mit einer Einladung beehrt worden. Die Prinzessinnen Heinrich, Ferdinand und Philippine von Schwedt begaben sich gleichfalls nach Potsdam. Auch die Gräfinnen von Schmettau, Kameke und Bredow empfingen Einladungen. Es fand ein Konzert statt, in welchem die Kurfürstin den Flügel spielte und sang. Der König blies die Flöte, der Thronfolger das Violoncell und der Erbprinz von Braunschweig die erste Violine.

Geburt und Taufe Friedrich Wilhelms III.

Obwohl Friedrich Wilhelm der dienstlichen Geschäfte wegen — Führung seines Regiments, Repräsentationen

Digitized by Google

Paraden, Beaufsichtigungen mannigfacher Art — sich meist in Berlin und Potsdam aufhielt, geschah es doch oft, daß er auf Befehl des Königs sich längere Zeit von Berlin entfernen und bald diesen, bald jenen Teil des Landes besuchen mußte. So erhielt er bald nach seiner Vermählung den Auftrag, sich nach Schlesien zu begeben. Es entspann sich zwischen ihm und seiner Gemahlin ein lebhafter Briefwechsel, der von großer Zärtlichkeit Zeugnis ablegt. Jeder Briefwechsel trägt das Gepräge hoher Subjektivität, weil sein Inhalt nicht für Dritte bestimmt ist, aber sein Wert steigt mit der Bedeutung des gesellschaftlichen Standpunktes des Verfassers. Leider sind auch diese Briefe, welche Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin wechselte, von seinem Sohn und Nachfolger vernichtet worden. Von den wenigen, welche erhalten blieben, datiert einer vom 15. August 1769 aus Schweidnitz und lautet: „Liebe Freundin! Man bringt mir Ihren Brief in dem Augenblicke, in welchem ich einen an Sie beginnen wollte. Sie schreiben so zärtlich, daß ich davon gerührt bin, wie liebenswürdig Sie sind. Ihre Liebe zu mir macht mich zum glücklichsten Menschen der Welt. Die Augenblicke während des Lesens waren die einzig freudevollen, welche ich seit unserer Trennung verkostet habe. Diese Trennung ist mir wahrlich ebenso schwer geworden wie Ihnen. Seien Sie versichert, daß Ihr Bild immer in meinem Herzen eingegraben bleibt. Ich brenne vor Ungeduld, Sie wieder zu sehen. Der Augenblick unserer Vereinigung wird für mich ein glücklicher sein. Ich freue mich, Sie bald wiederzusehen. Ich werde noch vier Wochen dienstlich hier beschäftigt sein und erst am 7. oder 8. nächsten Monats dort eintreffen. Leben Sie wohl, meine liebe, kleine Freundin, und vergessen Sie mich nicht. Ich liebe Sie aufrichtig und werde Ihnen für mein ganzes Leben zärtlich ergeben bleiben." Schon nach vier Tagen schrieb der Prinz wieder von Silberberg aus

Digitized by Google

und erzählt sehr ausführlich seine Reise von Landeshut her, daß alle sehr ermüdet und der Prinz Heinrich sogar krank in Silberberg angekommen seien, daß sie von einem fürchterlichen Sturm belästigt worden und bald in Glatz zu sein hofften. „Das sind," fügte er hinzu, „alle meine Neuigkeiten, die ich Ihnen, meine liebe Freundin, mitteilen kann. Es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen zu sagen, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe, was, wie ich hoffe, keine Neuigkeit mehr für Sie ist. Ich freue mich, Sie wiederzusehen, denn ich habe kein Vergnügen, wo Sie nicht sind. Es ist ein Glück, daß diesmal meine Reise nicht so lange währt. Vergessen Sie nicht den zärtlichsten und aufrichtigsten Ihrer Freunde."

In Neiße richtete der Prinz folgendes Schreiben an seine Gemahlin: „Ihr lieber Brief, welchen ich heute empfing, hat mir großes Vergnügen bereitet. Wie können Sie, meine allerliebste Freundin, nur glauben, daß Ihre Briefe mir ungelegen kommen? Sie kennen nicht die Liebe, die ich zu Ihnen hege. Ihre Zuschriften erhöhen das Glück meines Lebens, dieselben bereiten mir frohe Augenblicke in der Zeit meiner Abwesenheit. Die Empfindungen aufrichtigster Liebe zu Ihnen bleiben stets in meinem Herzen." Zum Schluß bittet er seine Gemahlin, sich zu schonen, nicht zuviel zu tanzen und nicht zuviel Obst zu essen.

Die Dienstreisen, welche Friedrich Wilhelm im Auftrage des Königs unternahm, gestatteten es nicht, daß ihn seine Gemahlin begleitete. Auch hätte dies der König mißfällig aufgenommen. In seiner Abwesenheit fand jetzt und später ein lebhafter Austausch ihrer beiderseitigen Erlebnisse statt.

Die Ursache, weshalb Friedrich die Wiedervermählung des Kronprinzen so beschleunigt hatte, lag in seiner Sorge für die Erhaltung des Zollernstammes. Die Ehe seines Bruders Heinrich war kinderlos, und sein Bruder Ferdinand besaß damals nur eine Tochter. Groß war daher die

Digitized by Google

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Freude, als die Wünsche des königlichen Hauses baldige Erfüllung verhießen. Friedrich schrieb an die Kronprinzessin: „Ich schmeichle mir, daß wir Ihre Frau Mutter bald hier begrüßen werden, und daß deren Gegenwart Ihnen Glück bringen wird durch den Beistand, welchen sie Ihnen leisten wird." Der Kronprinz ließ für seine Gemahlin alles in Bereitschaft setzen, um ihr für die bevorstehenden schweren Stunden jede Erleichterung zu verschaffen. Seine Schwiegermama traf am 13. Juni in Potsdam ein. Am 3. August 1770 wurde das frohe Ereignis, die Geburt eines zukünftigen Thronfolgers, dem Volke durch Geschützdonner verkündet. Friedrich begab sich noch an demselben Tage in das kronprinzliche Schloß. Er nahm den Neugeborenen auf den Arm und küßte ihn. „Ein für mich und mein Haus so bedeutungsvolles Ereignis hat mich mit der lebhaftesten Freude erfüllt. Was diese Freude noch erhöht, ist, daß sie das ganze Vaterland mit mir teilt. Möchte dasselbe dereinst auch die Freude mit mir teilen, diesen Prinzen auf den ruhmvollen Bahnen seiner Vorfahren wandeln zu sehen."

Bei der Taufe, in welcher der Prinz die Namen Friedrich Wilhelm empfing, hielt der König selbst den Täufling. Seine Jugendzeit verlebte der Prinz im väterlichen Schlosse, dem Marmorpalais zu Potsdam. Friedrich Wilhelm wünschte, daß der kleine Prinz möglichst einfach erzogen würde. Potsdam galt in jener Zeit für ein zweites Sparta. Täglich fanden Paraden und Musterungen statt. Hatte sich Friedrich Wilhelm von Jugend auf an das straffe Militärwesen gewöhnen müssen, so wollte er nun auch, daß der kleine Prinz sich die Exerzitien möglichst frühzeitig aneigne. Zum ersten Erzieher seines Sohnes bestimmte Friedrich Wilhelm den Geheimrat Behnisch. Der König entwarf eigenhändig einen Unterrichtsplan, in welchem er bestimmte, daß der Prinz seinem Religionslehrer widersprechen solle, falls ihm dieser

Digitized by Google

den Offenbarungsglauben lehren sollte. Friedrich Wilhelm, der diese, dem Christentum feindliche Gesinnung als verderblich ansah, war sich seiner Verantwortung wohl bewußt und hielt darauf, daß sein Sohn von Jugend auf in den Glaubenslehren unterwiesen wurde. Es gereichte ihm zur Freude und zum Ruhme, daß der Prinz bei seiner Konfirmation das Zeugnis ablegte: „Ich erkenne mich für verpflichtet, meinen Glauben an Christum vor der Welt zu bekennen. Die Frucht des Glaubens an den Erlöser ist ein frommer Wandel. Ich bin ein überzeugter Christ und will mich von dem Geiste Jesu Christi regieren lassen."

Friedrich Wilhelm wollte, daß seine Kinder in christlichen Grundsätzen erzogen würden. Seines Onkels Unglauben war ihm zuwider. Der Hofprediger Sack, der ihn selber unterrichtet, konfirmiert und zweimal ehelich getraut hatte, war ihm als ein gläubiger Christ bekannt. Den Sohn dieses Mannes berief er jetzt zum Religionslehrer seiner Kinder. Dieser vollzog die Taufe des kleinen Prinzen, unterrichtete ihn, konfirmierte und traute ihn auch später. Beide Sack, Vater wie Sohn, standen bei Friedrich Wilhelm II. in hoher Achtung. Friedrich II. mochte jedoch den Hofprediger nicht leiden. Als am 18. November 1772 dem Prinzen Ferdinand ein Sohn geboren war, und Sack die Taufe an ihm vollzog, waren Friedrich Wilhelm II. und auch Friedrich II. als Paten gegenwärtig. Friedrich nahm den Täufling und sagte zu Sack: „Fange Er an, aber mache Er seinen Sermon kurz." Friedrich, dem die an sich schon kurze Taufrede doch noch zu lang erschien, machte seinen Unwillen dadurch bemerkbar, daß er auf die Rede gar nicht achtete und mit dem neben ihm stehenden Prinzen Ferdinand zu sprechen begann. Was that Sack? Er sah den König ernst an und schwieg. Alle blickten besorgt auf den Geistlichen, fürchtend, ihm sei unwohl geworden. Friedrich fragte: „Was hat Er, fehlt

Digitized by Google

Ihm was?" „Nein, Majestät, mir ist ganz wohl." „Warum hört Er auf zu sprechen?" „Wenn Ew. Majestät reden," antwortete Sack, „dann ist es des Dieners Pflicht, zu schweigen." Friedrich fühlte den Verweis und erwiderte barsch: „Brumme Er nicht, bringe Er die Sache zu Ende." Nun fing Sack seine Taufrede von vorn an und hielt sie mit Ruhe und Würde. Plötzlich kam Friedrich mit dem Täufling den brennenden Wachskerzen so nahe, daß die Fransen der kostbaren Tücher, welche den Täufling bedeckten, zu brennen anfingen. Die schnell zuspringenden Hofdiener löschten das Feuer. Friedrich wollte sich rächen und sagte zu Sack: „Nun sieht Er's; Er hat mit Wasser getauft, ich aber habe mit Feuer getauft." Sack gab die würdige Antwort: „Ja, aber nicht mit dem Feuer des heiligen Geistes."*)

Den Mächtigen der Erde gegenüber den Christenglauben geltend zu machen, ist nicht eine leichte Sache. Die Kühnheit des Täufers, der im härenen Gewande seinem König sagte: „Es ist nicht recht!" können aber nur diejenigen besitzen, welche täglich im Gebet und Buße mit der eigenen Sünde ringen. Friedrich Wilhelm schätzte solche Männer, Friedrich ging an ihnen kalt vorüber.

Friedrich Wilhelm und Kaiser Joseph II.

Friedrich war aus dem siebenjährigen Kriege nicht als Sieger hervorgegangen, denn er hatte Sachsen und alle Eroberungen wieder herausgeben müssen. Aber eine von den Mächten gefürchtete Stellung hatte er sich doch erworben. Um diese zu behaupten, bedurfte es bei dem geringen Umfange des Staates der allereifrigsten Sorge. Dem Kriegswechsel konnte er sich jetzt nicht hingeben. Durch diplomatische Schachzüge wollte er nun seinen Besitzstand erweitern.

*) Eylert, Charakterzüge Friedrich Wilhelms III S. 165.

Digitized by Google

„Da saß nun der alte Meister," schreibt Stenzel, „in seinem Sanssouci sorgenvoll und rechnete von früh bis spät und sah nach, daß die Zähne seines Räderwerkes ineinandergriffen, änderte aber im Wesentlichen nichts, denn die Federkraft war schon aufs Höchste gespannt."

Diese äußerste Spannung war eine Folge des Mißverhältnisses, welches zwischen der Kraft des Staates und seiner äußeren Weltstellung obwaltete. Je fünfundzwanzig Menschen mußten einen Soldaten ernähren. Jetzt unterhalten erst hundert Menschen einen Soldaten. „Der Adel war erschöpft," klagt Friedrich, „die kleinen Leute ruiniert, eine Menge von Ortschaften verbrannt, viele Städte zerstört, eine vollkommene Anarchie hatte die Ordnung umgeworfen und die allgemeine Verwüstung war da." Trotz alledem hielt er die Erwerbung Sachsens für unerläßlich. Er wollte Gebietserweiterungen um jeden Preis. Der Kronprinz hingegen erwiderte: „Die Befestigung des alten Besitzstandes und die Förderung des Wohls der Unterthanen sind ruhmvoller als eine durch diplomatische Ränke oder gewaltthätige Kriege herbeigeführte Staatsvergrößerung." Friedrich war von allen Mächten so gehaßt, daß trotz aller Liebeswerbungen keine einzige gewillt war, einen Vertrag mit ihm zu schließen.

Im Oktober 1763 starb der König von Polen, August III. von Sachsen. Friedrich ermittelte, daß die Kaiserin von Rußland heimlich den Zweck verfolgte, ihren Liebhaber, den Graf Poniatowski, auf den polnischen Thron zu bringen. Sofort schrieb Friedrich an sie, daß er bereit sei, ihr hierbei behülflich zu sein. Die mächtige Katharina durchschaute zwar ihren listigen Gegner, aber sein Antrag kam ihr gelegen. Katharina war 25 Jahre alt, als Poniatowski am russischen Hofe erschien. Mit einem Grafen Lehndorff wurde er ihr zugleich vorgestellt. Es vergingen wenige Stunden bis er erfuhr, daß er vor Katharinas Augen Gnade gefunden habe.

Digitized by Google

Lange Zeit hörte er diese Einflüsterungen nicht, denn er fürchtete sich vor den Gefahren einer Liebschaft an diesem Hofe. Endlich redete ihn die Großfürstin eines Tags an und machte ihm ein Kompliment. Nun wagte er ein Briefchen, das nicht unbeantwortet blieb, und jetzt vergaß Poniatowski, daß es ein Sibirien gebe. Die Großfürstin Katharina war in jener Zeit eine blendend schöne Frau. Sie hatte schwarzes Haar, eine zarte weiße Haut, die lebhaftesten Farben, große blaue Augen, eine kleine Nase, einen Mund, der zum Küssen herausforderte, tadellose Hände und Arme, einen schlanken Wuchs und edlen Gang, eine melodische Stimme und heiteres Kinderlachen. Liebenswürdig gegen Jedermann, erkannte sie die schwache Seite jedes Menschen. Dazu hatte sie viel gelesen. An Poniatowski hingegen war jeder Zoll der feine philosophisch gebildete Lebemann des vorigen Jahrhunderts, der französische Cavalier mit gleicher Vorliebe für Puder und Voltairianismus, für Weiber und Duelle. Wo er erschien, erregte er durch seine männliche Schönheit und seine geistige Lebhaftigkeit Aufsehen. Die Gunst der Frauen flog ihm zu. Aber auch starkgeistige Männer, wie Friedrich II., fanden an ihm Gefallen.

Bald wurde Poniatowski auf Betreiben Katharinas dem Gefolge des Prinzen Karl von Sachsen beigegeben. Und nun spielte sich das Liebesverhältniß in Oranienbaum fort, das erst sein Ende fand durch ein Abendessen zu Vieren, mit dem Großfürsten Peter und der Gräfin Woronzow, der Geliebten des Großfürsten. Dieses empörende Zusammensitzen und Tafeln eines Ehemannes und seiner Mätresse mit seiner Gattin und deren Geliebten hatte einen durchaus heimtückischen Hintergrund. Was brütete nicht im Geiste der beiden Gatten! Während dieselben unter Scherz und Lachen, der eine mit der Woronzow, die Andere mit Poniatowski zur Seite da saßen, war Peter fest entschlossen, sobald er Kaiser sei, seine Gattin zu verstoßen und ihren Sohn für illegitim zu erklären,

Digitized by Google

während es bei Katharina ebenso fest stand, ihren Gemahl vom Throne zu stürzen und Mörderhänden zu überliefern. Der Anschlag Katharinas gelang. Poniatowski befand sich in Warschau, als der gräßliche Gift- und Serviettenmord am Kaiser vollzogen wurde. Katharina benachrichtigte ihn sofort von dem Vorgefallenen. Ihr Brief ist ein Muster von Heuchelei. „Er war so verhaßt", schrieb sie, „daß ich fürchtete, die Offiziere könnten ihn vergiftet haben. Ich ließ ihn öffnen, und es fand sich nicht die geringste Spur."

Am 7. September 1764 wurde Stanislaus vom Reichstage einstimmig gewählt und am 19. beschwor er die alten unheilvollen Pakta. Er war damals 32 Jahre alt. Katharina beherrschte ihn vollständig. Das Bestreben der letzteren ging dahin, Polen zu einer russischen Provinz herabzudrücken, Friedrichs Hülfe war ihr zugesagt. Am 11. April 1767 verpflichtete sie sich, nicht zu gestatten, daß die Krone Polens erblich und eine Verfassung eingeführt würde. 10000 Russen rückten in Polen ein, und 12000 Preußen besetzten die Grenzen. Friedrich entwarf einen Teilungsplan Polens, und Katharina stimmte zu. Ersterer versprach alljährlich 480000 Thaler an Rußland zu zahlen, bis Katharina in ihrem Kriege gegen die Türken den Sieg errungen haben würde. Der Kronprinz war empört über eine solche Vergewaltigung. Er gab dem Könige seinen Unwillen offen zu erkennen. Die Polen baten Maria Theresia um Hülfe. Das Vordringen der Russen in Polen und in der Türkei versetzte den Wiener Hof in die größte Unruhe. Das Bündnis Rußlands mit Preußen hielt Maria Theresia ab, den Polen zu helfen. Um jedoch einerseits nicht mit Friedrich in Konflikt zu geraten und andererseits das drohende Übergewicht Rußlands abzuweisen, ließ sich der Wiener Hof in einen Schriftwechsel mit Friedrich ein. Sofort paktierte Friedrich mit dem Feinde Rußlands: dem Wiener Hofe. Er eröffnete der Kaiserin, es wäre ihre und

Digitized by Google

seine Pflicht, Rußland nicht zu mächtig werden zu lassen. Er wünsche sehnlichst eine Verständigung mit ihr in der polnischen Sache herbeizuführen. Maria Theresia versprach nun, ihren Sohn, den Kaiser Joseph, nach Neiße zu senden, damit Friedrich dort mit ihm in Beratungen treten könne.

Kaiser Joseph theilte nicht die Erbitterung gegen Preußen, welche von dem Kriege her die ältere Generation beherrschte. Er wünschte mit Preußen in Frieden zu leben. Die friedfertigen Gesinnungen des Kronprinzen waren ihm längst bekannt, und deshalb wünschte er, daß auch der Kronprinz den Unterhandlungen beiwohne. Friedrich erkannte in seinem Neffen wohl dessen Wahrheitsliebe, Anspruchslosigkeit und Aufrichtigkeit, aber von wichtigen Staatsgeschäften hielt er ihn fern, und er würdigte ihn auch selten einer vertraulichen Unterhaltung. Er tadelte an ihm die Weichheit seines Gemüts und forderte von ihm mehr Eigenwillen und Rücksichtslosigkeit gegen andere. Ob ihm der Wunsch Josephs gelegen kam, bleibt zweifelhaft. Thatsache ist, daß Joseph und der Prinz sehr herzlich und viel miteinander in Neiße verkehrten. Die Zusammenkunft beider Herrscher währte drei Tage, während welcher in vertraulichster Weise die Politik besprochen wurde, ohne daß es jedoch zu bestimmten Abschlüssen kam. Der Kronprinz ging mit dem Kaiser Arm in Arm. Beide befanden sich in beinahe gleichem Alter. Ihre Anschauungen in Bezug auf Politik, Religion und Familienleben begegneten sich. Jeder von ihnen besaß ein wohlwollendes Herz und eine rechtschaffene, deutsche Gesinnung. Auch Kaunitz bat den Kronprinzen, „auf eine ehrliche Vereinigung Östreichs und Preußens hinzuwirken, denn dies sei der einzige Damm gegen den wilden Strom, welcher Europa zu überfluten drohe.“ Der Kronprinz versicherte, daß es ihm ernstlich an der Aufrechthaltung eines guten Einvernehmens gelegen sei. Friedrich versprach dies zwar auch, aber er schrieb noch an demselben

Digitized by Google

Tage an Graf Finckenstein: „Der Kaiser ist ein Mann von lebhaftem Geist und liebenswürdigem Wesen. Er hat mich versichert, daß er Schlesien vergessen habe, was ich nach Gebühr zu schätzen weiß. Er hat mir eine gegenseitige Reduktion der Armee vorgeschlagen, was ich ablehnte. Er ist von Ehrgeiz beseelt. Ich kann nicht sagen, ob er es auf Venedig, Bayern oder Lothringen abgesehen hat. Aber es ist sicher, daß Europa in Flammen stehen wird, sobald er zur Herrschaft gelangt." Joseph berichtete seiner Mutter: „Das knechtische Ansehen, welches sein Neffe, der Thronfolger bei dem Könige hat, ist ganz unglaublich. Friedrich ist ein Genie und ein Mensch, der wunderbar zu reden versteht, aber es giebt nicht ein Gespräch, bei welchem man nicht herausfühlt, daß man es mit einem Schurken (le fourbe) zu thun hat. Er versicherte mir, daß er jetzt aufrichtig eingestehe, in der Jugend dem Ehrgeiz gefolgt und selbst schlecht gehandelt zu haben (et même d'avoir mal agi), aber daß diese Zeiten vorüber sind und er jetzt solide denke."

Ein Jahr darauf stattete Friedrich dem Kaiser seinen Gegenbesuch in Neustadt in Mähren ab. Auch diesmal begleitete ihn der Prinz. Am 3. September 1770, mittags 2 Uhr traf Friedrich daselbst mit 4 Wagen ein. In seinem Wagen saß, jedoch nicht an seiner Seite, sondern ihm gegenüber, der Prinz. In dem zweiten Wagen befand sich des Königs Bruder Ferdinand und der Herzog von Braunschweig, im dritten der General von Lentulus und die Majore von Kleist und von Vietinghoff. Glänzender war freilich die Umgebung des Kaisers. Außer den Herzögen von Arenberg, Braganza, Gloceſter, gehörten zu seinem Gefolge die Fürsten Kaunitz und Kinsky, die Prinzen von Sachsen, Mecklenburg, Waldeck, Hessen, Koburg, Bernburg, Gotha, Ligne, Poniatowsky, eine große Zahl von Grafen und Generalen.

Der Prinz, auf den dies rege, glanzvolle Leben und der

Digitized by Google

Umgang mit so vielen erlauchten Personen und berühmten Feldherren einen lebhaften Eindruck machte, erinnerte sich gern dieser denkwürdigen Zusammenkunft. Besonders hatte ihn der Kaiser durch sein offenes, heiteres Wesen, seine edle Gesinnung, den klaren Ausdruck eines wohlwollenden Herzens und durch die Lebhaftigkeit seines Gefühls sehr angezogen. Einen anderen Eindruck hatte Friedrich von ihm erhalten. In seinem Schreiben vom 16. September 1770 an Voltaire sagt er: „Ich bin in Mähren gewesen und habe den Kaiser gesehen, der sich in Bereitschaft setzt, eine große Rolle in Europa zu spielen. Er ist an einem bigotten Hofe geboren, in Prunk erzogen. Er wird mit Weihrauch genährt und glüht von Ruhmbegierde. Er opfert aber seinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht. Obwohl er nur Pedanten zu Lehrern gehabt hat, findet er doch Geschmack, Ihre Werke zu lesen und ihr Verdienst zu schätzen."

Der Kaiser war mit dem herzlichsten Wohlwollen von dem Kronprinzen geschieden. Er hatte ihn seiner besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt und war seiner Zustimmung gewiß. Friedrich aber, den er um die Zusicherung seiner Neutralität zwischen Östreich und Rußland gebeten hatte, erklärte ihm: „Ich hoffe, Katharina zur Mäßigkeit gegen die Türkei zu vermögen, aber beim Ausbruche eines Krieges werde ich auf Rußlands Seite mitkämpfen."

Hierdurch wurde Maria Theresia in die Zwangslage versetzt, entweder Genosse der Polenteilung zu sein oder Krieg zu führen gegen Rußland und gegen Preußen. Das konnte sie nicht. Erst 1772 unterschrieb die bekümmerte Fürstin den Vertrag, hinzufügend: „Das offenbare Recht schreit gen Himmel wider uns. Wenn ich längst tot bin, wird die Saat aus diesem Unrecht hervorgehen."

Friedrich gewann 631 Quadratmeilen. Er pries seinen Erfolg an Voltaire „als ein Werk, das vor allen Richter-

Digitized by Google

ſtühlen gerechtfertigt daſtehe.“ Friedrich Wilhelm bezeichnete die Teilung als einen Gewaltſtreich und ein ſchweres Unrecht. Als einzige Entſchuldigung für Friedrich ließ er gelten, daß dieſer befürchtete, Polen werde über kurz oder lang ganz unter Rußlands Botmäßigkeit fallen.

Der Erbfolgekrieg und die Petersburger Reiſe.

Maria Thereſia hatte ſich ſchweren Herzens den Wünſchen Friedrichs in Bezug auf Polen willfährig gezeigt. Auch ihr Sohn bemühte ſich, den böſen Nachbar zu verſöhnen. Aber Friedrichs Feindſchaft und Argwohn blieben beſtehen.

Dieſer Argwohn war unbegründet. Niemand dachte daran, die deutſchen Lande oder Preußen zu bekriegen. Zur Erwerbung eines benachbarten Landes bot ſich dem Kaiſerhauſe jetzt eine Gelegenheit dar, durch welche daſſelbe einen Erſatz für die unfruchtbaren Mühen des Kaiſertums wahrzunehmen wünſchte. Die Einkünfte des deutſchen Kaiſers beliefen ſich damals auf jährlich 13884 Gulden und 32 Kreuzer. Der Kaiſer als ſolcher ſtand ſich nicht ſo gut wie ein hannöverſcher Kammerpräſident.

Da der Kurfürſt von Bayern keine Kinder hatte, war der Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz erbberechtigt. Auch dieſer hatte keine ehelichen, wohl aber viele uneheliche Kinder, die er, weil ſie von der Erbfolge ausgeſchloſſen waren, zu verſorgen wünſchte. Dereinſtiger Kurerbe war der Pfalzgraf Karl von Zweibrücken. Auf einige Teile Bayerns beſaß auch der Kaiſer Erbanſprüche. Als dieſer die Kinder Karl Theodors in den Reichsfürſtenſtand erhob, trat der Kurfürſt ſeine Rechte an Joſeph ab. Der erbberechtigte Neffe des Kurfürſten, der Herzog von Zweibrücken, hatte ſein volles Einverſtändnis erklärt. Dieſe Abmachungen waren allgemein bekannt, und

Digitized by Google

auch der noch regierende Kurfürst billigte sie. Sie betrafen eine Familiensache, und niemand hatte etwas dreinzureden. Bisher hatten oft deutsche Länder ihre Herren gewechselt. Das Einverständnis der Beteiligten und die Genehmigung des Kaisers genügten. Der Unterthanen Zu- oder Abneigung war nie in Betracht gekommen. Niemand erhob gegen diesen ganz legalen Vertrag Einspruch. Als am 30. Dezember 1777 der Kürfürst starb, ergriff der Kaiser Besitz von dem ihm zustehenden Theile Bayerns, während der Kürfürst von der Pfalz die Regierung für das übrige Bayern antrat. Alle deutschen Fürsten sahen die Sache Josephs als rechtsgültig an.

Nun trat aber Friedrich auf. Durch den Grafen Görtz ließ er dem Kurfürsten von der Pfalz Vorstellungen machen. Dieser, entrüstet über Friedrichs ganz unberechtigte Einmischung, erklärte, er sei völlig mit dem Kaiser einverstanden und wolle von seinen längst geschlossenen Verträgen nicht zurücktreten. Nun eilte Görtz zum Herzog von Zweibrücken. Dieser war gleichfalls erstaunt. Görtz verstand ihn aber derart zu bearbeiten, daß er am 28. März 1778 mit Friedrich einen Vertrag schloß, nachdem er den Besitz von ganz Bayern beanspruchen und verteidigen werde. Zum Staunen Europas hatte Friedrich seinen Zweck erreicht: Oestreich mußte schlagen.

Der Kaiser befahl die Aufstellung zweier Heere von je 100000 Mann. Auch Friedrich rüstete. Die Ansicht des Kronprinzen war die, daß „der Anlaß, das Schwert zu ziehen, noch dazu ohne das unmittelbare Interesse des Staates, des Wagnisses keineswegs wert sei.“ Er riet mit Entschiedenheit von dem Feldzuge ab. „Wenn Ihnen der Krieg so zuwider ist,“ antwortete Friedrich, „so haben Sie es nur zu sagen, wie mein Bruder Ferdinand gethan, und Sie sind Herr Ihrer Handlungen. Der Krieg ist so gut wie erklärt, zurückweichen geht nicht. Legen Sie jeden Friedensgedanken

Digitized by Google

bei Seite." Der Kronprinz gehorchte. Friedrich übertrug ihm das Kommando eines Armeekorps. Prinz Heinrich hielt seinem Bruder ernstlich vor, daß er die Existenz des Staates wiederum in Frage stelle. Das Recht und die allgemeine Stimmung seien gegen ihn. Friedrich antwortete ihm: „Östreichs Macht soll nicht größer werden. Ein Mann auf meinem Posten darf das nicht dulden." Als man ihm vorhielt, keiner der deutschen Fürsten stimme ihm zu, schrieb er: „Diese sind ohne Ehrgefühl, auch der Herzog ist von mir getrieben zu dem, was er gethan hat." Für die Entscheidung dieser rein deutschen Sache suchte Friedrich auch die Franzosen und Russen ins Land zu ziehen.

Prinz Heinrich riet nochmals vom Kriege ab. „Seit Januar," schrieb er, „war ich überzeugt, daß Sie Krieg anfangen würden. Allein ich hoffte, daß Östreichs Vorschläge Sie zum Frieden bestimmen würden. Ich habe Ihnen meine Meinung nicht verhehlt. Ich betrachte den Krieg als ein Unglück für uns. Sie werden aus ihm ohne die geringsten Vorteile hervorgehen. Ich sehe, daß Sie alles, was ein Staat Kostbares hat, dem Zufall preisgeben."

Im Juli rückte der Kronprinz mit der Vorhut in Böhmen ein. Der König folgte ihm mit dem Gros. Prinz Heinrich fiel gleichzeitig in Sachsen ein. Friedrichs Anmarsch erregte den größten Schrecken. Maria Theresia hatte wenig Lust, den siebenjährigen Krieg erneuert zu sehen. Sie zitterte für ihren Sohn und ließ insgeheim Unterhandlungen anknüpfen, die jedoch zu keinem Ziele führten. Es kam auch zu keiner eigentlichen Kriegsführung. Einige Vorpostengefechte, die der Kronprinz mit Geschick ausführte, blieben belanglos, und da Friedrich die Östreicher hinter ihren Verschanzungen nicht anzugreifen wagte, so blühten ihm keine Lorbeeren. „Die Armee sah, daß ihr König zwar an der Spitze stand, aber er war ein bedenklicher Feldherr geworden, der einen

Digitized by Google

Angriff zu vermeiden und um seine Sicherheit besorgt zu sein schien. Man erwartete Schlachten, und nun wurde im Felde exerziert. Die Armee litt Mangel. Viele liefen davon. Der König war verdrießlich. Er gab keine Befehle, blos Verweise. Seine Gedächtnisschwäche verursachte viele Irrtümer. Der Krieg ekelte ihn an, und er war beständig voll Verdruß. Kein Mensch wagte mehr, ihn nach etwas zu fragen."*) In mancher Gefahr suchten die Feldherren nicht den mürrischen König, sondern den Kronprinzen auf. Sachgemäß erteilte er Auskunft und erwarb sich überall die größte Anerkennung. In einem Gefecht bei Trautenau besiegte der Prinz die Östreicher. Angesichts der Truppen umarmte ihn der König und pries seine Umsicht und Unerschrockenheit. Den ganzen Sommer zog Friedrich planlos umher. In seinem Heere brachen Krankheiten aus, und dies nötigte ihn, sich aus Böhmen herauszuziehen. Bei diesem Rückzuge zeichnete sich der Kronprinz besonders aus. Obwohl er vom Feinde hart bedrängt wurde, geriet doch kein Heeresteil in die Hände des Feindes. Als sich die Armee in Sicherheit wähnte, ritt Friedrich auf ihn zu, umarmte ihn und sagte: „Ich betrachte Sie von heute an nicht mehr als meinen Neffen. Ich sehe Sie als meinen Sohn an. Sie haben alles gethan, was ich hätte thun können, alles, was man von dem erfahrensten General erwarten konnte."

Am 13. Mai 1779 wurde der Friede zu Teschen geschlossen. Der Kaiser empfing von Bayern ein Gebiet von 34 Quadratmeilen, und dem Herzoge von Zweibrücken blieb die Erbfolge in dem anderen Teile Bayerns gesichert. Durch diesen Krieg verlor Preußen 29 Millionen Thaler und zwanzigtausend Mann. Friedrich hatte nichts gewonnen, wohl aber viel verloren.

*) Briefe eines alten preußischen Offiziers in den Charakterzügen Friedrichs II., II. S. 139.

Digitized by Google

Mit der Erbitterung Österreichs hatte sich Friedrich auch die Abneigung Rußlands auf den Hals geladen. Sein Geschäftsträger in Konstantinopel, von Gaffron, war von ihm beauftragt, die türkischen Minister in ihrem Widerwillen gegen die Abtretung der Krim zu bestärken, jedoch so, daß ihm kein Vorwurf gemacht werden könne. Katharina erfuhr jedoch seine Schliche und war nun trotz aller Liebeswerbungen Friedrichs nicht gewillt, in ein neues Bündnis zu ihm zu treten.

Im Frühjahr 1780 kam Joseph II. mit Katharina zu Mohilew zusammen und machte ihr dann einen Besuch in Petersburg. Rußland und Österreich traten einander näher. Friedrich geriet in die größte Bestürzung. „Die Schmeicheleien", sagt Dohm, „mit denen er Katharina für sich günstig zu stimmen suchte, waren seiner unwürdig." Nachdem seine Briefe bei Katharina erfolglos blieben, beauftragte Friedrich den Kronprinzen, eine Reise nach Petersburg zu unternehmen. Das war eine schwere Aufgabe für den Thronfolger, denn er wußte, daß Katharina Preußens Dienste für geringer ansah als diejenigen Österreichs.

Anfang August 1780 trat der Kronprinz seine Reise an. Sie sollte zugleich eine Inspektionsreise sein. Am 10. langte er in Königsberg an, wo er sich 12 Tage aufhielt. Am 26. traf er in Mitau ein. Hier wurde er von dem Herzoge mit großer Auszeichnung empfangen. Man hatte Ehrenpforten erbaut und die Truppen im Paradeanzuge aufgestellt. Im Schlosse wurde der Prinz vom Hofe empfangen. Die Herzogin-Mutter war nicht bei der Cour zugegen. Als ihm mitgeteilt wurde, daß sie wegen Unpäßlichkeit das Zimmer hüten müsse, begab sich der Prinz nach ihrem Gemach. Am Abend fand ein Ball statt, und die ganze Stadt war erleuchtet. Am 27. reiste der Prinz ab, welchen der Herzog bis zur Grenze begleitete. In Riga nahm der Prinz die Bibliothek und die Sehenswürdigkeiten in Augenschein. Von hier aus

Digitized by Google

führte ihn sein Weg über Dorpat, Narwa, Schinkowitz nach Petersburg, wo er am 6. September einen glänzenden Einzug hielt. Die Russen waren von der Liebenswürdigkeit und der hohen, ritterlichen Persönlichkeit des Prinzen entzückt. Am nächsten Tage wurde er von der Kaiserin empfangen, wobei diese und der Großfürst den Schwarzen Adlerorden angelegt hatten. Von nun an folgte Fest auf Fest. Der Prinz erwarb sich die Gunst Katharinas in so hohem Grade, daß diese ihm eigenhändig den Andreasorden mit den kostbarsten Brillanten um den Hals hing. Am 25. September, dem Geburtstage des Prinzen, schickte ihm die Kaiserin überaus wertvolle Geschenke. Am 12. Oktober nahm die Akademie der Wissenschaften ihn unter seine Mitglieder auf. Des Prinzen Antwort lautete: „Die Ehre der Kaiserlichen Akademie weiß ich mit ebensoviel Vergnügen als Erkenntlichkeit zu schätzen. Dieses Zeichen Ihrer Aufmerksamkeit, durch welche ich ein Mitglied einer hochachtbaren, verdienstvollen Gesellschaft werde, die ich zu bewundern gekommen bin, erfüllt mich mit Stolz und Dankbarkeit."

Die Kaiserliche Familie zeichnete den Prinzen in jeder Weise aus. Beim Scheiden empfing er aus der Hand der Kaiserin ein prächtiges Souvenir, das auf 20000 Rubel geschätzt wurde. Die Kavaliere seiner Suite empfingen gleichfalls kostbare Geschenke an Juwelen und Pelzwerk. Am 13. Oktober früh 7 Uhr trat der Prinz seine Rückreise an. In Mitau fanden ihm zu Ehren wieder glänzende Feste statt. Am 24. traf er in Libau ein, woselbst ihm 12 der vornehmsten und schönsten Jungfrauen Blumen auf den Weg streuten. Nach dreimonatlicher Abwesenheit langte der Prinz am 4. November in Potsdam wieder an, woselbst er sofort von dem Könige empfangen wurde.

Der Prinz hatte seine schwierige Mission mit großem Geschick erledigt. Er war zuvorkommender gegen die russischen

Digitized by Google

Großen als Joseph gewesen. Man hatte ihm Anerkennung gezollt, aber diese galt doch nur seiner Person und Aufrichtigkeit. Auf den Gang der Dinge übte seine Reise nicht den von Friedrich erhofften Einfluß.

Die Hofdame Julie von Voß.

Seit dem Beginn des Krieges bis zu seinem Ende hatte Friedrich Wilhelm im Felde gestanden und das Kommando seines Korps zur großen Zufriedenheit des Königs geführt. An allen auf der Weltschaubühne sich abspielenden Dingen bekundete er seine Theilnahme. Alle bedeutsamen Vorgänge fanden seine aufmerksame Beachtung. Die gegnerische Stellung, welche er auf kirchlichem und politischem Gebiete dem Könige gegenüber von jeher einnahm, entzog ihm die Gunst seines Oheims. Die Politik Friedrichs, der den Türken Offiziere, Waffen und Geld sandte, damit sie die Macht des deutschen Kaisers schwächen möchten, hielt der Prinz für undeutsch und verderblich. Er wollte nicht, daß Franzosen, Russen und fremde Völker einen Einfluß auf deutsche Angelegenheiten ausübten. Diese gegnerische Richtung des Prinzen verdroß den König, der mißtrauisch darüber wachte, daß dem Prinzen jede Einwirkung auf die auswärtigen Angelegenheiten entzogen blieb. Der unmittelbare Verkehr zwischen Oheim und Neffe wurde immer seltener. Fast nur auf schriftlichem Wege empfing der Prinz die Befehle seines Oheims in dessen letzten Lebensjahren. An Voltaire schrieb Friedrich über seinen Neffen: „Es giebt Leute, denen ich zu lange lebe und denen meine Gesundheit unlieb ist. Ich bin nicht gefällig genug, abzutreten, wenn man meiner überdrüssig ist."

Wurde durch diesen ganz unbegründeten Argwohn des Königs die Freudigkeit des Kronprinzen an der Erfüllung seiner Berufspflichten tief herabgedrückt, so bot auch das kron-

Digitized by Google

prinzliche Familienleben so viel Schattenseiten, daß es als ein für beide Ehegatten wenig befriedigendes gelten darf.

Hatten die sittlichen Verirrungen des Kronprinzen schon zur Zeit seiner ersten Ehe das Glück des Familienlebens gestört und zuletzt zur Trennung der ehelichen Verbindung geführt, so bewirkte seine zweite Vermählung keine Änderung in seinen unlöblichen Neigungen. Nach wie vor unterhielt er das ärgerliche Verhältnis mit der Ritz. Obgleich die Ehe des Kronprinzen durch die Geburt von vier Söhnen und zwei Töchtern beglückt wurde, bietet dieselbe doch manche recht trübe und garnicht in den Rahmen der sonst so glorreichen. Geschichte des Zollernhauses hineinpassende Erscheinungen dar, welche dem Familienleben des Kronprinzen nicht zur Ehre und dem Volke zum Ärgernis gereichten.

Auf den Wunsch der Königin war die Nichte der Gräfin Voß 1783 an den Hof gekommen. Ihre Zeitgenossen schildern Fräulein von Voß als eine Erscheinung von vollendetster Schönheit. Zu ihren Bewunderern gehörte auch der Kronprinz. Die Gräfin Voß berichtet in ihrem Tagebuch über ihre Nichte: „Julie gefällt dem Prinzen mehr als mir lieb ist. Er spricht viel mit ihr. Ich fürchte, sie ist nicht unempfindlich für seine Bewunderung. Sie wird sich unglücklich machen." Später schreibt sie: „Die Gemahlin des Prinzen ist eifersüchtig auf Julie." Ferner: „Ich hatte eine Unterredung unter vier Augen mit dem Prinzen. Ich hielt ihm sein Unrecht vor, Julie mit seiner Leidenschaft zu verfolgen. Ich sagte ihm meine Meinung mit allem Ernst. Er versprach sein Benehmen zu ändern. Darauf sprach er mit Julie und ich weiß, daß sie ihm Vorwürfe gemacht hat, da er ihrem Ruf schade. Er kam sehr traurig von ihr zurück. Ich sagte ihm, er müsse der Sache ein Ende machen, und er gelobte es mir."

Der Prinz scheint sich bemüht zu haben, seine Leidenschaft zu bekämpfen. Er mied die Hofdame, und die Gräfin

Voß führte keine Klage über ihn. Der Ritz bereitete sie viele Sorgen. In einem Briefe an ihre Mutter heißt es: „Der Prinz hat der Königin Besuche gemacht. Meine Spione hinterbringen mir, daß das Fräulein von Voß dem Prinzen sehr gefällt. Ich lasse alle Federn springen, dies zu hintertreiben, denn geschieht es nicht, so bin ich verloren. Es ist eine Hofkabale, mich zu entfernen und eine Adelige hineinzuflicken, weil gewisse Leute einen Einfluß in die Regierung erhoffen. Die Voß soll ein schönes Gesicht haben und sehr tugendhaft sein. Es wird dem Prinzen Mühe kosten, sie zu gewinnen. Er ist jetzt so kalt gegen mich. Daran ist die Voß schuld." Das Tagebuch der Gräfin Voß bespricht den unliebenswürdigen Charakter der Gemahlin des Prinzen: „Der Prinz führt ein sehr trauriges Leben in seiner Häuslichkeit. Die Prinzessin ist sehr unartig gegen ihn." Seine Neigung zur Voß wurde bald wieder bemerkbar. „Der Prinz spricht wieder mit Julie, das muß aufhören. Ich fürchte, daß sie selbst sich innerlich nicht von ihm frei machen kann." Später: „Die Leidenschaft des Prinzen ist dieselbe. Er sucht sie zu verbergen. Mich täuscht er nicht." Ferner: „Der Prinz kommt so oft nach Schönhausen zu der Königin. Das geschieht wegen Julie. Er erhaschte einen Moment, sie zu sprechen. Sie weinte und er schien sehr ergriffen." Demnächst: „Der Prinz thut mir leid. Er war sehr gedrückt. Julie sagte ihm ernste Worte. Ich habe das Gefühl, die Sache fängt wieder da an, wo sie mit Mühe zum Abschluß gekommen war." „Ich habe den Prinzen an sein Versprechen erinnert. Von neuem versprach er mir seine Zusage. Er ist trotz seiner Leidenschaft doch sehr gut." Die Gräfin Voß wiederholt, daß sich der Prinz an der Seite seiner launenhaften Gemahlin sehr unglücklich fühlt. „Er war heute sehr sanft und gut und sprach mit den besten Vorsätzen für Julie und von seiner Pflicht gegen sie." „Heute war er sehr still

Digitized by Google

und in sich gekehrt. Er scheint ernster gesonnen denn je, seine Pflicht zu thun."

Drei Jahre lang hatte der Prinz der Hofdame seine Liebesanträge gestellt, jedoch sie besaß die Tugend, ihm stets zu widerstehen. Ihr Bruder war der Schwiegersohn des Ministers Graf Finckenstein. Man erwog bei Hofe, ob es nicht besser sei, daß sich die Hofdame dem Prinzen willfährig bezeige und dadurch die Ritz verdränge. In den Familien von Voß und Graf Finckenstein gab es schwere Kämpfe. Fräulein von Voß erklärte sich endlich bereit, nachzugeben, aber sie stellte drei Bedingungen: Die Gemahlin Friedrich Wilhelms giebt ihre schriftliche Einwilligung, es findet eine feierliche kirchliche Trauung zur linken Hand statt, und die Ritz wird mit ihren Kindern nach Ostpreußen verwiesen.

Die Ritz, von allem unterrichtet, ließ die Sache ihren Gang gehen. Sie beschränkte sich darauf, Friedrich Wilhelm daran zu erinnern, daß er ihr gelobt habe, sie niemals zu verlassen. Friedrich Wilhelm hielt sein Wort und schlug ihre Ausweisung rundweg ab, dagegen erklärte er sich zu einer Vermählung zur linken Hand bereit, falls seine Gemahlin dies bewillige und das Konsistorium keinen Einwand erhebe.

Julie ließ die letzte Forderung fallen, und es war nun die Zustimmung der Kirche und der Gemahlin einzuholen. Es scheint, als habe die Gemahlin Einspruch erhoben. Sie teilt ihrer Mutter ihren Widerspruch mit und diese antwortet ihr: „Was Deine üble Laune gegen Deinen Gemahl anlangt, so tadle ich sie. Man muß sich in die Zeit schicken. Rufe Dir ins Gedächtnis zurück, was der Geistliche sagte, als er Dir den Segen erteilte: „Dein Wille soll Deinem Manne unterworfen sein." Dieser Rat gefiel der schwer gekränkten Friederike nicht. Nun macht die Landgräfin, in der Befürchtung, daß Friederike das Übel nur vergrößern und unheilbar machen könne, ihr ganzes mütterliches Ansehen geltend

Digitized by Google

und schreibt ihr, daß sie ihr sehr harte Wahrheiten sagen müsse, wobei ihr das Herz blute. „Noch ist es Zeit, liebe Tochter," schreibt sie, „Dich zu ändern. Aber Du mußt einen schnellen, festen Entschluß fassen. Du mußt Dir die Zärtlichkeit Deines Gatten sichern für die Zeit, wenn das Alter Gesicht und Jugendmiene wird welk gemacht haben. Sorge dafür, daß dich der Prinz stets achten kann. Sei weise und laß Deine Thaten von Herzensgüte zeugen. Ergieb Dich auch in das Schwere. Es ist hart, aber urteile, liebes Kind, wie sehr auch mein Herz leidet, wie sehr meine Eigenliebe gedemütigt ist." Friederike, welche die anspruchslose Voß an der Seite ihres Gemahls leichter ertragen mochte als die intrigante Ritz, gab schweren Herzens ihre Einwilligung.

Aber das Konsistorium konnte unmöglich gestatten, daß Friedrich Wilhelm zu gleicher Zeit zwei Frauen habe. Wenn auch eine solche Ehe nicht die rechtmäßigen Folgen einer Trauung zur rechten Hand hatte, wenn auch die aus solcher Ehe hervorgehenden Kinder kein legitimes Erbrecht besaßen, so war eine solche Verbindung doch ungesetzlich. Die Bigamie wurde von der Kirche und auch vom Staate hoch bestraft. Doch die geistlichen Herren waren schwach genug, ihre Einwilligung zu geben. Sie beriefen sich auf Luther und Melanchthon, die dem Landgrafen von Hessen gleichfalls die Genehmigung zu einer Doppelehe gegeben hatten.

Das Unerhörte geschah: Julie von Voß wurde durch kirchliche Einsegnung die Gemahlin Friedrich Wilhelms II. Trotz des Glanzes, der die zur Gräfin Ingenheim erhobene Vermählte umgab, war sie nichts weniger als glücklich. Sie fühlte die entwürdigende Stellung, welche sie einnahm. Gräfin Voß berichtet: „Julie hat zwar den Namen einer Gräfin Ingenheim erhalten, aber sie fühlt sich sehr unglücklich. Wie schrecklich leid thut sie mir! Die Enke thut ihr tausend Herzeleid an und besitzt noch immer denselben Einfluß auf den

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

König.“ Friedrich Wilhelm war inzwischen zur Regierung gelangt. Die Ritz schrieb an ihre Mutter: „Weh, Weh, und dreimal Weh! Der große Schlag hat begonnen. Die Voß hat eingewilligt und ist die Geliebte des Königs. Kann man etwas Tolleres träumen als eine solche Verbindung an der linken Seite. Der Oberhofprediger hat für Hundert Friedrichsdor die Trauung am Freitag im Schlosse zu Charlottenburg vollzogen. Denken Sie, liebe Mutter, man hat sogar ein Gesetz zu Gunsten dieser erzkomischen Winkelmariage entworfen. Die Welt lacht und macht ihre Glossen. Aber was wird aus mir? Ich muß den König wieder haben, und sollt ich ihn aus den Armen der Proserpina reißen, sollt ich ihn aus dem Mittelpunkt der Hölle oder des Himmels hervorholen. Mein muß er sein, mein allein. Denke auf Mittel, Mutter, ich muß mir den Weg zum Herzen des Königs freimachen.“ Die Gräfin Voß berichtet: „Die Prinzessin Friederike will Julie nicht sehen. Der König hat es ihr befohlen. Er hat unrecht, sie zu zwingen. Der König hat Julie persönlich zur Friederike geführt, und letztere fügte sich.“ „Es war Ball beim König, wo der Kronprinz Julie zum erstenmal als Gräfin sah. Für beide ein unangenehmer Augenblick!“ „Die Ingenheim wohnt jetzt in Charlottenburg. Sie bat mich, in der nahen Stunde ihr beizustehen. Auch der König bat mich darum.“ „Julie bekam heute einen Sohn. Der König war da und freute sich sehr.“ „Der König hielt das Kind über die Taufe. Nur Julies Bruder, der Minister von Bischofwerder und ich waren die Paten. Der König ist wirklich der beste Mann, den man auf der ganzen Welt finden kann, nur daß er zuweilen so heftig ist.“ „Im Anfang ging es gut mit der Wöchnerin. Der König verletzte sich durch einen Fehltritt den Fuß und durfte sein Zimmer nicht verlassen. Trotz ärztlichen Verbots ging Julie zu ihm. Sie erkältete sich.“ „Julie ist sehr krank. Der König ist außer sich. Er

ängstigt sich sehr um sie." „Ganz plötzlich verschied heut Abend die arme Julie. Ich beweine sie recht von Herzen, und alle beweinen sie mit mir. Der König konnte sich nicht beruhigen und nicht trösten. Trotz ihres strafbaren Verhältnisses wendete sich die allgemeine Teilnahme der Verstorbenen zu." Auch die Königin beweinte sie, hinzufügend: „Ich habe meine beste Freundin verloren."

Es verbreitete sich das Gerücht, die Gräfin sei durch Vergiftung gestorben. Der König befahl die Obduktion der Leiche, diese ergab jedoch die Grundlosigkeit der Behauptung.

Lange Zeit gab sich Friedrich Wilhelm dem Schmerze über den Tod der Gräfin hin. „Er konnte es nicht über sich gewinnen," berichtet die Gräfin Voß, „mich anzusprechen, weil er dadurch zu sehr an meine Nichte erinnert wurde. Wenn er mir bei der Königin in Schönhausen nur flüchtig begegnete, verlor er alle Fassung und konnte seine Thränen nicht zurückhalten."

Das Lebensende Friedrichs des Großen.

Friedrich hatte sich in seinen letzten Lebensjahren immer mehr von der Außenwelt zurückgezogen. Still und einsam verlebte er seine Tage im Schlosse zu Potsdam. Er nannte sich selbst den „Einsiedler von Sanssouci". „Ich habe keine Freunde," klagte er, „ich bin vereinsamt und verlassen." Das Glück eines Familienlebens kannte er nicht. Er hatte wahre, innige Liebe nie gesäet. Wie sollte er ernten? Die Schar jener leichtfertigen Franzosen, welche er früher mit seiner Freundschaft beehrte, hatte sich von ihm zurückgezogen. Sie kannten seine Launen und zogen es vor, ihn für das hohe Jahresgehalt, das er ihnen zahlte, aus der Ferne zu preisen. Seit Jahren stand er nur noch mit ihnen im Briefwechsel. Seine Geschwister und Verwandte betraten längst nicht mehr das einsame Haus. Der Thronfolger wußte, daß

Digitized by Google

er dort nicht gern gesehen wurde. Mit jedem Jahre wurde er grämlicher und mistrauischer gegen seine Diener. Auch den Räten und Ministern machte er das Leben schwer. Hertzberg suchte einst den Grafen Görtz in Petersburg, der sich über die unverdienten Vorwürfe Friedrichs beklagte, mit den Worten zu trösten: „Ew. Exzellenz würden getröstet sein, wenn Sie die Antworten hören könnten, die ich hier auf alles erhalte, was ich in der besten Absicht vorschlage, und was dann doch öfter einige Tage später befolgt wird."

Friedrich schätzte zwar den Fleiß Hertzbergs, der dem Ministerium seit vierzig Jahren angehörte, aber dieser empfand es schmerzlich, daß der Monarch seine Entschlüsse ohne den Beirat seiner Minister zu fassen pflegte, denen nur der Ruhm des Gehorsams blieb. Je öfter sich Hertzberg mit seinen Vorschlägen in verletzender Weise abgewiesen sah, um so lauter sprach er die Überzeugung aus, daß er — hätte er frei schalten dürfen — dem Könige durch seine gewandte Feder viel reicheren Gewinn an Land und Leuten geschafft haben würde, als dieser je mit seinem Schwert für den Preis so vielen Blutes sich erstritten hatte.*) Der Kronprinz ermutigte Hertzberg, bei dem König auszuhalten, da er erwartete, Friedrich werde ihm bei dem Herannahen seines Todes ein politisches Vermächtnis anvertrauen, zu dem er sich aber erst im letzten Augenblick entschließen werde. „Ich muß hier alles über mich ergehen lassen," schrieb Hertzberg, „man muß Zeit zu gewinnen suchen, bis die bekannte Revolution eintritt. Der Prinz von Preußen weiß alles, was ich thue, und *er billigt es*."

Je menschenfeindlicher Friedrich wurde, desto freundlicher zeigte er sich gegen seine Hunde, die ihm die liebsten Begleiter zu sein schienen. Starb einer, so konnte er Thränen vergießen. In kleinen Särgen ließ er sie feierlich beerdigen

*) Bailleu, Historische Zeitschrift. Bd. 42.

Digitized by Google

und ihnen Grabsteine setzen. Er bezeichnete sie als seine „Lieblinge", bei denen er begraben sein wollte. Ordnung und Reinlichkeit in seinem Hauswesen gerieten immer mehr in Verfall. Infolge seines starken Verbrauchs von Schnupftabak beschmutzte er sich Rock und Beinkleider, an welche er die Finger abwischte. Fünf Dosen standen gefüllt in seinem Zimmer umher. Während man nach seinem Tode nicht ein ganzes Hemd in seinem Wäscheschrank vorfand, mit dem man seine Leiche bekleiden konnte, zählte man in seinem Nachlaß hundertdreißig Dosen in einem Werte von einer Million dreihunderttausend Thalern. Sauberkeit war zwar nie seine Tugend, aber in seinen letzten Lebensjahren zeigten sein Gesicht und seine Wäsche eine solche Vernachlässigung des Wohlanstandes, daß Unbekannte in ihm schwerlich den König erkannt hätten. Seine Kleider waren abgetragen, zuweilen sogar geflickt oder zerrissen. Nur schwer konnte er sich von alten Kleidungsstücken trennen, die ihm am bequemsten waren. Wurde ein neuer Hut angeschafft, so mußte er so lange gerieben werden, bis er weich wie der alte war. „Mit Neugierde," schreibt Graf Segur, „betrachtete ich diesen Mann, der klein von Statur und gebückt, einem armen Invaliden glich. Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein Körper, seine bis über die Kniee hinaufreichenden Stiefeln, seine mit Schnupftabak beschmierte Weste machten einen wunderlichen Eindruck." Goethe berichtet: „Dem alten Fritz bin ich recht nahe gewesen. Da hab ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Hunde, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab über ihn seine eigenen Lumpenhunde raisonnieren hören. Keine Zote oder Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der sogenannten Großen." Herr von Cölln, der Verfasser der „Vertrauten Briefe", reiste kurz vor dem Tode des Königs als Hallescher Student nach Potsdam. Er war ein glühender Verehrer

Digitized by Google

Friedrichs und erfuhr nun, wie man auf sein Ideal dort raisonnierte. „Ich fuhr mit einem Beamten," schrieb er, „der ehemals in der Garde gedient hatte, im Postwagen. Er schimpfte auf Friedrich. Wenn der Kerl nicht sechs Fuß gemessen, hätte ich ihn verhauen. „Gott sei Dank, daß der alte Fritz bald abrücken wird," sagte er, „er hat uns oft genug geschunden. Bei der letzten Revue war er ganz des Teufels. Der Krückstock flog ihm nur so in der Hand, und alle Augenblick hieß er bald den einen, bald den andern Stabsoffizier sich in Dreiteufelsnamen hinter die Front zu scheren." „Warum war er denn so übel gelaunt, da er doch sonst so gütig war?" fragte ich. „Den Teufel war er gütig, junger Herr. Der ist in seinem Leben nie gütig gewesen. Der Teufel war stets in ihm. Der sah die Menschen stets für Beester an. Ja, wenn Sie von gütig sprechen, das ist der neue Herr, der, will's Gott, nun bald dran kommt. Der ist gütig, der flucht nicht, der nennt alle „Sie", grüßt alle Menschen gern. Ja, Herr Studio, den kenne ich, denn ich bin in der Hofkellerei angestellt. Gottes Segen wird mit ihm sein."

Die glänzenden Abendessen, welche früher Friedrichs Tagesordnung beschlossen, fanden seit Jahren nicht mehr statt. Nur zur Mittagstafel lud er sich hin und wieder noch einige Herren ein. Meist speiste er allein und zwar im Kreise seiner Hunde. 1779 machte er die Bekanntschaft des achtundzwanzigjährigen Marquis Lucchesini. Dieser und die Grafen Pinto, Schwerin und Görtz bildeten seine Tafelrunde. Die Tischgespräche waren, wie Lucchesini berichtet, wenig beachtenswert. Seine Gäste hörten dieselben Mitteilungen immer wieder, denn seine lustigen Histörchen erzählte er gern, „besonders wenn Fremde hinzukamen, die noch nicht eingeweiht waren." Wichtige Entscheidungen, die Friedrich über eingegangene Schriftstücke traf, ließ sich der Kronprinz durch

die Kabinetsräte mitteilen. Der König durfte dies jedoch nicht wissen. Die geschäftlichen Vorträge des Morgens und die Unterhaltung an der Tafel bildeten neben der Lektüre die einzige Zerstreuung des alten Königs. Den Wagen, der ihm Mittags seine Tischgäste zuführte, sah man oft nach Potsdam zurückfahren. Es war dies ein Zeichen, daß es mit seiner Gesundheit schlecht stehe, denn er hatte dann die Tafel absagen lassen.

Die Auflösung seines Körpers machte immer größere Fortschritte, Körper und Gesicht waren aufgetrieben und geschwollen. Die Nächte brachte er meist auf einem Stuhle sitzend zu. Im Schlafe schreckte er unter Zuckungen auf. Oft stöhnte und schrie er laut. Nachts hatten zwei Lakaien bei ihm Wache. In den verödeten menschenleeren Räumen des weiten Schlosses war es immer einsamer geworden. Da saß nun der König mit der Geschwulst an den Beinen in den langen Nächten unausgekleidet auf seinem Krankenstuhl, seine Hunde an der Seite und von mürrischen Dienern umgeben. Als er in einer Nacht, von Schmerzen gefoltert, vergeblich nach einem Diener rief, schleppte er sich mühsam nach dem Vorzimmer. Dort prügelten sich die Lakaien um den Besitz der von ihnen gestohlenen Wachskerzen.

Der Kronprinz hatte von Tag zu Tag erwartet, der König werde ihn noch einmal rufen lassen, um die Angelegenheiten des Staates mit ihm zu besprechen. Damit er ihm recht nahe sei und jede Stunde bei ihm erscheinen könne, hatte er das nächstliegende Palais in Potsdam bezogen. Auch die Gemahlin Friedrichs, seine Schwester Amalie und seine beiden Brüder wünschten ihn gern noch einmal zu sehen. Dieser Wunsch wurde ihm mitgeteilt, aber er gab ihm keine Folge. Sein jüngster Bruder Ferdinand ließ ihn später noch einmal bitten, ihn sprechen und von ihm Abschied nehmen zu dürfen. Es war dies am 7. August, einem Tage, an dem sich nach

Digitized by Google

Hertzbergs Angabe der König wohler fühlte. Friedrich wies seinen Bruder auch heute ab. Am 9. August berichtete Hertzberg dem Kronprinzen: „Der König kann sich nicht mehr vom Stuhle rühren. Man würde seine ganze Geschwulst wahrnehmen, wenn er sich nicht bis an die Brust mit Kissen zudeckt. Die Öffnungen am Bein sondern eine große Menge ab. Man sieht die Spuren vor seinem Stuhl." Am 15. August glaubte man sein Ende nahe. Am 16. erschienen die Räte früh sechs Uhr. Die Sprache stockte. Er wollte dem Stadtkommandanten die Parole geben und strengte sich deshalb an, den Kopf aus dem Lehnstuhl hervorzubeugen. Durch einen klagenden Blick gab er zu verstehen, daß es nicht mehr möglich sei. Auch dieser Tag verging. Die Nacht kam, und als die Uhr elf schlug, fragte er: „Was ist die Glocke?" Sein Blick fiel auf seinen, neben ihm auf einem Stuhle liegenden Hund. Er befahl, das fröstelnde Tier mit einem Kissen zu bedecken. Das war sein letztes Wort und Werk. Der Tod trat heran. Drei Stunden währte der bittere Todeskampf. Zwanzig Minuten nach zwei Uhr verschied er auf seinem Stuhl, unterstützt von des Lakaien Arm. Nur der Leibarzt Selle und die beiden Diener Strützki und Heise waren Zeugen seines Todes.

Der Kronprinz hatte bestimmt, daß Hertzberg seit dem 9. Juli in Sanssouci schlafen mußte. Hertzberg, der nun geweckt wurde, ließ dem Kronprinzen sogleich den Tod melden. Friedrich Wilhelm kleidete sich schnell an. Schon um drei Uhr befand er sich im Sterbezimmer. Beim Anblick der Leiche vergoß er Thränen. In stiller Betrachtung des Verstorbenen ließ er sich durch den Lakaien die letzten Stunden beschreiben, dann befahl er, daß eine Totenmaske von dem Gesicht des verstorbenen Königs abgenommen werde. Über das, was sich nun zutrug, werden wir durch das Tagebuch des sechszehnjährigen Kronprinzen, des zukünftigen Friedrich

Digitized by Google

Wilhelm III., belehrt: „Potsdam, den 17. August 1786. Früh um halb vier Uhr wachte ich auf, indem ich jemanden mit Herrn Behnisch sprechen hörte. Es wurde mir gesagt, der Bediente des Major von Bischofwerder brächte mir die Meldung vom Tode des Königs. Ich stand sogleich auf, die Pferde wurden gesattelt, und ritt mit dem Kapitän von Schenckendorff zum General von Bachoff. Wir ritten im Trabe nach dem Nauenschen Thore, welches aber verschlossen war. Es wurde uns geöffnet und wir ritten schnell nach dem Palais meines Vaters. Als wir dort ankamen, sagte uns der Jäger Schröder, mein Papa wäre schon in Sanssouci. Wir ritten spornstreichs dorthin, stiegen ab und gingen die erste Rampe herauf. Ich ging meinem Vater, dem jetzigen Könige, entgegen und gratulierte ihm. Er schritt mit mir ins Nebenzimmer, woselbst er mir Verschiedenes sagte, was ich jetzt zu thun hätte, und dann gestattete er mir, den verstorbenen König anzusehen. Er lag in dem Konzertsaale auf seinem Feldbett ausgestreckt, einen kleinen Hut auf dem Kopfe, der mit einer Serviette um das Kinn befestigt war. Er hatte einen alten, blauen seidenen Mantel um, unter welchem er noch ein Pelzhemde an hatte. Seine Beine waren mit großen Gichtstiefeln bekleidet. Das rechte Bein war sehr geschwollen und man sah noch die Materie, die zu den Füßen herausgequollen war. Zwei Lakaien standen dabei, um mit grünen Zweigen die Fliegen vom Gesicht abzuhalten. Der Doktor Selle war auch dort. Die Kammerhusaren erzählten mir von dem Ende des Königs. Mein Bruder Ludwig kam darauf. Wir hatten noch nichts genossen und waren sehr hungrig. Man brachte uns etwas Obst und ungarischen Wein, was uns sehr zu statten kam."

Friedrich hatte bestimmt, daß man ihn in der Nacht, und zwar in Sanssouci beerdigen solle. Friedrich Wilhelm II. ließ noch am Todestage die von Friedrich erbaute Gruft

Digitized by Google

öffnen und stieg selbst in sie hinab. Der Unrat und die Särge mit den Kadavern der Hunde, welche Friedrich hier hatte beisetzen lassen, überzeugten ihn aber, daß man den König hier unmöglich zwischen den Hunden beerdigen könne. Friedrich Wilhelm ordnete nun die Überführung der Leiche nach der Garnisonkirche an. Der Hitze wegen geschah dies schon am nächsten Tage, dem 18. August, abends 8 Uhr. Am 19. August schrieb Hertzberg an den Minister Tulemeier: „Sie werden durch den heutigen Befehl und noch mehr aus der beiliegenden Zeitung ersehen, wann und auf welche Weise der heimgegangene König gestorben und der neue König gefolgt ist. Ich bin Zeuge und erster Akteur dieser großen Szene gewesen. Ich habe die Augen dem verstorbenen König geschlossen, und ich habe einige Minuten später seinen Nachfolger auf den Thron gerufen. Ich habe auch alle seine ersten Befehle in meinem Zimmer expediert. Indem ich aus dem Sterbezimmer ging, gab mir der neue König den Schwarzen Adlerorden und sagte zu mir, daß dies das erste Anerkennungszeichen wäre, welches er mir geben könnte, und welches ich schon viel früher verdient hätte."

Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II.

Friedrich Wilhelm gelangte in einer Zeit auf den Thron, in der in Frankreich die Wogen der Revolution sich zu erheben begannen. Sein Vorgänger hatte Preußen mit allen Mächten verfeindet. Der neue Herrscher fand nur Gegner ringsum. Es war sehr schwer, der Nachfolger Friedrichs zu sein. Wenn in dem Privatleben Friedrich Wilhelms auch manche Verirrung zu beklagen ist, so darf doch sein redlicher Wille und auch seine Einsicht nicht in Abrede gestellt werden. Seine Regierung fiel in eine glaubenslose, der alten Ordnung abholde Zeit, in der die Fundamente des Staatslebens tief

Digitized by Google

erschüttert waren, in der es gerade dem Regenten auf dem preußischen Throne überaus schwer wurde, die Wege einer weisen Politik zu finden und zu wandeln.

Die Regierungsthätigkeit Friedrich Wilhelms II. zeigte gleich in ihrem Beginn wesentliche Abweichungen von der seines Vorgängers. Der strengen, rücksichtslosen Art Friedrichs folgte Milde und Nachsicht. Eine sich bald andrängende Flut von Gesuchen fand nicht mehr den Damm, welchen Friedrichs Sparsamkeit gezogen hatte, sondern meist wohlwollende Berücksichtigung und freigebiges Gewähren. Friedrich hatte zwar einen großen Schatz gesammelt, aber das war nur geschehen, indem er es anderswo fehlen ließ. Der Soldat darbte. Für die wichtigsten Bauten hatte er kein Geld. Die Festungen gerieten in Verfall. Für Wegeverbesserung gab er nur das allernotwendigste her. Schulhäuser errichtete er garnicht. Zu den Lehrerbesoldungen versagte er jede Beihülfe. Zu Kirchenbauten, Gehaltsaufbesserungen, Waisenhäusern, Krankenanstalten, Pensionen gewährte er grundsätzlich nichts. An Stelle dieser Kargheit trat jetzt die Bereitstellung der Mittel für das Notwendige in Kraft. Friedrich hatte dem Volke persönlich wenig nahe gestanden. Vereinsamt und mürrisch war er zu einem Herrscher mehr scheuer als hingebender Ehrerbietung geworden. „Sie sollen bezahlen. Nach ihrer Liebe frage ich nichts," hatte er gesagt. Friedrich Wilhelm dachte anders. „Es ist mein Wille, dem Lande alle mit der Verfassung des Staates verträglichen Erleichterungen zu gewähren." Seine ritterliche Erscheinung, seine Freude am Wohlthun, sein Wohlwollen gegen jedermann galten als eine Gewähr für die Erfüllung solcher Zusagen.

Bisher waren die Minister nur ausführende Werkzeuge der Anordnungen Friedrichs. Dies führte zu mannigfachen Unzuträglichkeiten. Die Chefs verfuhren einseitig ohne kol-

Digitized by Google

legialische Behandlung der Sache. Jeder erledigte sein Geschäft nur so, wie ihm vom König befohlen war, ohne Rücksicht darauf, ob er seinem Kollegen entgegen arbeite oder nicht. Angesichts dieser Sachlage befahl Friedrich Wilhelm schon fünf Tage nach seinem Regierungsantritt, das Generaldirektorium müsse die Geschäfte in anderer Weise erledigen. Er versammelte seine Minister um sich und sagte: „Sie müssen darauf hinarbeiten, daß dem Generaldirektorium der Charakter eines Kollegiums beiwohne, welches gemeinsam zu arbeiten habe, damit im Ganzen Übereinstimmung beobachtet und die Wohlfahrt des Landes nicht einseitigem, diesem oder jenem Departement zuträglich erscheinenden Vorteile nachgesetzt oder gar aufgeopfert werde." Das Direktorium mußte ihm einen neuen Geschäftsplan einreichen. Aber weder dieser, noch ein späterer Entwurf fand des Königs Zustimmung. Er nahm eigenhändig vielfache Aenderungen vor und sagte, er habe selbst die Instruktion mit Aufmerksamkeit nachgesehen, damit darin jede Geschäftsbehandlung klargelegt werde. Am 28. September 1786 trat die neue Einrichtung in Kraft. Das Direktorium zählte sieben Departements. Der König führte den Vorsitz in Person, die Minister waren Vizepräsidenten.

Bei dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms wurde es offenbar, daß er von dem ernsten Willen beseelt war, Gutes zu schaffen, und daß er mit Fleiß und Anstrengung sich in die Regierungsgeschäfte zu vertiefen bemühte. Hertzberg entwirft von seiner ersten Regententhätigkeit folgende Darstellung: „Nachdem S. M. dem Andenken des entseelten Königs den Tribut der Pietät geweiht und die Befehle über die Beerdigung und den Nachlaß gegeben, unterzeichneten sie unverzüglich die Ordres an die Minister, Generals und Stadtkommandanten, worin ihnen aufgegeben wurde, von den Truppen und Beamten den Eid der Treue ablegen zu lassen.

Digitized by Google

Hierauf lasen S. M. die große Menge von Briefen, die während der beiden letzten Lebenstage des Königs eingelaufen waren. S. M. schickten noch an demselben Tage mehrere Offiziers mit eigenhändig geschriebenen Briefen an die mit Ihro verwandte Souverains ab. Am nächsten Tage begaben sich S. M. nach Berlin, woselbst sie von allen Ständen mit großer Freude empfangen und beglückwünscht wurden. In den folgenden Tagen empfingen S. M. von den Ministern und Generalen den Eid der Treue. Gesandte, Deputationen, Kollegies entfernter Provinzen bezeigten ihre Ehrerbietung. Bald darauf traten S. M. die Reise zur Huldigung in dero Provinzen an. Am 19. September wurde zu Königsberg dem Könige die Huldigung geleistet von dem Adel, der Geistlichkeit, den Städten, Innungen, Klöstern und Bischöfen. Am 2. Oktober nahmen S. M. zu Berlin von den Ständen die Huldigung entgegen."

Am 4. Oktober trat der König die Reise nach Schlesien an. Er übernachtete am 5. in Glogau, am 6. in Schweidnitz, am 7. in Glatz, am 8. in Kosel, am 9. in Neiße, am 10. in Brieg und kam am 11. vormittags 10 Uhr in Breslau an, welches damals 50000 Einwohner zählte. Zwei Meilen vor Breslau erwarteten ihn die Gewerke. In Radelwitz wurde er von den Ständen bewillkommnet und in Rothkretscham war die Generalität versammelt. In der Ohlauer Vorstadt war eine Ehrenpforte errichtet, wo 23 Jungfrauen „in rosafarben Atlas" dem König einen Glückwunsch darbrachten. Hinter der Ehrenpforte war die Schützengilde, 210 Mann stark, aufmarschiert. Am Thore bewillkommnete den König der Magistrat und die Geistlichkeit. Die Bürgerschaft stand auf den Straßen, durch welche der König ritt, reihenweise bis zum Palais, und ein unaufhörliches Vivatrufen ertönte.

Am 15. Oktober, nach dem Gottesdienst, wurde im

Digitized by Google

Palais die Huldigung geleistet: von Seiten des Grafen von Schaffgotsch als Fürstbischof von Beeslau, des Herzogs von Württemberg als Fürsten von Öls, des Herzogs von Curland als Fürsten von Sagan, des Fürsten von Lichtenstein als Herrn von Troppau-Jägerndorf, des Fürsten von Auersperg als Graf von Münsterberg, des Fürsten von Hatzfeld als Herrn von Trachenberg, des Fürsten von Carolath als Fürsten von Beuthen, des Grafen von Maltzahn als Herrn von Militsch, der Grafen von Henckel, von Reichenbach, von Matuschka, von Frankenberg, vieler Edelleute und Stände.

Graf Hertzberg hielt eine Anrede und las dann den Eid vor, den die Anwesenden nachsprachen. Die Geistlichkeit legte die Finger auf die Brust und die Weltlichen hoben sie in die Höhe. Die bisher gebräuchliche Zeremonie des Niederknieens hatte der König verbeten. Nach dem Eide nahten sich sämtliche dem Könige, um ihm die Hand zu küssen. Mittags war bei dem Könige große Tafel, abends Ball beim Fürsten Hatzfeld. Am 15. und 16. war die Stadt erleuchtet. Der Monarch besichtigte an beiden Tagen die Illumination. Am 17. früh 6 Uhr fuhr er nach Berlin zurück. Am Tage nach seiner Rückkehr hielt er eine große Revue über die Garnison von Berlin ab.

Erfüllte Friedrich Wilhelm somit seine Regentenpflichten mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit, so wollte er auch, daß jedermann seine Grundsätze kennen lerne, nach denen er sein Regiment zu führen gesonnen war. Friedrich hatte sich stets mit fremden Fürsten verbunden. Dem Kaiser aber, dem deutschen Volke und seinen Fürsten stand er feindlich gegenüber. Friedrich Wilhelm erklärte, daß er mit dieser zweideutigen und undeutschen Politik nichts zu schaffen haben wolle. Er sei ein deutscher Fürst, der seinen Staat am besten dadurch fördere, daß er mit den deutschen Fürsten und vor allem mit dem Kaiser in Frieden lebe. Ebenso freimütig

gab er zu erkennen, daß er auch in religiöser Beziehung auf einem anderen Standpunkte stehe als sein Vorgänger. Es hatte viele Fürsten gegeben, die das Christentum eine Thorheit nannten, aber die Zahl derer, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatten, das Christentum auszurotten, ist doch sehr klein. Friedrich hatte in einem Briefe an Voltaire erklärt: „Wenn zwölf Lumpenhunde — er meinte die Apostel — im Stande waren, eine Religion zu gründen, welche die größte Thorheit darstellt, so wird es uns doch leicht sein, die Welt von dieser Abgeschmacktheit zu befreien." Friedrich Wilhelm sah es mit Recht für einen der ersten und wichtigsten Akte seiner Regententhätigkeit an, hierin seine bestimmt gekennzeichnete Anschauung kundzugeben. Er hielt fest an dem alten Bekenntnis: „Ich glaube an Gott den Vater, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde und an Jesum Christum, Gottes eingeborenen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria". Viele Treuen im Lande dankten Gott, daß dem bisherigen trostlosen Zustande nun ein Ende bereitet war.

Ging der König in der Politik und in der Religion neue Bahnen, so wollte er auch, daß auf sozialem Gebiete ein Wechsel eintrete. Er stellte das große deutsche Vaterland über das Staatstum. In der Pflege deutscher Art und Sitte hoffte er eine bessere Zukunft zu schaffen. Nicht kleinliche Bedenken und Gewinnsucht sollten ihn abhalten, an der Sammlung der besten Teile des Volkes zu arbeiten, auch nicht konfessionelle Gegensätze. Ihm galt es: Erst das Vaterland, dann der Staat, erst das Christentum, dann die Konfession. Er meinte, daß durch Betonung des Gegensatzes zwischen der protestantischen und der katholischen Kirche dem Unglauben mehr als dem Glauben gedient würde. Er wußte, daß ein Dritteil Deutscher dem katholischen Glauben mit

Digitized by Google

ganzer Seele ergeben sei. „Ich kann in den neuen polnischen Landesteilen nicht sogleich alle evangelischen Kirchen bauen. Es wird meinen protestantischen Unterthanen nichts schaden, wenn sie neben den Katholiken vor dem Altar niederknieen." Nicht den Streit, sondern die Versöhnung wollte er. Seit Jahren hatte er erkannt, wie sehr die Fremden dem Frieden im Innern entgegenwirkten. Friedrich hatte mit Vorliebe viele Beamtenstellen mit Ausländern besetzt. Befanden sich in den Hofämtern, unter den Kammerherren und unter der großen Schar der sog. philosophischen Freunde Friedrichs fast nur Franzosen und Italiener, die vielen ein Dorn im Auge waren, so räumte Friedrich Wilhelm mit diesen fremden Herren gründlich auf. Bei der Verwaltung im Zoll- und Steuerdienst saßen bis in die untersten Stellen fast nur Ausländer. Jetzt wurde von Grund auf Wandel geschaffen. Es war eine Beleidigung des deutschen Gefühls, anzunehmen, der Deutsche besitze nicht die Fähigkeit, dieses oder jenes Amt so gut zu verwalten, wie der Franzose oder Italiener. Deutscher Sinn und deutsche Sitte, deutsche Treue, deutsche Kraft sollten fortan vor allem fremden Wesen den Vorrang einnehmen. Friedrich hatte die großen Dichter Herder, Goethe, Klopstock, Wieland, Gleim, Gellert, ebenso die Tondichter Mozart und Beethoven als elende Stümper bezeichnet, deren Werke er in seinen Bibliotheken nicht dulden wollte. Jetzt saß ein Fürst auf dem Throne, der auch den deutschen Dichtern die verdiente Anerkennung zollte.

Als ein löblicher Zug seines Charakters verdient hervorgehoben zu werden, daß er sich gleich nach seinem Regierungsantritt der Familien annahm, die von seinem Vorgänger mit Unrecht gestraft worden waren. Zu diesen gehörte der Großkanzler von Fürst, die Räte Busch, Bandel, Graun, Friedel, der Justitiar Schlecker, mehrere Generale und besonders der Rittmeister von der Trenck. Die Braut des letzteren war

Friedrichs Schwester Amalie. Trenck erklärte dem Könige, er werde auf Seiten des Kaisers kämpfen, da er östreichischer Unterthan sei. Sofort ließ Friedrich Trencks Güter mit Beschlag belegen und ihn, da er mit dem Feinde unterhandelte, zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilen. Friedrich Wilhelm II. kannte den ganzen Verlauf der Jugendliebe Amaliens.

Zu den Bedingungen, welche Maria Theresia dem Könige beim Friedensschluß vorschrieb, gehörte auch die, daß er Trenck in Freiheit setzen müsse. Friedrich gab ihn zwar frei, aber er befahl ihm, für immer sein Land zu verlassen. Jetzt, nach 23 Jahren, schrieb Friedrich Wilhelm eigenhändig an Trenck, daß er in seine Heimat zurückkehren dürfe, daß er ihm seine Güter kostenlos aushändige, und daß seinem Besuche der Prinzeß Amalie kein Hindernis bereitet werde. Trenck dankte dem Könige und hatte bald darauf eine Audienz bei ihm und der Prinzeß Amalie.

Auch manchem seiner Freunde, die später bei ihm in Ungnade fielen, hatte Friedrich Unrecht gethan. Zu ihnen gehörten Bielfeld, Jcilius, de Catt. Letzterer, ein Mann von reichen Kenntnissen und edlem Charakter, diente dem Könige von 1758—1780 als litterarischer Gesellschafter. Unterstützt von einem heiteren Temperament und richtigem Taktgefühl, das ihn bei aller Ungeniertheit nie aus den Grenzen der Zurückhaltung und Ehrerbietung heraustreten ließ, wurde er der Vertraute seines Herrn. Am Abend der Niederlage bei Hochkirch am 14. Oktober 1753 sagte Friedrich zu Catt, daß er sich in Kürze vergiften werde. Er knöpfte seinen Rock auf und zeigte ihm eine goldene Kapsel, die um den Hals auf seiner Brust hing. Er öffnete die Kapsel und zählte seinem Vertrauten 18 Pillen vor, indem er sagte: „Diese Pillen sind Opium. Sie sind hinreichend, um zu jenen finstern Ufern zu gelangen, von wo es keine Rückkehr giebt."

Trotz großer Rechtschaffenheit mußte auch Catt 1780 den

Digitized by Google

Hof verlassen. Ohne Pension, ohne Dank entließ ihn Friedrich. König Friedrich Wilhelm berief ihn wieder an den Hof, erkannte seine langjährigen, treuen Dienste an und belohnte ihn mit einer Domherrnstelle.

Beim Regierungswechsel hatten viele erwartet, der neue König werde sich mit Günstlingen umgeben. Man sprach von einer goldenen Zukunft, einer Zeit der Üppigkeit, des Glanzes und der Freude.

Der König war ja so lebensvoll, er liebte den Frohsinn und die heiteren Feste. Er hatte eine rege Phantasie, ein frohes Herz und einen Hang zu pikanten Genüssen und schönen Frauen. Das dachten viele träge Höflinge. Auch die Ritz schrieb an ihre Mutter: „Der alte Krickenstößer pfeift auf dem letzten Loch. Wie Selle und Zimmermann dem Kronprinzen versichert haben, kann er es höchstens noch drei Wochen so treiben, und dann schwimmen wir oben. Die Goldtonnen in den Kellern unter dem alten Berliner Schloß sollen schon hervor. Dann haben wir zu befehlen.“ „Das waren drei lange Wochen. Mit jedem Glockenschlag zählte ich die Stunde, welche die Todespost brächte. Endlich heute Nacht zwischen zwei und drei Uhr hat der alte Brummbär seine Augen geschlossen, und der Prinz ist König. Denke Dir, Mutter, mein Prinz ist König. Minchen wird nun herrschen, und jetzt beginnt ein neues Leben für uns. Ich werde mir unter den Linden ein Haus kaufen. Es muß neu möbliert werden. Meine Bedienung soll der der Königin gewiß nichts nachgeben.“

Es kam ganz anders. Von einem Sturze in den Vergnügungstaumel war nichts zu merken. Die Ritz berichtete ihrer Mutter: „Wie hat sich alles verändert! Der König arbeitet den ganzen Tag. Seine Minister und Beamten nehmen ihn ganz in Anspruch. Er hat keine Zeit für mich.

Ich bin untröstlich. Dabei ist er gütig, aber doch so ernst. Er spricht nur von dem Wohl des Volkes."

Auch andere erwarteten einen Einfluß auf die Staatsleitung zu gewinnen. Mancher Staatsmann glaubte, der König werde sich ihm in die Arme werfen. Der alte Prinz Heinrich gab sich das Ansehen, als ob er bei seinem Neffen alles vermöge. Zu stolz, dem jungen Monarchen zu schmeicheln, trat er auf, als ob der König sein Untergebener sei, und verlangte, daß dieser unbedingt seinem Rate folge. Er vergaß die dem Könige schuldige Ehrerbietung, ließ seinen Verdruß laut werden und entzog sich dadurch selbst der Mittel, Einfluß zu gewinnen. Gleichfalls bei dem Könige nicht beliebt war im Anfange der Herzog von Braunschweig, der sich aber mit größerer Klugheit benahm und mit Bescheidenheit zu Werke ging. Er trat nur hervor, wenn er dazu aufgefordert wurde, zeigte mehr Eifer für den Ruhm des Königs als für eigene Ansprüche. Durch dieses weise Betragen bahnte er sich den Weg für künftige, günstige Umstände und behauptete sich in der Gunst des Königs.

„Man wußte zwar," schreibt Dampmartin, „daß der neue König und Prinz Heinrich auf gespanntem Fuß standen. Nach der Thronbesteigung des Königs hatte der Prinz aber doch mit Sicherheit darauf gerechnet, an die Spitze der Staatsgeschäfte oder doch wenigstens an die Spitze der Armee berufen zu werden. Bald nach seinem Regierungsantritt ritt der König mit dem Feldmarschall von Möllendorff die Linden entlang und, als sie bei dem Palais des Prinzen Heinrich vorbeikamen, sah der König nach dessen Fenstern und fragte den Feldmarschall: „Spricht man viel von meinem Oheim?" „Sire," erwiderte Möllendorff, „Alle Welt richtet die Augen auf diesen Prinzen und glaubt, E. M. werden ihn zum Chef des Staatsrats ernennen." Der König machte ein ernstes Gesicht und murmelte vor sich hin: „Will

Digitized by Google

ein Königreich verspeisen, soll ihn nicht in den Zähnen sitzen bleiben."

Hat man auch Friedrich Wilhelm II. viel geschmäht und und ihn als einen trägen Herrscher bezeichnet, so ist doch erwiesen, daß er mit Ernst und Fleiß den Geschäften oblag. In einem Briefe des Oberst von Stein vom 6. Oktober 1786 heißt es: „Was alles bisher geschehen, zeigt einen wahren Drang von Thätigkeit, und wirklich ist der König thätig, thätiger wie sein unsterblicher Vorfahr, thätiger wie ein König noch je auf Erden war." (Ranke, Fürstenbund, S. 206.) Hertzberg sagte: „Der neue König übertrifft den Vorgänger, denn er ist ebenso thätig wie dieser, aber zugleich gerechter." Einem Minister, der seinen Vortrag mit der Bemerkung begann, er habe so viel vorzulegen, daß die Zeit nicht ausreichen werde, erwiderte der König, er seinerseits habe keine Abhaltung. Er behielt ihn zwei volle Stunden bei sich.

Lippe, Holland und Mecklenburg.

Als Friedrich seine Augen schloß, waren die Gemüter überall in Aufregung. Soziale Wellen schlugen an die alten Dämme mit täglich wachsender Kraft. Friedrich war ein strenger, absoluter König. Aber mit seiner Methode konnte es nicht weiter gehen. Das war Friedrich Wilhelms feste Überzeugung. Seine Politik kennzeichnete sich als eine deutsche, eine nationale. Wie er gegen das Franzosentum eine Abneigung besaß, so fühlte er sich lebhaft zu Östreich hingezogen. Dort lebten deutsche Angehörige seines Volkes. Jenseits der Vogesen hingegen stand die gallische Macht. Was Preußen je gelitten, geschah auf Wegen, die von Paris kamen und dorthin gingen. Auch zu Rußland ist Friedrich Wilhelm nie in ein gutes Verhältnis getreten. Er blieb ein Gegner Katharinas und ihres Weltfranzosentums.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm mußte regieren im Gegensatze zu seinem Oheim. Das war seine Pflicht und seine Gefahr. Er schwamm darin gewaltig gegen den Strom. Mit ihm begann eigentlich der französische Krieg. Niemand hatte diese Wendung erwartet. Das eigene Volk widerstrebte dem neuen König. Man hoffte auf den Einfluß des Prinzen Heinrich, welcher der französischen Richtung angehörte. Man richtete an den König Vorstellungen, worin man ihn für Frankreich zu gewinnen suchte, aber der König ließ sich nicht irre machen. Ob er das Unwetter, das von der Seine heraufzog, gefühlt hat? Die ganze Wendung, die er nahm, war eine Kriegserklärung gegen den Geist der Zeit. Es war kein Wunder, daß sich jetzt ein mächtiger Widerstand erhob. Es entstand eine Auflehnung und Verunglimpfung des neuen Königs, die leider bis heute, 104 Jahre nach seinem Tode, die Federn vieler Historiker beeinflußt hat.

Die Franzosen in Berlin waren wütend, daß ihre Herrlichkeit zu Ende ging. Mirabeau aber besaß noch einigen Einfluß bei Hofe. Mehr Glanz der Rede hatte nie ein französischer Rhetoriker. Er, der Meister der Phrase, dünkte sich als Franzose erhaben über andere. Friedrich II. hatte das lasterhafte Franzosentum höher geachtet als deutsches Wesen. Mirabeau besaß die Dreistigkeit, dem neuen König am zweiten Tage seiner Regierung eine Schrift zu überreichen, in der er ihm vorschrieb, wen er zum Minister berufen und wie er regieren solle, natürlich im französischen Sinne. Als der König seinen Brief zurückwies, die Regie fiel und die Franzosen in Berlin ihren Einfluß völlig einbüßten, zürnte er sehr und schrieb seine „Geheime Geschichte des Berliner Hofes.“ Er forschte Lakaien und Kammermädchen aus, denn er wollte Skandal und Geklätsch bringen — und was wird alles am Hofe geklatscht — und das ist ihm gelungen. Sein Buch wurde der Kanon der Schriftsteller, welche ihre Angriffe gegen

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm richteten. Durch diese Schmutzschriften ist die tiefere Auffassung der elfjährigen Regierung des Königs verloren gegangen. Friedrich Wilhelm war keineswegs ein schlaffer Herrscher, wie ihn noch heute die Schulbücher darstellen. Er war kein Mann der Parteilosigkeit und der Neutralität. Sein Wille kennzeichnet sich als eine weit vorausblickende, kraftvolle Politik, die sich bemüht, das deutsche Gefühl auch in Preußen zu vertiefen und es jedem zum Bewußtsein zu bringen, daß er vor allem ein Deutscher sei. Man liebte ihn in Frankreich nicht, weil man ihn als bewußten Feind kannte, und doch schrieb Caillard bei seinem Tode: „Die Geschichte wird Friedrich Wilhelm II. als König würdigen, aber in seiner Eigenschaft als Privatmann besteht unter allen, die sich ihm genähert haben, nur eine Stimme über sein Wahrhaftigkeit, seine Güte und seine Tugenden."

Es gab Gelegenheiten genug, bei denen Friedrich Wilhelm diese Tugenden bewährte. Auch die nachstehenden Vorgänge bieten hierzu einen Beleg.

Die vielen Besitzungen, in welche Deutschland zerspalten war, hatten zahlreiche Hausverträge erzeugt. Da diese, meist in alter Zeit und alter Sprache verfaßt, schon an sich vielfache Deutung zulassen, so stirbt selten ein Fürstenstamm aus, ohne daß Ansprüche hervortreten und Streitigkeiten entstehen. Am 13. Februar 1787 starb der Graf zur Lippe-Bückeburg. Fünf Tage darauf ließ der Landgraf von Hessen-Kassel seine Truppen in des Verstorbenen Land einrücken. Man stand der Gewalt so ratlos gegenüber, daß man sich ergab und auch die Dienerschaft dem neuen Herrn huldigte. Nur die kleine Feste Wilhelmstein wies unter ihrem wackeren Oberst von Rotsmann mit 30 Kriegern jeden Angriff zurück.

Bei dieser Besitznahme befremdete es, daß gar keine Erberledigung vorlag. Es war nicht bloß ein rechter Bruder, sondern selbst ein leiblicher Sohn des Verstorbenen da. Auch

säumte die Witwe nicht, das Recht des Letzteren zu behaupten. Sie sandte Eilboten nach Wien und Berlin, dort den Kaiser und hier den König um Schutz anflehend. Der Landgraf indes, ohne sich darob zu kümmern, ging seinen Weg. „Der Vater des jungen Grafen sei von einer Mutter geboren, die nicht ebenbürtig gewesen. Vorlängst schon habe Kassel dies gerügt. Jetzt nehme es wieder auf, was es damals hätte durchsetzen sollen." Es ward zwar erwidert, die Mutter des Grafen sei bereits 1732 zur Reichsgräfin erhoben und ihre Kinder mithin ebenbürtig, aber der Landgraf schien das Äußerste nicht zu fürchten.

Ihm gegenüber fühlte sich Friedrich Wilhelm in keiner bequemen Lage. Als seinem Freunde mochte er ihm nicht mit Härte begegnen, aber als westfälischer Kreisfürst war er verpflichtet, eine Unbill zu ahnden, die allem Rechte Hohn sprach. Auch erwog er, daß er durch sein erstes öffentliches Auftreten sich sowohl Feinde wie Freunde erwerben könne. Trotz der schwierigen Lage, welche die Ansprüche beider Parteien an seinen Beistand noch erhöhten, rettete er dennoch beides: den Ruf der Milde und den der Gerechtigkeit. Dem hessischen Gesandten von Veltheim, der bei ihm erschien, legte er die Rechtsgründe mit großer Klarheit dar, dann sandte er ein eigenhändiges, mit großer Herzenswärme verfaßtes Schriftstück an den Landgrafen. Nun ward seine Mühe belohnt. Am 17. April räumten die Hessen das fremde Gebiet, und der junge Graf gelangte zu seinem Eigentum.

Ebenso schnell und ruhmvoll beendigte Friedrich Wilhelm die Unruhen in Holland. Von jeher war die Würde der Statthalterschaft in diesem Freistaate der Gegenstand des Zwiespaltes gewesen. Die Fürsten aus dem Hause Oranien, die diese Würde bekleideten, waren zwar als Retter der äußeren Freiheit geachtet, aber als Widersacher der inneren gefürchtet. Wilhelm V. empfing die Statthalterwürde als

Digitized by Google

ein Knabe, und als er mündig wurde, verriet er den ganzen Ehrgeiz seiner Vorfahren, ohne deren rühmliche Vorzüge zu besitzen. Nachdem er die Schwester Friedrich Wilhelms geheiratet, wuchs dieser Stolz und seine Verachtung der ihm durch die Verfassung gesetzten Schranken immer mehr. Das Beispiel der Vereinigten Staaten von Nordamerika übte einen starken Einfluß auf die holländischen Republikaner. Warum, fragte man, ist unsere Republik nicht auch so volkstümlich und wohlfeil regiert wie jene? Wozu brauchen wir einen Prinzen, der gern den souveränen König spielen möchte, und der uns viel Geld kostet? Wir hätten an einem Washington, einem Präsidenten genug. Das übrige that der französische Gesandte, um das Feuer in Holland gegen England und Preußen zu schüren. Bald entstand Meuterei in mehreren Städten. Man kämpfte für und gegen Oranien. Das Land wurde der Schauplatz des Bürgerkrieges. Friedrich Wilhelm wußte, daß Frankreich die Freigesinnten auf alle Weise begünstigte. Der Prinz war nach Nimwegen geflohen. Am 28. Juni 1787 wagte es seine Gemahlin, nach dem Haag zurückzukehren. Kaum aber hatte sie einige Meilen zurückgelegt, so trat ihr eine Feldwache entgegen und erklärte, sie sei so lange verhaftet, bis der Befehlshaber sie freigebe. Als nach zwei Tagen ein Bescheid nicht einging, kehrte die Fürstin nach Nimwegen zurück. Sofort gingen Eilboten nach Berlin, um den König zur Einsprache zu bewegen. Friedrich Wilhelm verlangte, daß der holländische Freistaat ein Entschuldigungsschreiben an seine Schwester richte und seinen Streit gegen den Prinzen beilege. Holland bat nun in Paris dringend um Hilfe. Gleichzeitig gab der preußische Gesandte die Erklärung ab, daß preußische Truppen die Grenze überschreiten würden, wenn innerhalb vier Tagen die Genugthuung für die Prinzessin und die Bestrafung der Patrioten nicht ausgeführt sei. Die Holländer glaubten jetzt, daß bei Friedrich

Digitized by Google

Wilhelm der Verlust ihrer Unabhängigkeit beschlossen sei. Sie gerieten in die größte Bestürzung, und alle Kampffähigen griffen zu den Waffen. Friedrich Wilhelm ließ 20000 Mann in Holland einrücken. Er gab hierdurch Frankreich zu verstehen, daß er nicht gewillt sei, sich von ihm Bedingungen vorschreiben zu lassen. In der Nacht auf den 16. September floh die Besatzung von Utrecht, 8000 Mann stark; Ober-Yssel, Gröningen und Friesland ergaben sich gleichfalls. Amsterdam, die bedeutendste Schutzwehr, wurde am 1. Oktober durch Sturm genommen. Jetzt erst bat man um Einstellung der Feindseligkeiten. So unterdrückten die Waffen Preußens einen Parteikampf, der seit zehn Jahren Holland zerrüttete. Friedrich Wilhelm hatte in diesem, seinem ersten Feldzuge seine Gerechtigkeit, aber auch seine Milde bezeigt. Seinem Worte, daß er nur um der Beleidigung seiner Schwester willen zum Schwert gegriffen, blieb er treu. Er verzichtete auf den Ersatz der Kriegskosten. Die Holländer, die er mit Recht als deutsche Verwandte ansah, wollte er nicht bedrücken, sondern zu Bundesgenossen gewinnen. Das ist ihm wohl gelungen Auch England schloß ein Bündnis mit ihm. Dieser Vorteil war groß genug für die Opfer, die Preußen dem Kriegszuge gebracht. Sein Ansehen war gehoben, dasjenige Frankreichs gedemütigt, der gegnerischen Politik war der Vorrang abgenommen, und die isolierte Stellung, aus der herauszukommen sich Friedrich Jahre lang vergeblich bemüht hatte, war jetzt durch ein festes Band mit England und Holland, den Feinden Frankreichs und Rußlands, beseitigt. „In meiner ganzen politischen Laufbahn," schrieb Hertzberg am 7. Oktober 1787, „habe ich auf den Moment gelauert, Preußen diese Ehre zu verschaffen. Nun bin ich endlich dazu gelangt. Der neue König hat es erreicht. Frankreich verliert jetzt die Allianz und Holland den Rest seines Ansehens in Europa." Es ist ein gewichtiges

Digitized by Google

Zeugnis, das hier ein bewährter Staatsmann der Willensstärke und der Einsicht des Königs zollt.

Wenig beachtet, aber unbedingt zu billigen ist eine Übereinkunft, die Friedrich Wilhelm damals mit Mecklenburg abschloß. Die Gewaltthätigkeiten, die sich der Herzog vor 70 Jahren gegen die Ritterschaft erlaubt hatte, zogen ihm des Kaisers Ungnade zu, und dieser hatte dem Könige von Preußen die Vollstreckung seines Urteils übertragen. Friedrich Wilhelm I., dessen Soldaten bis 1736 im Mecklenburgischen standen, behielt für seine Kosten die Ämter Plauen, Wredenhagen, Marnitz und Eldena im Pfandbesitz. Als Friedrich II. die Regierung antrat, waren die Kosten soweit bezahlt, daß Mecklenburg die Besitzungen zurückforderte. Friedrich gedachte aber dieses Gebiet niemals zurückzugeben. Anfänglich wußte er Hindernisse und Nachrechnungen aufzustellen. Als die Mecklenburger auch diese Forderungen bezahlten, wußte er immer wieder neue Einwände zu finden. 46 lange Jahre hielt er dem Herzog sein Eigentum vor. „Dieser Ungerechtigkeit schämte sich Friedrich Wilhelm II.," sagt Manso I., S. 163, er trat sogleich mit dem Herzoge in Unterhandlungen. Am 13. März 1787 gab er die Ämter heraus. Mecklenburg zahlte 172000 Thaler, und das rechtliche Verhältnis zwischen Preußen und dem Nachbarstaate war wieder hergestellt. Friedrich Wilhelm legte auch durch diese That einen Beweis seiner Uneigennützigkeit an den Tag. Er wußte, es giebt noch eine andere Politik, als die, welche nur die Grenzen erweitern will. Die Völker weise und mit Ehrlichkeit regieren, ist die bessere Aufgabe. So sehen wir in diesem Verhalten Friedrich Wilhelms eine feste, ruhige Entschlossenheit, ein unentwegtes, aber besonnenes Zugehen auf das eine Ziel: die Stärkung und Befestigung echten Deutschtums, welches ihn jedem wahren Deutschen lieb und verehrungswürdig macht.

Digitized by Google

Das Religionsedikt.

Kein Staat, kein Gemeinwesen kann ohne Religion, ohne Gottesglauben bestehen. Die Römer, ein hervorragend staatsmännisches Volk, wußten das. Sie begannen jedes politische Werk mit Aufblick zu den Göttern, mit Opfern und heiligem Brauch. Ihr oberster Gott war zugleich Schirmherr der staatlichen Gemeinde, Hüter des Rechts, Schützer der Männer, die zur Führung des Volkes berufen waren. Die Überzeugung, daß die Religion die Grundlage der Reiche sei, war allgemein. Als sie schwand, begann das große Reich dahinzusiechen, bis es elendig unterging, trotz seiner prunkenden Legionen; trotz der Übersättigung mit hoher Bildung, trotz des blendenden Glanzes des Kaiserthrones. Die Geschichte ist das Schuldbuch der Nationen und das Lehrbuch der kommenden Geschlechter. Friedrich Wilhelm kannte dieses Buch. Er hielt es für Aberwitz, als sein Oheim sagte: „Wir brauchen keine Staats-Religion, bei mir muß jeder nach seiner Façon, also auch ohne Religion, selig werden." Als jenseits der Vogesen der Ruf erscholl: „Wir brauchen keinen Gott!", folgte mit Notwendigkeit der Zusatz: „und keinen Herrn!" Wenn der Thron des Königs der Könige verachtet wird, dann wanken die Throne der irdischen Könige, dann wankt jede menschliche Autorität. Thorheit war es, zu glauben, das Volk würde sich mit der gestatteten Gottlosigkeit begnügen und nicht auch folgerichtig die Herrenlosigkeit fordern. Die Quittung auf die „Philosophie" der Gottentfremdung stellte prompt das Fallbeil aus. Wer scharf sieht, der findet in jenen Zeiten Anklänge an die Gegenwart. Massiger Reichtum und Massenverarmung, künstlicher Glanz und tiefes Dunkel, feile Kriecherei und Autoritätsverachtung, gespreiztes, aufgeblasenes Protzentum und murrendes, Fäuste ballendes Elend, eine Anzahl Herren und eine Legion Sklaven. Die

Digitized by Google

Altäre standen leer, und die Majestät Gottes war zum Spott geworden. Ohne Gott und Bekenntnis glaubte man fertig zu werden. Die Hochgelehrten meinten, des Kinderglaubens nicht mehr zu bedürfen, während sie dem „Pöbel" die Religion als brauchbares Lenkmittel mitleidsvoll beließen. Sie verrechneten sich. Die um den Himmel betrogene Masse beanspruchte die Erde. Ein weiser Herrscher baut seine Macht und das Wohl seines Volkes auf dem Fundament des Christentums. Es giebt kein anderes Heilmittel. In ihm steckt eine Fülle verjüngender, versöhnender, vertiefender und unzerstörbarer Kraft. Das Christentum allein leuchtet mächtig hinein in das Dunkel der Zukunft, sichert den Sieg über alle Feinde. Nur in einem christlich regierten Staate herrscht rechte Ordnung bei wahrer Freiheit. Daß in einem christlichen Staate das Bekenntnis zum Christentum die unumgänglich nötige Vorbedingung für jedes Amt, für jeden einzelnen sein muß, dies mit Entschiedenheit hervorzuheben, hielt sich Friedrich Wilhelm für verpflichtet. Er erließ ein Religionsedikt aus innerstem Antriebe, ohne Menschenfurcht, aber mit Gottesfurcht. Mit Unerschrockenheit legte er Protest ein gegen die Frivolität und Flachheit seiner Zeit. Sein Edikt ist mit heiligem Ernst geschrieben. Der König, der seinen Namen mit voller Überzeugung darunter setzte, hat mit Fleiß und Treue, zum großen Teil eigenhändig daran gearbeitet. Man hat diesen viel geschmähten Herrscher bis jetzt nur nach dem Geschrei seiner glaubenslosen Zeitgenossen beurteilt. Sein Edikt ist eine That, die für ihn und sein Volk einen höheren Wert besaß als eine gewonnene Schlacht.

Kein König stellt sich als Gesetzgeber zum Muster dar. Er redet nicht nach seiner Menschenschwachheit, sondern nach seiner Pflicht, die er zu erfüllen hat. Gewiß wäre es schön gewesen, wenn Friedrich Wilhelm II. so häuslich gelebt hätte wie Friedrich Wilhelm IV. Aber hat diesen seine Tugend

geschützt? Weil er positive Anordnungen traf, wurde er ebenso befleckt wie sein Großvater. König David, der in die Sünde fiel, war gottesfürchtiger als die, welche ihn angriffen. Sie sündigten wie er, aber Buße thaten sie nicht. Wenn selbst ein Paulus bekannte: „Das ist je und je gewißlich wahr, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, unter denen ich der vornehmste bin," so kann man es dem geschmähten König nachfühlen, welchen Trost ihm dieses Wort bereitete. Paulus sagt, er sei der ärgste Sünder — und sein Wort ist wahrhaftig — dies hält ihn nicht ab, Sünder zu bekehren. Gott will sein Reich nicht durch Engel, sondern durch sündige Menschen gebaut haben. Welcher Pfarrer würde die Kanzel betreten, wenn man Sündlosigkeit von ihm forderte? Friedrich Wilhelm wußte, gleich David und Paulus, daß es eine Liebe giebt, die Sünden vergiebt. In voller Erkenntnis der dem Landesfürsten auferlegten Pflicht, sein Volk auf dem Grunde des Bibelchristentums zu regieren, sah er dieses Werk als eine Hauptaufgabe seines Lebens an. Für jeden Christen ist es herzerhebend, die Treue und Willenskraft zu erkennen, mit der der König an dieses Werk herantrat und es trotz vielen Widerstandes zur Durchführung brachte.

Das Edikt richtete sich keineswegs gegen die Bibelforschung. Niemandem sollte Gewissenszwang angethan werden. Da jeder Mensch für seine Seele allein zu sorgen habe, so müsse er hierin frei handeln können. Ein christlicher Herrscher habe jedoch darauf zu sehen, daß ein Geistlicher, der freiwillig sein Amt übernommen und sich verpflichtet habe, Christum zu predigen, dies nun auch wirklich thue. Wenn eine Gemeinde sich einen Pfarrer erwähle, der ihr verspricht, er wolle schriftgemäß lehren, Christus sei Gottes Sohn, so dürfe es nicht in sein Belieben gestellt werden, später zu sagen, Christus sei nur ein Mensch wie andere Menschen.

Digitized by Google

Es soll ihm unbenommen bleiben, dies zu glauben, aber sein Amt müsse er dann niederlegen. Dieser Befehl sei um so nötiger, weil manche Pfarrer sich zügellose Lehrfreiheiten erlauben, wesentliche Grundwahrheiten verleugnen und sich nicht entblöden, längst widerlegte Irrtümer als „Aufklärung" auszubreiten. Diesem Unwesen trete das Edikt entgegen, damit nicht die arme Volksmenge den Vorspiegelungen der Modelehre preisgegeben, und dadurch Millionen der Ruhe ihres Lebens und des Trostes im Sterben verlustig gingen. Der Hofprediger Sack berichtete: „Es hat sich ein Geist des Unglaubens und der Begier nach Neuerungen immer mehr ausgebreitet. Viele glauben sich dadurch ein Ansehen zu geben, wenn sie den alten Lehrbegriff verachten. Junge Leute hielten sich für berufen, als Reformatoren aufzutreten. Den Kindern wird nicht gesagt, was sie glauben, als vielmehr was sie nicht glauben sollen. Seit 40 Jahren gilt Witz mehr als Verstand, und die Kandidaten verlassen die Universitäten mit seichten Kenntnissen und schlechten Grundsätzen."

Der Konsistorialpräsident von Zedlitz prüfte einst einen Kandidaten: „Was halten Sie von der Gottheit Jesu?" Er antwortete: „Wie Ew. Exzellenz befehlen." Er wollte hiermit ausdrücken, es sei ihm gleichgültig, wie er zu predigen habe; er sehe die Pfarre nur als Versorgungsstelle an.

Friedrich Wilhelm verordnete nun, daß kein Geistlicher oder Lehrer, bei Strafe der Amtsentsetzung, das Bekenntnis nach Willkür zu ändern oder zu verwerfen befugt sei.

Des Königs Vorgehen fand den hartnäckigsten Widerstand. In Büchern und Zeitschriften erfolgten die heftigsten Angriffe gegen das Edikt, und als nun der König noch ein anderes Edikt über die Bücherzensur erließ, war die öffentliche Meinung über diesen Angriff auf die „Freiheit der Gedanken" vollends erbittert. Selbst fünf Mitglieder des Oberkonsistoriums, Spalding, Dietrich, Büsching, Teller und Sack,

Digitized by Google

erhoben Einspruch gegen das Religionsedikt. Nur aus der damaligen Parteiströmung ist die Gegnerschaft erklärlich. Es gab aber auch gläubige Geistliche. Zu ihnen gehörte der Professor Garve und der Oberkonsistorialrat Silberschlag. Der letztere schrieb: „Dieses mit deutlich sprechenden Stellen der heiligen Schrift bewaffnete Edikt wendet sich gegen die Lästerer der der Wahrheit treu gebliebenen Lehrer. Alle redlichen Geistlichen werden sich freuen und Gott preisen, der durch die Hand unseres Königs Hilfe geschaffen hat. Mein Lohn kann kein anderer sein, als Hohn und Feindschaft. Aber ein Nachfolger Jesu wird nicht erwarten, mit Rosenkränzen zu prangen, wo sein Herr Dornen trägt und mit Fäusten geschlagen wird."

Friedrich Wilhelm ließ sich nicht irre machen. Diejenigen Geistlichen, welche gegen das Glaubensbekenntnis predigten, wurden ihres Amtes entsetzt. In einer Antwort, die er am 19. Dezember 1788 eigenhändig an den Großkanzler von Carmer richtete, heißt es: „Ich sende Euch hierneben das von dem Kammergericht gegen den Dr. Würzer abgefaßte und mir vorgelegte Erkenntnis wieder zurück, bei welchem es sein Bewenden haben mag. Es muß diesem Menschen das Unschickliche seines Betragens noch mit Nachdruck verwiesen und er vor künftigen Vergehungen, bei Vermeidung von härterer Strafe, gewarnt werden. Ihr habt vollkommen recht, daß das Edikt nicht anders als für ein kirchliches Polizeigesetz angesehen werden kann. Es sind mutwillige Verdrehungen, wenn demselben ein anderer Sinn angedichtet wird."

Graf Hertzbergs Entlassung.

Während der ersten Regierungsjahre schien es, als ob sich die persönlichen Neigungen des Königs mit der Politik

Digitized by Google

Hertzbergs in vollem Einklange befänden. Dies war jedoch nicht so. Hertzberg war von Friedrich II. her ganz antiöstreichisch gesinnt. Sein Ziel war es, Preußen im Vorsprung vor Östreich zu wissen, das er als steten Gegner Preußens ansah. Der König wünschte jedoch aufrichtig, mit Östreich im Frieden zu leben. Als der Papst wegen der Maßnahmen Josephs in Mißhelligkeiten mit diesem geriet, wollte Hertzberg dies benutzen, um Joseph Schwierigkeiten zu bereiten. Der König billigte Hertzbergs Maßnahmen nicht, bemühte sich vielmehr, auf beide versöhnend einzuwirken. Er behandelte den päpstlichen Nuntius Pacca zuvorkommend und eröffnete ihm, daß er dem Papste in seiner religiösen Wirksamkeit keinerlei Hindernis bereiten werde. 46 Jahre lang hatte es Friedrich II. zu seinem Ärger nicht erreichen können, daß er im geschäftlichen Verkehr als Majestät und König vom Papste angeredet wurde. Für Rom blieb er Kurfürst. Jetzt führte der römische Staatskalender den preußischen Monarchen mit seiner königlichen Würde auf. Auch gab der Papst seiner Dankbarkeit für des Königs Wohlwollen dadurch Ausdruck, daß er bei der Wahl eines preußischen Bischofs nur denjenigen bestätigte, der dem König genehm war. So hatte Friedrich Wilhelm nicht den Kaiser verletzt, und doch den Papst für sich gewonnen.

Mehr als es der kirchliche Streit zwischen dem Papst und Joseph gethan, nahmen die politischen Verhältnisse den König in Anspruch. Es waren dies das Vorgehen Rußlands gegen die Türkei und der Anschluß Josephs an die moskowitischen Eroberungstendenzen. In dieser Verwicklung läßt sich das Verhältnis Preußens zu Östreich genau beobachten. In ihr nimmt auch die Hertzberg'sche Politik ihren letzten Anlauf, um dann abzutreten.

Aus der östreichisch-russischen Verbindung, welche Friedrich II. vergeblich zu hindern gesucht, hatte Rußland den

Digitized by Google

ganzen Vorteil ausgebeutet, sich der Krim, Tamans und Kubans bemächtigt und sich den Weg nach Konstantinopel gebahnt, ohne daß Joseph einen Gewinn erzielte. Der preußische Gesandte in Konstantinopel, Herr von Diez, schrieb an Hertzberg: „Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß sich der König mit der Türkei zu einem Vorstoß gegen Östreich-Rußland verbände. Jetzt ist die gelegenste Zeit.“ Hertzberg meldete ihm, der König sei gegen Östreich nicht zu gewinnen, wohl aber gegen Rußland. Er solle den Türken sagen, Preußen wolle ihnen ein nützlicher Freund sein, aber nur dann, wenn die Türkei dafür eintrete, daß Östreich nicht geschwächt werde und Preußen Danzig und Thorn erhalte. Hertzberg schärfte dem Gesandten ein, nicht zu vergessen, daß der König sich nicht in einen Krieg einlassen wolle, der ihm Rußland, Östreich und Frankreich auf den Hals hetze, vielmehr den Türken klar zu machen, daß ihnen Preußen einen großen Dienst leiste, wenn es Rußland nötige, ein Heer in Polen stehen zu lassen. Katharina merkte bald, was Preußen im Schilde führe. Anstatt sich dem Könige zu nähern, beeilte sie sich, den König von Polen gegen Preußen aufzuhetzen. Nie hatte Rußland einen schlechteren Zeitpunkt zu einem Bündnis mit Polen gewählt als damals.

Die Polen, wütend auf Katharina, erinnerten sich, daß sie ehemals gegen die Preußen, die ihnen zinsbar waren, gefochten hatten, daß sie Wien und ganz Östreich aus den Händen der Türken errettet, und daß die Moskowiten vor ihnen gezittert hatten. Sie besaßen noch immer denselben Stolz, den kriegerischen Mut, den Leichtsinn, dieselbe Liebe zur Freiheit. Aber um sie her hatte sich alles verändert. Sie standen allein unter den europäischen Mächten, hatten weder erprobte Feldherren, noch eine tüchtige Armee, noch Geld, noch Handel, noch eine Artillerie, noch Festungen. Sie konnten ihren Nachbarn nichts als ihre Tapferkeit und das

Digitized by Google

Andenken an ihre alten Siege entgegenstellen. Auf ihren stürmischen Reichstagen übten Rußland, Östreich, Schweden und Preußen ihren Einfluß aus. Polens Untergang wurde nur noch durch die Eifersucht seiner Nachbarmächte aufgehalten.

Nach der ersten Teilung hatte Rußland die Handhabung der neuen Verfassung allein übernommen und dafür gesorgt, Polen in einem Zustande der Ohnmacht und Anarchie zu erhalten. Seit dieser Zeit waren die russischen Beamten die eigentlichen Regenten in Polen. Ihr Luxus, ihr Stolz, ihre Habsucht, ihre Ausschweifungen und die Bedrückungen der in Polen zurückgebliebenen russischen Truppen hatten den ganzen Haß dieses unterdrückten Volkes und seinen Durst nach Rache auf Rußland konzentriert. Bei dem Anblick eines Russen ballte der Pole die Faust vor innerer Wut. Der bloße Name rief ihm seinen befleckten Ruhm, seine verlorene Freiheit, seine vernichteten Gesetze und geraubten Güter, seine verfolgte Familie, seine geschlagene Armee, seine beschimpfte Ehre ins Gedächtnis zurück. Manche heiße Thräne ist da geweint, manche stille Hoffnung zu Grabe getragen worden. Ach, es ist etwas tief Schmerzliches um ein geraubtes Vaterland.

Man wird begreifen, welche Wirkung der Antrag der Kaiserin, mit ihr einen Angriffsvertrag einzugehen, auf den polnischen Reichstag hervorbringen mußte, besonders, da er gerade zur Zeit geschah, in der Rußland mit den Türken und mit Schweden im Felde stand.

Die Polen merkten, daß sich Katharina in Bedrängnis befände. Jetzt war es Zeit, das Joch ihrer Todfeindin zu zerbrechen und den Koloß, unter dessen Druck sie seufzten, zu Boden zu werfen. Hertzberg war zu klug, um diesen Umstand nicht zu benutzen. Luccheſini, der preußische Minister in Warschau, erhielt den Auftrag, der Hoffnung neue Nahrung zu geben, die Gemüter zu entflammen und mit Unterstützungen nicht zu geizen.

Luccheſini vereinigte in sich die Eigenschaften eines feinen

Hofmannes und gewiegten Diplomaten. Durch Klugheit wußte er die Geheimnisse zu entdecken, und obwohl er scheinbar offenherzig auftrat, verbarg er geschickt seine innersten Gedanken. Mit Entrüstung schilderte er ihnen die Falschheit Katharinas, während er die Rechtschaffenheit seines Königs rühmte. „Friedrich Wilhelm", sagte er, „wolle der russischen Ländergier entgegentreten und den Polen zur Erlangung ihrer alten Macht behilflich sein. Jetzt wäre die Zeit gekommen. Katharina verläumde den König von Preußen, weil sie fürchte, er werde sich zum Befreier Polens aufwerfen. Durch den von ihr gewünschten Vertrag mit Polen wolle sie das Land nur unter ihrem Joch festhalten."

In Friedrich Wilhelm erblickten die Polen jetzt ihren Retter. Sie verweigerten den russischen Truppen den Durchmarsch durch ihr Land und befahlen, daß alle Russen das Land zu verlassen hätten. Sie holten ihre alte Nationaltracht wieder vor, und die Frauen stickten ihnen schöne Gürtel. Ihr König Stanislaus sah zwar die traurigen Folgen voraus, aber er war nicht im Stande, der Begeisterung zu widerstehen, und stellte sich, als wenn er sie billigte. Bald stand das Volk in Waffen. Noch einmal warf die glühende Sehnsucht nach Freiheit, gleich einer verlöschenden Flamme, ihren letzten und glänzenden Schein in eine dunkle Zukunft.

Katharina fühlte sich durch die Verweigerung des angebotenen Bündnisses tief gekränkt. Sie wandte sich an den König von Frankreich, daß er sich mit ihr und seinem Schwager, dem Kaiser, gegen die täglich gefährlicher werdende Verbindung vereinigen möge. Ludwig XVI. hatte mit sich zu thun und lehnte den Antrag ab. Auch der Verbündete Katharinas, der Kaiser, sah die Sache als sehr bedrohlich an. Er war von den Türken mehrmals geschlagen worden. Der Aufstand in Polen machte ihn besorgt. In Ungarn begann es zu gähren, und in den Niederlanden war die Em-

Digitized by Google

pörung schon ausgebrochen. Er befürchtete, Preußen werde diesen kritischen Zeitpunkt benutzen und ihm den Krieg erklären.

Der preußische Gesandte von Diez in Konstantinopel hätte am liebsten seinen Gedanken — energische Teilnahme Preußens am Kriege — ausgeführt und ließ immer wieder durchklingen, wie nahe es jetzt liege, zu Schlesien noch Mähren und Böhmen zu gewinnen, Polen und Schweden durch Vergrößerung auf Kosten Rußlands dauernd an sich zu knüpfen. Aber Friedrich Wilhelm war jeder Gewaltthat abgeneigt. Er wollte nur durch eine ehrliche und geschickte Benutzung der Verhältnisse eine Vergrößerung für Preußen erlangen.

Es war allgemein die Ansicht verbreitet, Preußen werde bald den Kriegsschauplatz betreten. Der Gedanke, Rußland wieder zu Gunsten der Schweden, Polen und Osmanen um die Gebiete zu bringen, durch die es sich unrechtmäßig erweitert, lag vielen als letzter Wunsch im Sinne. Es kam jedoch ganz anders. Die europäische Koalition gegen den Osten löste sich überraschend schnell, fast lautlos auf. Diese Umkehr der politischen Lage wurde durch die Ausbreitung der französischen Revolution und durch den Tod des Kaisers Joseph*) bedingt. Am 20. Februar 1790 schloß Joseph II.

*) Joseph II., ältester Sohn des Kaisers Franz I. und der Maria Theresia, war am 13. März 1741 geboren. Als im September des Jahres seine Mutter nach Preßburg floh, begeisterte ihr und des Kindes Anblick die Ungarn zur Bewaffnung gegen Friedrich II. Das Benehmen der Magyaren wirkte bestimmend auf seine Zukunft. Er sollte ein Ungar werden und wurde deshalb in der Tracht dieses Volkes gekleidet und in der Sprache desselben unterrichtet. Kaum war er dem Schulzwang entronnen, so bekundete er eine sprudelnde Lebhaftigkeit, Liebenswürdigkeit im Umgang und Scharfsinn im Urteil. Die Musik liebte und betrieb er leidenschaftlich. Er war nur von mittlerer Größe, hatte schöne Gesichtszüge, hohe Stirn und lebhafte, blaue Augen. Seine ernste Miene wurde im Gespräch freundlich, seine Rede war sehr einnehmend, seine Persönlichkeit Vertrauen erweckend. Als tüchtiger Turner und Schwimmer konnte er die größten Beschwerden ertragen. Er schlief

seine Augen für immer. Seine letzten Worte enthielten das wehmütige Geständnis: „er habe das Unglück gehabt, alle seine wohlgemeinten Entwürfe scheitern zu sehen.“

---

stets auf harter Matratze, nur mit einem Wolltuch zugedeckt. Überall, auch in den Palästen fremder Herrscher, wo er Nachtquartier nahm, ließ er die Betten hinwegräumen und sein Nachtlager aufschlagen. Joseph vermählte sich 1760 mit einer Prinzessin von Parma, verlor sie aber schon 1763, nachdem sie ihm zwei Töchter geboren, die beide früh verstarben. Als 1767 seine zweite Gemahlin, mit der er höchst unglücklich gelebt, starb, verzichtete er auf häusliches Glück. Für seine leidenschaftliche Neigung zum anderen Geschlecht fand er Befriedigung im Umgang mit geistreichen Frauen. Daneben aber huldigte er auch dem sinnlichen Genuß mit so wenig Auswahl und Vorsicht, daß seine Gesundheit hierbei nicht immer ungefährdet blieb. Seine zahlreichen und sehr anstößigen Liebesabenteuer verzieh ihm die Nachwelt leichter als seinem Zeitgenossen Friedrich Wilhelm II. Für andere Genüsse war er unzugänglich. Die Hofküche hatte für ihn nichts zu thun; nur eine Köchin besorgte seinen Tisch mit den einfachsten Gerichten, sein Trank war von jeher Wasser. In der Stadt speiste er immer allein, auf Reisen mit seinen Sekretären. Am Morgen begann er mit denselben die Arbeit und ging von Zeit zu Zeit auf den Kontrollgang hinaus, um Bittschriften anzunehmen und die Überbringer selbst zu hören. Leute aus allen Ständen konnten hier täglich vor ihn treten. Der Gang stand oft gedrängt voll Menschen. Auch seine Gärten standen dem Volke offen. Den Vorschlag, einen Teil des Gartens sich und den höheren Ständen vorzubehalten, wies er mit den Worten zurück: „Wenn ich nur unter meines Gleichen sein wollte, müßte ich mein Leben zwischen den Särgen meiner Vorfahren in der Kaisergruft zubringen.“ Nach der Tafel hatte er täglich eine Stunde lang Musik auf seinem Zimmer, wobei er oft mit geigte. Darauf arbeitete er wieder, wenn er nicht Audienzen zu erteilen hatte. Um 7 Uhr ging er ins Theater oder in Gesellschaft. Im Sommer wohnte er in Laxenburg. Dort mischte er sich zuweilen unter die Spaziergänger und sprach mit ihnen. Von Hoffesten war keine Rede. Er sprach deutsch, französisch, italienisch, lateinisch und ungarisch. Bei Feuersbrünsten und Überschwemmungen war er oft der erste auf dem Platze, denn immer stand ein Reitpferd für ihn gesattelt. Er war sehr freigebig. Täglich verschenkte er mehrere Dukaten an Arme. Mit der Hofgeistlichkeit stand er stets auf gutem Fuß. Im

Digitized by Google

Es war ein Glück für Östreich, daß eine Persönlichkeit wie Leopold II. dem stürmischen Joseph folgte. Von stark sinnlicher Anlage und nicht wie Joseph von Entwürfen innerlich aufgerieben, sondern weit nachgiebiger, geschmeidig und mild in den Formen, und darum in der Regel seines Zieles sicherer als Joseph, hatte er in Toscana die Verwaltung mit Geschick geleitet. Er begann seine Regierung damit, der furchtbaren Gährung im Innern durch Nachgiebigkeit zu steuern, ohne jedoch das Ziel Josephs, die Staatseinheit anzustreben, aufzugeben. Die auswärtigen Verwickelungen wollte er zunächst beseitigen. So lange der Krieg mit der Pforte Heer und Finanzen aufzehrte, das Verhältnis zu Preußen in Feindseligkeiten auszuschlagen drohte, war an eine innere Beruhigung nicht zu denken. So entschloß sich Leopold zu

Oktober, 1789 verfielen seine Kräfte sichtlich. Der Winter verging unter großen Beschwerden. Als im Februar sein Ende herannahte, und die Ärzte auf sein ausdrückliches Verlangen ihm die Nähe des Todes angekündigt hatten, empfing er im Beisein des laut schluchzenden greisen Laudon die Sterbesakramente mit Andacht und ohne Erschütterung, so daß die Ärzte seinen Puls nicht mehr als gewöhnlich bewegt fanden. Darauf diktierte er einige Abschiedsbriefe an auswärts wohnende Würdenträger, auch einen an die Armee, in welchem er erwähnte, daß er sie nun für immer verlassen müsse, weil er sie im türkischen Feldzuge nicht zeitig habe verlassen wollen. Am letzten Abend vor seinem Tode entließ er die Ärzte mit dem Bemerken: „heut Nacht muß ich schon mit meinem lieben Pfarrer allein bleiben." Er bezeichnete dann dem Geistlichen diejenigen Gebete, die er ihm vorlesen solle, faltete die Hände und betete mit vernehmlicher Stimme: „Herr Jesu, der Du allein mein Herz kennst, Du weist, daß ich alles, was ich gethan, nur zum Wohle meiner Unterthanen gemeint habe. Dein gnädiger Wille geschehe auch an mir." Darauf verschied er gottergeben in der sechsten Morgenstunde des 20. Februar 1790. In seinem Testament sagte er: „Ich bitte die, welchen ich gegen meine Absicht nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, mir als Christ zu verzeihen. Ich bitte sie, zu bedenken, daß ein Monarch auf dem Thron, wie der Arme in seiner Hütte, ein schwacher Mensch bleibt und beide denselben Irrtümern unterworfen sind."

einem versöhnlichen Schritt gegen Preußen. Vier Wochen nach seines Bruders Tode wandte er sich ehrerbietigst an Friedrich Wilhelm. Im herzlichsten Tone der Nachgiebigkeit suchte er die persönliche Stimmung des Monarchen für den Frieden zu gewinnen. „Er denke an keine Vergrößerung. Er werde gern die Hände bieten zu allem, was ihm Vertrauen einbringe. Es sein lebhaftester Wunsch, sich die Achtung und Freundschaft des Königs zu erwerben."

Friedrich Wilhelm antwortete ihm am 15. April, daß er auf die Freundschaft Östreichs großen Wert lege, daß er aber verantwortlich gegen sein Volk sei und bei den Maßnahmen Josephs nicht ein müßiger Zuschauer bleiben konnte. Seine Rüstungen wären nur durch die Besorgnisse veranlaßt worden, welche die hohen Forderungen des mit Östreich verbundenen Rußlands hervorgerufen hätten. Hierauf erwiderte Leopold sehr verbindlich, er wolle ein Friedensfürst sein und keine Eroberungen machen. „Die Grundlage meines Thuns, welche jeder anderen vorangehe, ist die Herbeiführung des Vertrauens und der Einigkeit zwischen Preußen und Östreich. Wir sind da, um Freunde zu sein und nicht um uns zu bekriegen." Am 3. Juni antwortete Friedrich Wilhelm wieder sehr verbindlich, „er wisse wohl, daß sie die Herrscher eines Volkes seien, er könne versichern, daß kein Groll gegen Östreich in seinem Herzen wohne. Er werde jede Gelegenheit wahrnehmen, ihm seine Friedensliebe zu bezeigen."

Friedrich Wilhelm überzeugte sich, daß es Leopold Ernst war, von Rußland loszukommen. Nun konnte auch Preußen sich mit Östreich versöhnen. Die Unterhandlungen wurden sogleich eingeleitet. Hertzberg wollte hierbei für Preußen große Vorteile herausschlagen. Dem widerstrebte jedoch der König. Unwillig über Hertzbergs Verzögerungen schrieb er diesem am 14. Juli 1790: „Ich bestehe durchaus darauf, daß Sie alle Weitläufigkeiten vermeiden. Wir werden uns

Digitized by Google

entzweien, wenn Sie die Sache noch länger hinausziehen. Ihre Absichten sind zwar gut, aber Sie schaden dem Staatswohl, wenn Sie nicht alles, was die Verhandlungen verzögern kann, kurzweg abschneiden. Wenn ich für jetzt auf alles und auch auf Danzig und Thorn verzichte, so wird dies den Wiener Hof nötigen, keine Ausflüchte zu suchen. Wir müssen streng bei dem Status quo bleiben, wie ich Ihnen dies ausdrücklich aufgetragen habe."

Hertzberg konnte sich durchaus nicht mit der Uneigennützigkeit des Königs befreunden. „Meine Anhänglichkeit an das Staatswohl," antwortete er in gekränktem Tone, „glaube ich in 45jährigem Dienst bewährt zu haben. Es betrübt mich, mir Fehler vorzuwerfen, deren ich mich unschuldig weiß." Noch einmal suchte Friedrich Wilhelm seinen Minister zu überzeugen, daß es seit dem Antritt seiner Regierung sein Wille sei, Östreich nicht zu kränken. Hertzberg beharrte jedoch auf seinem alten Standpunkt. „Er gab sich alle erdenkliche Mühe, seinen König im alten Haß gegen Östreich zu bestärken, aber Bischoffwerder trug mit der entgegengesetzten offenbar vernünftigeren Politik den Sieg davon. Östreich und Preußen reichten sich die Hand der Versöhnung am 27. Juni 1790 in dem Vertrage von Reichenbach, in welchem Östreich sich verpflichtete, den Türken alles, was es erobert hatte, zurückzugeben und im Bündnis mit Preußen auch Rußland zu zwingen, dasselbe zu thun und seine türkischen Eroberungen fahren zu lassen. Nach dieser Aussöhnung mit Preußen wurde Leopold II. am 9. Oktober 1790 ohne Anstand in Frankfurt zum Kaiser gekrönt."*)

Bald hierauf ging der König von Frankreich, seine unglückliche Lage schildernd, Friedrich Wilhelm um Hilfe an. Letzterer schickte nun den General von Bischoffwerder nach

*) W. Menzel, Die letzten 120 Jahre. I. 355.

Digitized by Google

Wien, um dort mit dem Kaiser über die zu unternehmenden Maßregeln zu unterhandeln. Hierbei gelangte Leopold zu der Überzeugung, daß nichts zu erreichen sein würde, so lange Hertzberg die Geschäfte führe. Da Friedrich Wilhelm Hertzbergs Sympathien für Frankreich und seine Abneigung gegen Östreich kannte, sah er die Unmöglichkeit ein, Hertzberg noch länger im Amte zu belassen. Er übertrug nun dem Grafen Schulenburg dessen Geschäfte. Als Hertzberg einem an ihn gerichteten Kabinettsbefehl keine Folge gab, sah sich der König genötigt, ihm den amtlichen Schriftwechsel mit den Gesandten zu untersagen. Nun erst bat er um seine Entlassung. Am 5. Juli 1791 antwortete ihm der König eigenhändig, daß er seine Verdienste wohl anerkenne, aber bedaure, daß er sich seiner Politik nicht fügen wolle. Sein Einkommen solle aber nicht geschmälert werden. Auf eine nochmalige Vorstellung erteilte ihm der König keine Antwort. Hertzberg erschien zwar in den nächsten Jahren noch einige Male an der Tafel des Königs, aber der Monarch beehrte ihn nie wieder mit einer Anrede. Durch die ihm widerfahrene Behandlung erzürnt, schrieb Hertzberg ein Buch, in dem er des Königs Politik einer abfälligen Besprechung unterzog. „Das neue System, die Verbindung Preußens mit Östreich, muß unbedingt für das Vaterland verderblich werden.“ Obwohl diese Ausfälle Hertzbergs für den König beleidigend und auch ganz unbegründet waren, unternahm Friedrich Wilhelm doch nichts gegen ihn. „In einer Zeit, wo Friedrich Wilhelm mit Östreich in ein enges Bündnis getreten war, konnte er freilich einen Minister mit dieser Überzeugung nicht brauchen. Zwei Jahre später, als dieses Bündnis wankend zu werden begann, richtete Hertzberg mehrere Schreiben an den König, in denen er sich die Gefahren zu beheben anheischig machte, wenn ihm die Leitung der Staatsgeschäfte wieder übertragen würde. Der König erteilte ihm die Weisung, sich seiner

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

unverlangten und ganz unwillkommenen Ratschläge zu enthalten."*) Die Hertzbergschen Streitschriften haben offenbar dazu beigetragen, das Ansehen des Königs herabzuwürdigen und seine Politik bis auf den heutigen Tag zu verunglimpfen. Das Bündnis, welches Friedrich Wilhelm mit Östreich schloß, war dennoch ein großes Vorbild, eine mächtige Thatsache. Aber er stand unter dem Bann der Parteiurteile, welche auch jetzt nach hundert Jahren noch nicht weggewischt sind.

Nationale Wirtschaftspolitik.

Die Entwicklung des preußischen Staates war auf Fleiß und Entsagung seiner Bewohner, auf harte, ausdauernde Arbeit und die Klugheit seiner Fürsten angewiesen. In fast all' seinen Teilen mußten ihm die Erträge abgerungen werden, sei es in den von öden Wasserflächen durchsetzten Landesteilen an den Ufern der Ostsee oder in den kulturfeindlichen Sandsteppen der Mark. Nicht selten vernichteten verheerende Kriege das mühsam Erworbene. Trotz schwerer Rückschläge mußte auf den kärglich lohnenden Landbau immer wieder zurückgegriffen werden. Mit Recht sah Friedrich Wilhelm II., gleich seinen Vorfahren, sein Volk für ein ackerbautreibendes an. Das landwirtschaftliche Gewerbe, welches fünf Sechsteln seiner Unterthanen Arbeit gab, bedurfte in erster Linie seiner Fürsorge und Pflege. Von seinem Regierungsantritt an bis zu seinem Tode blieb Friedrich Wilhelms Auge gerichtet auf das Gedeihen der Landwirtschaft. Die Nährwurzel unseres Volkes war und ist der Bauernstand. Alle Stände haben die Pflicht, und zwar um ihres eigenen Wohles willen, dafür zu sorgen, daß der Bauernstand nicht verarme. Mit dem Verfall der Landwirtschaft, diesem Fundament unseres Staates, würde die Macht Preußens unrettbar zusammen-

*) K. A. Menzel, Gesch. der Deutschen. XII. S. 26.

Digitized by Google

stürzen. Der Bauer, so war es des Königs Wille, sollte durch keine Steuer bedrückt werden. Die Einquartierung, die Vorspanndienste lasteten obnehin schwer auf ihm. Hier griff Friedrich Wilhelm energisch durch. Bisher mußten zu allen Reisen des Königs und der Beamten die Vorspannpferde und die Bedienung von den Bauern gestellt werden. Für jedes Pferd und jede Meile des Weges wurden nur 15 Pfennige vergütet. Es sollten höchstens vier Pferde für einen Wagen verlangt werden dürfen, aber bei den schlechten Wegen beanspruchte man oft sechs und mehr, während nur für vier Vergütung geleistet wurde. Diese Last wuchs mit der Zunahme der Reisen und erreichte in Kriegszeiten eine vernichtende Höhe. Der Druck wurde vermehrt durch die verächtliche Behandlung, durch die Prügel, welche die Belasteten empfingen. Hatte Friedrich II. angesichts solcher schreienden Bedrückungen, die er wohl kannte, die Augen zugedrückt, so befahl Friedrich Wilhelm, daß solche Plackereien des Landmanns eingestellt würden. „Kein Beamter soll sich unterstehen, des Königs Unterthanen bei den Vorspanndiensten zu schlagen. Ich will, daß diese Mißbräuche nicht vertuscht, sondern zur Sprache kommen und zum Beispiel für andere ernstlich geahndet werden." Das „Wohlergehen der Unterthanen" schärfte der König dem General-Direktorio immer wieder als dessen erste Pflicht ein. „Die vorzüglichste Bestrebung der Staatswirtschaft muß dahin gerichtet sein, die Unterthanen in ihrem Broterwerb zu unterstützen. Das ist die Grundlage der Wohlfahrt und der Macht des Staates, wohin alle Maßregeln gerichtet sein müssen. „Für die Hebung der Bodenkultur befahl er dem Direktorium, „daß es für die Urbarmachung der bisher nicht nutzbar gewesenen Ländereien Sorge trage, auch die Ansetzung und Verheiratung der ausgedienten Soldaten befördere." Die Warendurchfuhr durch das Land soll wieder emporgebracht werden, „welche die

Digitized by Google

Accise-Regie gänzlich unterdrückt hat." „Ich will, daß die Ausfuhr inländischer Produkte auf alle Weise erleichtert wird." Den Wucher und die jüdische Ausbreitung sah Friedrich Wilhelm mit Recht als ein am Marke des Volkes fressendes Übel an. Am 15. November 1789 befahl er dem Minister von Heynitz: „Ich sehe, daß der Kornwucher noch immer betrieben wird. Ich gebe Euch ernstlich auf, Maßregeln zu treffen, daß dieses schändliche Gewerbe jetzt unterbleibt." Eine spätere Verordnung lautet: „Se. Majestät wollen es nicht dulden, daß die Unterthanen zu Gunsten der um das Menschenwohl unbekümmerten Juden und Kornwucherer durch hohe Getreidepreise gedrückt und in Not gebracht werden." Immer wieder kommt der König darauf zurück, daß der Produzent und Arbeiter, vor allen der Landwirt, dem nichtsthuenden Schacherer gegenüber, geschützt werden müsse. Zum Ärger vieler hatte Friedrich II. dem Juden Splittgerber gegen eine hohe Abgabe das Vorrecht erteilt, den Zucker allein anfertigen zu dürfen. Friedrich Wilhelm, der das Zucker-Monopol für nur einen Unternehmer als Unrecht ansah, hob dieses Sonderrecht auf. Am 12. Juli 1787 verfügte er: „Die Splittgerbers haben das Privilegium zur Zuckerraffinerie so lange genutzt, daß sie mit ihrem großen Vorteil umsomehr zufrieden sein können, da sie auch ohne Monopol künftig hohen Gewinn erzielen. Da sie kein Recht zu diesem Exklusivum haben, so befehle ich, ihr Monopol aufzuheben und das Publikum zu avertieren, daß fortan jedermann Zuckerfabriken anzulegen berechtigt ist."

Der Obstbau lag noch sehr im Argen. Auch diesem wandte der König seine Fürsorge zu. Hatte Friedrich II. verlangt, daß die armen Dorfgemeinden lediglich aus ihren Mitteln die Wege mit Bäumen bepflanzen sollten, so wurden jetzt auf Staatskosten Baumschulen angelegt und die Straßen mit Obstbäumen bepflanzt. „Da hinfort jede

Digitized by Google

Gemeinde die Bäume umsonst empfängt, so soll sie für Baumfrevel aufkommen und jeden Frevler nach der Kreisstadt abliefern, damit derselbe dort acht Tage mit einer Tafel um den Hals die Gassen kehre oder öffentliche Arbeiten verrichte."

Die Pferde- und Rindviehzucht, den Seiden- und Flachsbau, die Veredelung der Wolle, das Tabakswesen, die Aufforstung wüster Ländereien förderte der König mit Beharrlichkeit und reichlichen Beihülfen. Eine wichtige That, wodurch Friedrich Wilhelm seinen Regierungsantritt bezeichnete, war die Abschaffung der Regie, sowie des Tabaks- und Kaffeemonopols. Zur Freude des Volkes wurde die französische Finanzwirtschaft abgeschafft und die fremden Beamten entlassen. Dem Generaldirektor der Regie ließ er sogar den Prozeß machen.

Es giebt eine ganze Reihe von eigenhändigen Befehlen des Königs, welche klar und entschieden seinen Willen bekunden, da zu reformieren, wo wirkliche Mißstände vorlagen. „Es ist," sagte er, „mein wohlüberlegter und unabänderlicher Wille, die Staatswirtschaft meines Landes auf diejenigen der wahren Wohlfahrt des Staates und der Unterthanen angemessenen Grundsätze wieder zurückzubringen, welche seine politische Größe und Wohlfahrt bedingen."

Wie man den König für die Gewährung reichlicher Mittel zur Landeskultur getadelt hat, so hat man ihn auch verunglimpft wegen der mancherlei Gnadenerweisungen, die er bei seinem Regierungsantritt erteilte. Der verlogene Mirabeau sagt: „Eine Menge Günstlinge der Lakaien und Kammermädchen hatten Eingang bei Hofe und drängten sich als Spione und Kuppler in das Vertrauen derer ein, die die nächsten Umgebungen des Königs bildeten. Sie hatten Zutritt in des Königs Zimmer, woselbst wichtige Briefe in Unordnung durch einander lagen. An diese Eindringlinge

Digitized by Google

wurde Gnaden ergossen, sie wurden zum Teil geadelt. Der alte Adel ward dadurch aufs empfindlichste beleidigt. Er nannte diesen neuen Adel spöttisch den neugebackenen Sechsundachtziger. Das Jahr 1786 war das preußische Adelsgnadenjahr, wie das Jahr 1683 das österreichische Adelsgnadenjahr gewesen war. Die Veranlassung der Gnaden war sehr verschieden: in Preußen der Regierungsantritt des neuen Königs, in Östreich die Rettung Wiens gegen die Türken. Es gab über ein Schock neuer Edelleute, darunter waren allein 23 neue Grafen: die Grafen Arnim, Blumenthal, Dyhern, Dzialinski, Egloffstein, Eulenburg, Franken-Sierstorpff, Goltz, Gröben, Gurowski, Häseler, Haugwitz, Hertzberg, Howerden, Hoym, Kalckreuth, Kalnein, Krockow, Pfeil, Schlabrendorf, Schulenberg-Kehnert, Trenck und Walderſee. Der Verdienstorden, von dem Friedrich nur 70 an die Helden des siebenjährigen Krieges verteilt hatte, wurde jetzt haufenweise ausgestreut."*)

Hiernach waren also wichtige Staatsschriften vor den Günstlingen der Lakaien und Kammermädchen ausgebreitet, und „diesen Eindringlingen" wurde der Adel verliehen! Beides ist unwahr. Betreffs der Zahl dieser Gnadenbezeugungen, welche Hoheitsrechte des Monarchen sind und keiner Kritik unterliegen, ist zu bemerken, daß sie keine außergewöhnlich große war. Als 11 Jahre später Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg, verlieh er 22 Adelsfamilien den Grafenstand und zwar den Herren von Bninski, Bredow, Carmer, Danckelmann, Itzenplitz, Kanitz, Keller, Klinkowström, Königsdorff, Kwilecki, Lubienski, Potworowski, Raczynski, Recke, Roß, Saurma, Spiegel, Stosch, Strachwitz, Szoldrski, Veltheim und Wollowicz. Diese, nach vorangegangenen 11 Regierungsjahren vollzogenen 22 Gnaden-

*) Vehse, Gesch. des Preuß. Hofes, V. S. 114.

akte fanden keinen Anstoß. Als aber Friedrich Wilhelm II. nach der zurückliegenden, überaus langen Regierungszeit seines Vorgängers von 46 Jahren die gleiche Milde in 23 Fällen walten ließ, wurde er als ein „Verschwender königlicher Gunst" dargestellt! Im Vergleich zu dem von seinen Nachfolgern beim Regierungswechsel verliehenen Orden erscheinen die Gnadenerweisungen Friedrich Wilhelms II. keineswegs als besonders zahlreich.

Man hat dem König ferner den Vorwurf gemacht, den Staatsschatz mit 59 Millionen Schulden belastet zu haben, während ihm sein Vorgänger 51 Millionen Thaler hinterlassen hatte. Über den Verbrauch dieses Geldes fehlten bisher zuverlässige Nachrichten. Auf Grund neuerdings aufgefundener Akten hat Professor Naudé die Verwendung des Staatsschatzes, alle Einnahmen und Ausgaben bis in das Detail zuverlässig dargelegt. Der holländische Feldzug ist ganz ohne Heranziehung des Staatsschatzes, lediglich aus den Überschüssen des laufenden Jahres bestritten worden. Die oft wiederholte Angabe, der König habe für den holländischen Krieg 6 Millionen und für die geflüchteten französischen Prinzen 1 Million verausgabt, ist unrichtig. Es ist erwiesen, daß der König in den ersten sechs Jahren seiner Regierung den Staatsschatz noch um 8 Millionen vermehrte. Die Mobilmachung von 1790 in dem Kriege Östreich-Rußland gegen die Türkei erforderte 15 Millionen, und die Kriege gegen Frankreich und Polen kosteten 35 Millionen. Die übrigen 9 Millionen des von Friedrich überkommenen Staatsschatzes sind für die Zivilverwaltung verwendet worden. „Von einer Verschwendung des Staatsschatzes," sagt Naudé, „wie sie dem Könige vorgeworfen wird, kann nicht die Rede sein. Seinen Günstlingen ist aus dem Tresor nicht ein Pfennig zugekommen." Was nun die Verwendung der übrigen 51 Millionen betrifft, so bleibt zu beachten, daß der König

Digitized by Google

notwendige Ausgaben aus Staatsmitteln bestritt, die bisher nach dem Willen seines Vorgängers die Ortsgemeinden getragen hatten. Die 59 Millionen Schulden erscheinen sehr gering, wenn wir sie mit der jetzigen Schuldenlast Preußens in Vergleich stellen. Nach dem letzten Etat betragen die Staatsschulden 6492 Millionen. Nun bleibt aber zu beachten, daß das deutsche Reich seit 1871 auch noch in eine Schuldenlast von 12159 Millionen geraten ist.

Preußen umfaßte damals schon 5307 Quadratmeilen, während es jetzt 6412 Geviertmeilen einnimmt. Stellen wir Friedrich Wilhelm II. in die richtige Parallele zu seinen Vorgängern und Nachfolgern, so gewinnen wir ein ganz anderes Bild von ihm. Seine Wirtschaftspolitik fußte auf einer durchaus richtigen Grundlage. Gleich seinen Vorgängern hielt er daran fest, daß der inländische Markt nicht mit fremden Waren überschwemmt werden dürfe. Das Geld sollte durchaus nicht außer Landes gehen. „Da die Einrichtung von Landschaftskassen den Wucher begünstigen könnte, so gilt es, die Augen offen zu halten." Ferner: „Um dem Wucher mit Pfandbriefen zu steuern, soll die Geldbegebung zwischen den Gutsbesitzern und den Kapitalisten unter Ausschluß von Mittelspersonen nur durch die Landschaft geschehen." „Die schwachen Besitzer sollen nicht von ihren Gütern verdrängt werden. Zehn Familien, von denen jede 20000 Thaler besitzt, sind für den Staat vorteilhafter, als eine, die 200000 Thaler reich ist." Das sind Königsworte, die in unserer kapitalistischen Zeit Beachtung verdienen. Die am 14. März 1791 erlassene Ordre bestimmt, daß „die vermittelst der Pfandbriefe vom Auslande eingegangenen Geldwerte, durch welche meine Unterthanen Fremden tributpflichtig werden und mithin die dafür zu zahlenden und außer Landes gehenden Zinsen das Staatsvermögen vermindern, durch Aufkündigung wieder fortgeschafft werden."

Friedrich Wilhelm bekundete den festen Entschluß, dem Wucher, dem Spiel, der Ausbeutung entgegenzutreten. Der Produktion aber wandte er unausgesetzt seine Fürsorge zu. „Zum Schutze der inländischen Produzenten muß die Ausfuhr auf alle Weise begünstigt werden. Dahingegen müssen alle ausländischen Waren, welche im Lande erzeugt werden können, gänzlich verboten oder doch so hoch besteuert werden, daß die Fremden mit uns nicht Markt halten können. Auch sind die zum Luxus dienenden fremden Produkte mit so hohen Abgaben zu belegen, daß dadurch deren Einfuhr vermindert und meine Unterthanen an solche Bedürfnisse, die das Land liefert, successive gewöhnt werden." Daß diese Zölle dem Staate keine Einnahmequellen bilden sollten, erhellt daraus, daß der König die Einfuhr vieler Produkte kurzweg verbot. „Der Hopfenbau wird bei uns so gut betrieben, daß es des fremden Hopfens nicht mehr bedarf. Damit nun die Hopfenbauer durch zu geringe Preise nicht geschädigt werden, wird die Einfuhr fremden Hopfens verboten. Potsdam, den 6. Mai 1790. Friedrich Wilhelm."

Der König hielt daran fest, daß die eingeführten fremden Waren erheblich weniger sein müßten, als die von uns ausgeführten. „Wer für seinen Bedarf mehr ausgiebt als er einnimmt," sagte er, „der muß zu Grunde gehen, gleichviel ob es ein einzelner oder ein Staat ist. Wenn das Brot, das wir essen, in fremden Mühlen gemahlen wird und das Brotkorn von außerhalb ins Land gebracht wird, so stehen unsere Mühlen still, unsere Äcker werden verödet, entwertet, und das Volk hat keine Arbeit." Wie hat sich das geändert! Gegenwärtig ist leider die Menge der eingeführten Waren im Vergleich zu den ausgeführten im steten Steigen begriffen."*)

*) Wie sehr unsere Produktion in der Gegenwart infolge mangelhaften Zollschutzes leider zurückgegangen ist, möge an nur einem

Digitized by Google

Wie sehr sich Friedrich Wilhelm die Hebung der inländischen Produktion angelegen sein ließ, erhellt daraus, daß er die Einfuhr gewisser fremder Produkte rundweg verbot und zugleich streng darauf hielt, daß die Schmuggler ihrer Bestrafung nicht entgingen. „Es verdient ein Schleichhändler

---

Artikel, dem Obst, klargelegt werden: In den letzten 10 Jahren hat sich der Wert der Einfuhr von frischem Obst auf 163 Millionen Mark, von Backobst auf 102 Millionen Mark belaufen. Hierzu kommen 46 Millionen für eingeführte frische Südfrüchte, 159 Millionen für getrocknete Südfrüchte, 12 Millionen für Weintrauben und 30 Millionen für Kastanien und Nüsse, so daß sich für den zehnjährigen Zeitraum eine Gesamteinfuhr von 512 Millionen Mark oder im Durchschnitt von jährlich 51 Millionen Mark ergiebt. Wie sehr der Verbrauch von Südfrüchten zugenommen hat, läßt sich daraus ersehen, daß 1870 erst 152870, 1893 dagegen 709130 Doppelzentner in das deutsche Zollgebiet eingeführt worden. Die Einfuhr von frischem Obst hat sich also in der kurzen Zeit vervierfacht, diejenige von getrocknetem Obst verdoppelt. Begünstigt wird die Einfuhr von ausländischem Obst durch die ganz niedrigen Eingangszölle für getrocknetes Obst und durch die gänzliche Zollfreiheit für frisches Obst. Friedrich Wilhelm II. führte eine andere Wirtschaftspolitik. „Wer durchaus ausländische Südfrüchte und fremdes Obst als Leckerbissen verzehren will und sich an unserer guten inländischen Frucht zum Schaden unserer Produzenten nicht genügen läßt, der soll einen hohen Zoll bezahlen, damit unsere Arbeit, unser Land nicht gering geachtet und entwertet wird." Im Jahre 1895 wurden 13381777 Doppelzentner Weizen eingeführt gegen 11530374 im Vorjahre. An Roggen betrug die Einfuhr 9648023 Doppelzentner gegen 6536245 pro 1894. Die Einfuhr von Wolle pro 1895 belief sich auf 3930000 Zentner, 13 Proz. mehr als im Vorjahre. Diese vier Artikel — Obst, Weizen, Roggen, Wolle — bilden im Vergleich zu den ungezählten anderen Bedarfsgegenständen nur einen geringen Teil unserer Handelsprodukte. Wenn nun für diese allein jährlich so viele Millionen, noch dazu in fortgesetzter Steigerung, außer Landes gehen, so wird man ermessen, wie gewaltig die Summen sind, welche wir an die Ausländer zahlen, die uns noch dazu meist feindlich gesinnt sind.

Digitized by Google

nicht das geringste Mitleiden, weil er den inländischen Fabrikanten das Brot stiehlt. Diese Menschen sind eine Pest für den Staat. Ich bin gezwungen hart zu strafen. Unsere Fabriken liefern so gute Waren, daß jeder damit zufrieden sein kann. Ich werde sie um keinen Preis sinken lassen. Aber den Schmugglern muß das Handwerk gelegt werden." Auch gegen die Übergriffe der Juden fanden die Gewerbtreibenden bei dem Könige Schutz. Auf die Beschwerde des Schneidergewerks gegen die mit Kleidern handelnden Juden befahl er, daß „ein solcher Jude, wenn er bei einem nicht geprüften Schneidermeister Kleidungsstücke neu machen oder wenden läßt, in 100 Thaler Strafe zu nehmen ist."

Ein Amt durfte der Jude nicht bekleiden. Er galt als der Genosse eines fremden uns feindlichen Volkes. Erst unter seinen Nachfolgern kamen die Juden empor, so daß jetzt alle Staaten bei ihnen verschuldet sind. Die Rothschilds allein besitzen jetzt 10 Milliarden Franks. In je 15 Jahren verdoppelt sich das Vermögen, so daß 1965 ihr Besitz auf 300 Milliarden angewachsen sein wird. Mit den Zinsen dieses Kapitals könnte man 37 Millionen Menschen, also die gesamte Bevölkerung Frankreichs unterhalten. Zur Zeit Friedrichs Wilhelms II. besaß der Großvater der Rothschilds nichts, erst unter Friedrich Wilhelm III., der ihm vor der Schlacht bei Waterloo eine Lieferung übertrug, begann sein Aufschwung. Friedrich Wilhelm II. hatte auch seine Widersacher, aber er trat energisch gegen sie auf. In einem Erlaß heißt es: „Wenn die Sache blos meine Person beträfe, so würde ich gegen dergleichen lächerliche Kritiken ungemein gleichgiltig sein. Da ich aber auf die Liebe meines Volkes sehr eifersüchtig bin, so kann ich nicht gestatten, daß gewisse Leute ihre Pflichten soweit vergessen und sich erfrechen, ihren Gift und Unsinn aus hämischen Absichten zu verbreiten." Auch seine Räte traf nicht selten eine Rüge. An den Minister

Digitized by Google

von Heynitz schrieb er: „In Ihrer Disposition über königliche Gelder erkenne ich einen Ungehorsam gegen Meine ausdrücklichen Befehle, der durch nichts zu entschuldigen ist. Es ist Ihre Pflicht, gehorsam zu sein. Ich fordere bei dem Zivildienst von Meinen Ministres dieselbe Folgsamkeit und den strengen Gehorsam, als Ich von Meinen Generals bei der Armee fordere. Ich leite die Regierungsgeschäfte und werde daher niemand erlauben, in den Departements eigenmächtige Verfügungen zu machen, sondern Ich will von allem vorher unterrichtet seyn, und verlange, daß man Meine Befehle abwarte. Von diesen Meinen Grundsätzen werde Ich niemals abgehen, und will es Keinem raten, er sey wer er sey, solche aus den Augen zu setzen. Berlin, den 13. Dezember 1788. Fr. Wilhelm." Eigenhändig schrieb er darunter: „Quid bene notandum und sol diese Ordre allen meinen Ministres communicirt werden."

Das Heer Friedrich Wilhelms II.

Eine rege Thätigkeit wandte Friedrich Wilhelm dem Militärwesen zu. Die Landesvertheidigung und deren Pflege sah auch er, wie alle Hohenzollern, als eine seiner ersten Regentenpflichten an. Alljährlich im Monat Mai war die Umgebung von Berlin der Schauplatz glänzender militärischer Feste. Vor der großen Generalheerschau, zu der von nah und fern zahlreiche Truppen herbeigezogen wurden, fanden mehrfache Einzelübungen statt, alle vor dem König und einer Menge fürstlicher Gäste. Im Frühjahre 1788 gestaltete sich die Heerschau besonders glänzend. Sie begann am 10. Mai 1788 auf dem Exerzierplatze im Tiergarten, dem heutigen Königsplatz. Am 15. Mai folgte auf dem Tempelhofer Felde ein großes Manöver sämtlicher Berliner Infanterie- und Kavallerie-Regimenter „nebst einiger Artillerie", und tags darauf ein

Digitized by Google

Manöver der fremden Regimenter. Am 20. Mai fand wieder eine Revue über das Kürassier-Regiment von Bachoff und drei Infanterie-Regimenter statt, und hieran schloß sich an den drei folgenden Tagen die Generalmusterung auf dem Tempelhofer Felde. Ein Unteroffizier, der bereits eine Dienstzeit von 50 Jahren hinter sich hatte, empfing aus des Königs Schatulle 100 Thaler.

Berlin muß in jenen Tagen wie ein großes Feldlager ausgesehen haben. Zur Unterbringung so zahlreicher Truppen reichten die Stadtquartiere nicht aus, und die fremden Regimenter hatten deshab vor den Thoren Zeltlager errichtet. Die Berliner waren in großer Zahl zu den militärischen Schauspielen erschienen.

An mehreren Tagen war der König fünf Stunden lang nicht aus dem Sattel gekommen. Am 25. Mai trat er eine Inspektionsreise an, die ihn zunächst nach Küstrin, Stargard und Magdeburg, dann über Braunschweig nach Westphalen und an den Rhein führte. Überall wurde er mit großer Freude empfangen. In Wesel traf der päpstliche Nuntius ein, um ihn im Namen des Papstes zu begrüßen. Auch seinem Schwager, dem Prinzen von Oranien, stattete er einen Besuch ab. Am 16. Juni traf er wieder in Charlottenburg ein.

Am nächsten Tage fand die Feier der Grundsteinlegung eines Anbaues im Schloß Monbijou statt. Friedrich Wilhelm hatte dieses Schloß zur Residenz seiner Gemahlin bestimmt. Der Feier dieser Erweiterungsbauten wohnte der König bei, indem er Stein und Mörtel durch die üblichen Hammerschläge niederlegte. Einige Tage darauf mußte ihm die Artillerie Exerzitien im Bombenschießen vorführen. Dann besichtigte er die Soldatenbehausungen, die sich in einem jämmerlichen Zustande befanden. Es war damals nichts Seltenes, daß ein Soldat 50 und mehr Jahre alt war. Viele waren verheiratet und hatten Kinder. Das Los dieser

Digitized by Google

Soldatenkinder war bei dem schmalen Sold der Väter nicht beneidenswert. Friedrich II. glaubte genug zu thun, wenn er den Soldaten einen kümmerlichen Sold auszahlte. Für ihre Familien hatte er kein Geld und kein Herz. Friedrich Wilhelm gewährte letzteren jetzt eine laufende Beihülfe und ließ ihnen diese Zubuße für das volle zurückliegende Jahr auszahlen. Schon als Kronprinz hatte er seinen Oheim gebeten, den armen Soldaten von den Millionen, die im Staatsschatze lagen, einige Pfennige Zulage zu geben, aber dieser hatte sein Gesuch mit den Worten „Krigt nichts" abgelehnt. Ging es bei den im Dienst stehenden Soldaten kärglich her, so waren die Invaliden der größten Not preisgegeben. Friedrich überwies die alten Soldaten den Magistraten und Dorfgemeinden, welche sie als Ortsarme, Nachtwächter, Schulmeister und Kuhhirten durchzubringen suchten. Für die Versorgung der Invaliden stellte Friedrich Wilhelm neue Rechtsgrundsätze auf. An Stelle des Eigennutzes und der Willkür trat jetzt die landesväterliche Gesinnung. Auch in der Truppeneinteilung und Ausrüstung traf der König mannigfache Verbesserungen.

Das Kadettenkorps zählte damals 596 Zöglinge, darunter 260 in Berlin, 40 in Potsdam, 96 in Stolp, 100 in Kulm und 100 in Kalisch. Das Berlinische Korps teilte der König ganz neu ein. Aus ihm ging später die Ingenieur-Akademie in Potsdam hervor. Auch die Akademie der Artillerie, die Artillerie- und Feuerwerksschule verdankt ihre Begründung Friedrich Wilhelm II. Den Soldatenkindern erwies sich der König in Fürsorge, Unterricht, Aufwendungen mannigfacher Art als ein wirklicher Landesvater. Sie empfingen in dem neu organisierten Militärwaisenhause zu Potsdam Unterhalt und Erziehung auf Staatskosten. Solche Soldaten, welche ihre Kinder bei sich behielten, empfingen für jedes Kind bis zu dessen 13. Lebensjahre eine bare Monatsbeihilfe. In

Digitized by Google

mehreren Garnisonen errichtete der König Invalidenkompagnien, woselbst alten Soldaten ein menschenwürdiges Dasein bereitet wurde. Auch Garnisonschulen rief er ins Leben. Später erfolgte die Begründung der Offizierwitwenkasse.

Für das Militär-Medizinalwesen hat Friedrich Wilhelm Außerordentliches geleistet. Er ist es, dem die Stiftung des Medizinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelm-Instituts zu danken ist. Von ihm rührt auch das „Feldlazarettreglement" her. Über die Vorwürfe, welche sich Friedrich II. kurz vor seinem Tode hinsichtlich seiner Vernachlässigung der Soldatenkrankenpflege gemacht hat, berichtet Zimmermann: „Es war am 9. Juli 1786, als der König, schwer leidend, in der Erinnerung an seine Feldzüge sich so aussprach: Im Kriege kommt es nicht auf Rezepte, sondern auf die Hilfsanstalten an. In allen meinen Kriegen befolgte man meine Befehle in Absicht auf die Verwundeten sehr schlecht. Nichts hat mich in meinem Leben mehr verdrossen, als wenn ich sah, daß man diese Braven, die ihr Leben für das Vaterland hingaben, so schlecht verpflegte. Nichts hat mich von jeher mehr betrübt, als wenn ich die unschuldige Ursache am Tode eines Menschen war." Friedrich lebte nach Beendigung seiner Kriege noch 23 Jahre. Wieviel Gutes hätte er auf diesem Gebiete schaffen können! Aber er that nichts für seine Verwundeten und Invaliden. Erst sein Nachfolger hat getreulich erfüllt, was sein Vorgänger verschuldete. Am 2. August 1795 erließ Friedrich Wilhelm folgende Ordre: „Da ich die Notwendigkeit einer Pepiniere längst erkannt habe, so bestimme ich, daß von jetzt ab eine solche von 3 Stabschirurgen mit einem Gehalt von je 30 Thalern, 4 Oberchirurgen mit je 15 Thalern und 50 Lazarettchirurgen mit je 7 Thalern monatlich etabliert werde. Die Direktion habe ich dem Generalchirurgus Goercke übertragen, der auf die vielen Mängel des Feldlazarettwesens Bedacht zu nehmen hat."

Digitized by Google

Diese Besserung des Medizinalwesens wurde ein Ansporn für die Bildung der Studierenden. Welche Summen von Nationalkraft, Volksvermögen und Familienglück wurden nunmehr erhalten! 4300 Militärärzte traten aus diesem Institut in 100 Jahren in die Armee, und 72 Prozent der jetzigen Sanitätsoffiziere sind seine Schüler. Es sind aus ihm Männer hervorgegangen, die bahnbrechend als Leuchten der Wissenschaft neue Ziele und Wege aufgefunden und gangbar gemacht haben. Was alles später für das Heeres-Medizinalwesen Gutes geschaffen wurde, das verdankt doch seine Entstehung zumeist den Erwägungen Friedrich Wilhelms II.

Auch die Vermehrung des Heeres ließ sich der König angelegen sein. Er vergrößerte dasselbe um 2 Grenadier-, 4 Musketier- und 21 Füsilier-Bataillone, sowie um 2 Schwadronen Husaren. In allen Regimentern stellte er eine größere Anzahl Unteroffiziere ein. Die Einführung der Achselklappen ist sein Werk. Das Vorrecht der Feldwebel und Wachtmeister, silberne Portepees zu tragen, gewährte er ihnen 1789. Auch bei der Reiterei nahm er Veränderungen vor. Er befahl die Abschaffung der Küraſſe bei den Küraſſieren und nahm den Dragonern die Bajonette.

Für die Aufbesserung der Militärpferde hat Friedrich Wilhelm Durchgreifendes geleistet. In seinem Landgestütreglement vom 30. Juli 1787 befiehlt er: „Ich will die bisher gänzlich vernachläſſigte Pferdezucht zur möglichsten Vollkommenheit bringen, schon um deswillen, damit künftig die bisher außer Landes gekauften Remonten im Lande selbst gezogen und die großen Summen dafür nicht den Fremden, sondern meinen Unterthanen zufließen.“ Präsident von Domhardt berichtete, daß die Pferdezucht geradezu verwildert sei. In ganz Preußen gebe es nur kleine, fehlerhafte Pferde. Das Landgestüt zu Marienwerder rief der König 1788 ins Leben. Später begründete er das Friedrich-Wilhelms-Haupt-

Digitized by Google

gestüt zu Neustadt an der Dosse. Leider übertrug der Landstallmeister von Lindenau den Ankauf der Hengste dem Pferdejuden Markus Raphael. Bald erscholl eine Fülle von Klagen, und es stellte sich heraus, daß der Jude die Regierung schändlich betrogen hatte. Nunmehr befahl der König, daß der Pferdeeinkauf nicht von Juden, sondern von Offizieren besorgt werden solle.

Eines der größten Übel in der Armee waren die Desertionen. Die grausame Behandlung und der kärgliche Sold der armen Soldaten bildeten die Veranlassung hierzu. Friedrich hatte die größte Strenge für nötig erachtet, um die aus allen Ländern geworbenen und gestohlenen Leute am Entlaufen zu hindern. Es war auf den Übungsplätzen etwas Gewöhnliches, daß die Vorgesetzten die Soldaten prügelten. Dies hatte den Militärdienst zu einer Straf- und Zuchtanstalt gemacht. Der Soldat that seinen Dienst nicht mit Liebe, sondern aus Furcht. Bei jedem Antreten hatte er Grobheiten zu erwarten und zwar für Dinge, die unwesentlich, oft lächerlich waren. Soldat zu sein, wurde für eine Strafe und Schande angesehen. Die Bürger- und Bauernsöhne suchten sich deshalb dem Militärdienst zu entziehen. Wenn sie ausgehoben wurden, so überließen sie dem Hauptmann und Feldwebel ihren Sold, wofür ihnen diese dann einen Urlaubsschein ausstellten. So gingen die Wohlhabenden nach kurzer Übungszeit auf Urlaub, während die Angeworbenen in ihrem Gamaschendienst schmachteten. Täglich kamen Desertionen vor. Sobald jemand vermißt wurde, ertönte die Alarmglocke. Sie wurde bis in die benachbarten Dörfer gehört. Nach Friedrichs Befehl mußten die Bauern alles stehen und liegen lassen und, mit Forken, Heugabeln und Dreschflegeln bewaffnet, die Wege besetzen, um den Deserteur aufzufangen. Wurde dieser erwischt, so war sein Los schrecklich. Das Regiment stellte sich in eine enge, lange Gasse. Durch dieselbe ging der Feldwebel,

Digitized by Google

der den Soldaten in Salz getränkte Ruthen überreichte. Dann wurde der Deserteur vorgeführt. Seine Hände waren gebunden, die Füße mit Ketten so gefesselt, daß er nur langsam zuschreiten konnte. Das Hemd wurde herabgelassen, so daß Arme, Brust und Rücken gänzlich bloß waren. Dann trat ein Unteroffizier vor ihn hin, damit der Sträfling nicht zu rasch gehe, und auf sein Kommando: „Kräftig zuhauen!" trat er seinen Schmerzensgang an. Das Wirbeln der Trommeln übertönte das Schreien des Unglücklichen. Diese Folter der Zerfleischung des Rückens und der Brust führte oft den Tod herbei.

Daß in einer solchen Armee, in welcher der alte Fritz als oberster Kriegsherr das Gebet und den Christenglauben als Thorheit bezeichnete, von sittlicher Kraft, von Liebe für den Feldherrn und von Hingebung an eine gute Sache nicht die Rede sein konnte, bedarf keines Beweises. Friedrichs Soldaten wurden nur gefesselt durch den Zwang. Mit Recht sagt Delbrück: „daß einzig und allein die Furcht der Antrieb in der kriegerischen Leistung der Armee Friedrichs gewesen ist." Der Soldat war eine „bloße Schießmaschine", von einer Empfindung der Ehre und des militärischen Ruhmes war bei ihm keine Spur. Daher kam es, daß nach der Kapitulation von Breslau (1757) 4000 kriegsgefangene Preußen ihrem Könige davonliefen und in den östreichischen Dienst übertraten. Sie thaten ihre Pflicht nur, weil sie den Feind weniger fürchteten, als die Fuchtel und die Spießruten oder die Kugel des Pelotonführers. Mit welcher grausamen Härte der alte Fritz den Stock gehandhabt wissen wollte, erhellt aus seinen eigenen Anordnungen. Nach der Schlacht bei Zorndorf schrieb er an seinen Bruder Heinrich: „Nach dem, was ich hier am 25. gesehen, sage ich Ihnen, halten Sie Ihre Infanterie in strenger Zucht und lehren Sie den Stock respektieren." Und später: „Es ist nötig, daß der

Digitized by Google

Soldat seine Offiziere mehr fürchtet, als die Gefahren, welchen man ihn aussetzt. Anders wird man es nie dahin bringen, ihn durch ein Ungewitter von 300 Kanonen, die ihn niederschmettern, zum Sturm zu führen. Sein guter Wille bringt ihn nicht heran: Das kann nur die Furcht." Die Todesangst vor den die Glieder rechts und links begleitenden Pelotonführern und den hinter ihnen befindlichen schußbereiten Offizieren sollte die Soldaten ins Feuer treiben.

So stand es um die Armee und die Grundsätze des alten Fritz. Dieser Grausamkeit ein Ende zu bereiten, hielt Friedrich Wilhelm für eine seiner ersten Regentenpflichten. Jede Mißhandlung wurde fortan unter strenge Strafe gestellt. Der König sah selbst nach, ob den Soldaten die verbesserte Löhnung, Behausung, Kleidung und Behandlung auch wirklich gewährt wurde. Hatte der alte Fritz nicht darnach gefragt, ob die Soldaten des Sonntags dem Gottesdienst beiwohnten und ihr Gebet verrichteten, so ordnete der neue Monarch den Kirchenbesuch und die Sonntagsruhe an. Es entspricht nicht der Wahrheit, wenn man Friedrich Wilhelm II. als einen trägen, nur dem Genuß hingegebenen Herrscher darstellt. Er war ein landesväterlich gesinnter, einsichtsvoller Kriegsherr, der sich bis ins Kleinste hinein mit dem Militärwesen vertraut gemacht hatte.

Zur Kennzeichnung des Soldatenlebens, wie es sich in den Garnisonen fern von Berlin abspielte, hat der General Graf Henckel von Donnersmarck ein Tagebuch geführt, in welchem er folgendes berichtet:

„Durch die Kriege Friedrichs II. hatte mein Oheim sein Vermögen verloren. Er wandte sich an den König. Friedrich sah wohl sein Gesuch als berechtigt an, war jedoch zu irgend einem Ersatz nicht zu bewegen. Er sandte ihm nur einen Empfehlungsbrief an einen reichen Kaufmann in Halberstadt, dessen Tochter er heiraten solle. Die Beteiligten sahen dies

Digitized by Google

als Befehl an, und die Hochzeit wurde gefeiert. 1775 wurde dem jungen Paar ein Sohn geboren. Friedrich Wilhelm II. war sein Pate. 14 Jahre alt, trat der junge Graf als Fähnrich in das Dragonerregiment von Platen in Insterburg ein. Beim Abschied sagte sein Vater zu ihm: „Deine Lebensgeschichte wird sehr einfach sein. In Insterburg angelangt, verliebst Du Dich in eine Apothekerstochter. Geht's gut, so schiebst Du die Heirat lange hinaus. Du bleibst Herr Leutnannt, Dir leb ich, Dir sterb ich. Ist das Glück sehr groß, so wirst Du am Ende Postmeister in Riesenburg."

Über das Leben in der Garnison erzählt Graf Henckel: „Obgleich man sich den ganzen Morgen gesehen hatte, waren die Diskussionen auf dem Paradeplatz ohne Ende. Zwei Stunden stand man auf dem Platze. Den Mittagstisch hatten wir beim Eskadronschef. Wenn der Braten kam, mußte der Fähnrich sich empfehlen. Wurde man Leutnant, hatte man das Recht, Braten zu essen. Nachmittags wurden junge Pferde geritten. Den Abend waren wir gewöhnlich auf der Wache beim Offizier. Bier und Butterbrot war das Souper, wobei wir recht vergnügt waren. Von Politik wurde nie gesprochen. Eine Zeitung las niemand. Von Kritik über einen Befehl, er mochte herkommen woher er wollte, war nicht die Rede. Er wurde unbedingt ausgeführt. Jeder trug am Kopfe vier Locken. Damit die Frisur fest saß, wurde dieselbe mit warmer Pomade mittelst eines Pinsels durchspritzt und dann gepudert, so daß sie wie kandiert aussah. Hinten hing ein durch Puder möglichst dick gemachter Zopf von beliebiger Länge, aber jedenfalls bis in die Taille. Ich kannte einen Kapitän, dessen Zopf bis auf die Erde schleppte und den er beim Exerzieren in die Rocktasche steckte. Er brauchte zehn Ellen Zopfband.

Krieg wurde immer gewünscht, mit wem? war jedem gleichgültig. Es fiel keinem ein, darüber nachzudenken, wie

Digitized by Google

regiert wurde. Wir hatten mehr Angst vor dem General als vor dem Könige. Letzterer erschien uns unerreichbar, ersterer kam aber alle Jahre einmal. Daß an diesem einen Tage alles zur Zufriedenheit abging, darauf allein war das Denken, Dichten und Trachten während des ganzen Jahres in dieser kleinen militärischen Welt gerichtet. Man wußte kaum, wo Berlin lag, denn dorthin kam selten jemand. Königsberg war die Residenz. Wer dorthin auf Urlaub ging, brachte Neuigkeiten mit und erschien als ein gereifter Mann. In Tilsit, wenige Meilen von uns, stand ebenfalls ein Dragoner-Regiment, doch nie sahen wir uns gegenseitig."

1795 kam Graf Henckel in Kyritz in Garnison. Von hier aus lernte er den Hof des Prinzen Heinrich in Rheinsberg kennen. Seine Mutter wohnte daselbst, und seine Schwester war Hofdame bei der Prinzeß Heinrich. Diese Hofdame war mit einem in Königsberg stehenden Hauptmann von Pogwisch verlobt und erwartete ihren Bräutigam zu dem für die Trauung festgesetzten Tage. Gern jede Veranlassung zu Festen benutzend, übernahm Prinz Heinrich die Ausrichtung des Hochzeitsmahles. Er entwarf ein Programm für ein dreitägiges Fest. Da ging die Nachricht ein, daß der Hauptmann erst einige Tage später eintreffen könne. Der Prinz war ärgerlich, daß das Fest, zu dem alle Vorbereitungen getroffen waren, verschoben werden sollte. Das Auskunftsmittel, das er fand, ist bezeichnend für das Maß dessen, was große Herren sich damals erlauben konnten. „Der Prinz," erzählt Graf Henckel, „schickte seinen Leibhusaren zu mir nach Kyritz und ließ mir sagen, ich solle mich sofort in Paradeuniform bei ihm melden. Ich ritt nach Rheinsberg, und der Prinz verlangte von mir, ich solle mich am folgenden Tage mit meiner Schwester kirchlich trauen lassen. Ich wandte ein, daß eine solche Trauung ganz unerlaubt sei. Aber der Prinz entgegnete barsch: „Das geht

Digitized by Google

Ihn gar nichts an, das ist meine Sache." Ich fügte mich. Am folgenden Nachmittage um fünf Uhr versammelte sich eine glänzende Schar von Trauzeugen in einem der Säle des Schlosses. Der Hofprediger trat an den Altar, hielt dem geschwisterlichen Brautpaar eine salbungsreiche Rede, nahm uns das Jawort ab und traute uns in aller Form. Der Prinz beglückwunschte uns. An der Tafel saß meine „Frau" rechts, ich links von dem Prinzen. Nach Mitternacht begaben wir uns ins Brautgemach, wo das Strumpfband ausgeteilt wurde. Im Herausgehen sagte mir der Prinz: „Morgen ist bei Ihm Dejeuner, hört Er?" Mein Schreck war groß. Ich hatte kaum zwei Thaler in meiner Kasse. Ich stürzte ihm nach mit der Versicherung, ich sei dazu gar nicht vorbereitet. „Versteht Er nicht? Ich bezahle," erwiderte der Prinz, und ich war beruhigt. Den zweiten Tag also Dejeuner bei mir, Grandsouper beim Prinzen, große Oper und Souper gleichfalls bei ihm. Ich mußte stets die Honneurs als Ehemann machen. Den dritten Tag war Ball. Die Bälle beim Prinzen waren immer sehr sonderbar. Da das Personal in Rheinsberg sehr klein war, so wurden alle Kammerjungfern, die Familien der Schauspieler und Bedienten befohlen. Während des Balles wurde ich hinausgerufen. Mein Schwager war angekommen. Er war wütend, daß alle diese Handlungen ohne ihn vor sich gegangen waren. Der Prinz nahm gar keine Notiz von ihm. Im Schlosse wurde er nicht aufgenommen, er mußte im Wirtshause übernachten. Am anderen Tage wurde er mit meiner Schwester getraut. Niemand durfte in Gala erscheinen. Ohne Festlichkeit nahm diese Szene ihr Ende."

Der Prinz hatte viele Sonderbarkeiten. Beim Essen machte er sich seinen Gästen dadurch unangenehm, daß er viel mit den Fingern aß. Im Gegensatz zu denen, die jede Erinnerung an den Tod mit Ängstlichkeit meiden, besaß er die

Digitized by Google

Paſſion, Leichen zu beſehen. Wenn jemand in Rheinsberg geſtorben war, ſo beſah er ſich jedesmal den Toten. Da er aber die Bläſſe der Leichen nicht leiden konnte, ſo mußten ſie vor ſeinem Beſuch geſchminkt werden.

Die deutſchen Gelehrten erfreuten ſich nicht ſeiner Gunſt. Der Homerüberſetzer Voß beabſichtigte eine Reiſe nach Mecklenburg und wollte in Rheinsberg ſeinen Freund Schulz aufſuchen, der des Prinzen Kapellmeiſter war. Um den Prinzen für die deutſche Litteratur zu gewinnen, ſchrieb Gleim am 4. März 1797 an Schulz: „Lieber Freund! Unſer Voß berührt bald Rheinsberg. Könnten Sie nicht machen, daß er vom Prinzen aufgefangen und geehrt würde? Es würde dem Prinzen keine Ehre ſein, wenn er Voß nicht belohnte. Aber wie, wenn er von ſeiner Durchreiſe nichts erfährt? Alſo, lieber deutſcher Mann, ich dächt', Sie ſagten's dem Prinzen. Oder haben Sie Bedenken?"

Schulz hatte in Rheinsberg Erfahrungen gemacht, die ihn zur Ablehnung des Gleim'ſchen Vorſchlages veranlaßten. Der verdienſtvolle Kapellmeiſter hatte von dem Prinzen nur Kränkungen erduldet. Er antwortete am 13. März: „Glauben Sie würklich, lieber Gleim, daß unſer Voß dadurch geehrt würde, wenn ein Prinz, der zwar ein Deutſcher iſt, aber von der deutſchen Litteratur ebenſowenig weiß, als ich von der chaldäiſchen, der ſicher Voßens Namen nie hat nennen hören und ſo wenig ſeine Werke kennt, als er ſie, wenn er ſie kennte, zu beurteilen fähig wäre, bewogen würde, unſern großen deutſchen Dichter zu einer Audienz einzuladen, worin er, wenn er ſich auf mehr als unbedeutende Fragen einließe, ſich's angelegen ſeyn laſſen würde, ihn von der Superiorität der franzöſiſchen Dichter über die deutſchen zu überzeugen? Das verächtliche „Er" zu geſchweigen, das er allen ſeinen Landsleuten, die nicht vom Adel ſind, zu geben beybehält, ohngeachtet der jetzige König, zu jedem „Sie" ſagt. Mehr

Digitized by Google

als eine nakte Audienz wäre nicht zu erwarten. Und Voß mit seinem ehrwürdigen Anstand würde von dem Prinzen, der nur von französischen Witzlingen umgeben ist, als ein steifer Gelehrter ohne Lebensart angesehen werden. Mir kocht das Blut, wenn ich mir unsern Voß in einer Unterredung mit diesem Prinzen denke. Ich habe ihn zu lieb, als daß ich dazu beytragen könnte, seine Freude, mich hier zu sehen, so vorsätzlich zu verbittern. Auch weiß ich, daß Voß allen sogenannten „Großen" gern ausweicht und es ihm lieber ist, daß sie von ihm keine Notiz nehmen. Und welcher Prinz behandelt deutsche Gelehrte so herabsetzend als dieser? Als ich ihm meine geistlichen Oden überreichte, brach er in ein Gelächter aus und sagte: „Was ist das? Das ist was ganz Infames. Wie kann Er solch Zeug komponieren?" Sie werden ermessen, wie wenig Lust Voß haben wird, einen solchen Kenner der Wissenschaft kennen zu lernen."

Voß besuchte den Prinzen nicht und wählte eine andere Reiseroute. Bei Friedrich Wilhelm II. hatte er eine Audienz, der ihn sehr gnädig empfing.

In der Unterhaltung brachte Prinz Heinrich das Gespräch gern auf den siebenjährigen Krieg. Hierbei ließ er sein Licht auf Kosten seines Bruders mehr als billig leuchten. Friedrich Wilhelm II. wird wohl entschuldigt sein, wenn er mit ihm nicht in einem herzlichen Umgang stand.

Beginn der französischen Revolution.

Ludwig XVI. von Frankreich war noch nicht 20 Jahre alt, als er zur Regierung gelangte. In seinem Auftreten hatte er etwas Unsicheres und Unbeholfenes. Er besaß keinen Sinn für das Militärwesen, und nur selten wohnte er Musterungen bei. Seine Kenntnisse waren sehr gering. Der lasterhafte Ludwig XV. hatte nichts für seine Erziehung gethan. Weder die Staatsgeschäfte noch die Lustbarkeiten des

Digitized by Google

Hofes erregten sein Interesse, nur die Jagd und das Schlosserhandwerk betrieb er mit Leidenschaft. Sehr frühzeitig hatte man ihn vermählt. Ein Ehebund zwischen ihm und der Tochter der Maria Theresia sollte der Macht Östreichs und Frankreichs förderlich sein. Die Erzherzogin Marie Antoinette war am 2. November 1755 geboren. Sie zählte noch nicht 15 Jahre, als sie sich mit dem sechszehnjährigen Dauphin vermählte. Im Mai 1770 verließ sie Wien, und in Straßburg mußte sie sich von ihrer östreichischen Umgebung verabschieden. „Das war der Moment," schrieb sie an ihre Schwester, „wo meine Damen zurückbleiben mußten. Sie haben viel geweint und mir oft die Hände geküßt. Darauf wurde mir mein französischer Hofstaat vorgestellt." Bei Compiegne sah sie zum ersten Male den König und den Dauphin. Der König sagte ihr, daß sie in Wirklichkeit weit schöner sei als auf dem Bilde, und schenkte ihr sogleich einen prachtvollen Schmuck. Der Dauphin dagegen empfing seine Braut mit Kälte und beobachtete nur aus Rücksicht auf den König den äußeren Anstand. Ihre Hochzeit wurde mit ungeheurer Verschwendung gefeiert. Man sah es als ein böses Vorzeichen an, daß bei dem zu Ehren des Brautpaares veranstalteten Feuerwerk in dem Volksgedränge 137 Menschen den Tod fanden. Der Platz, auf dem das Feuerwerk stattfand, wurde später der Standort der Guillotine. Hier war es, wo 23 Jahre später der Kopf des Königs und der Königin fiel.

Der junge Ehemann benahm sich sehr kalt gegen seine Gemahlin. Eine herzliche Annäherung zwischen ihnen fand nicht statt. Erst sieben Jahre nach seiner Vermählung erwachte Ludwig aus seiner Gleichgiltigkeit und begegnete seiner Gemahlin von da an mit aufrichtiger Liebe. Am 9. Juli 1770 schrieb Antoinette an ihre Mutter: „Der König erweist mir tausend Freundlichkeiten. Aber die Schwäche, die er für

Digitized by Google

seine Geliebte, die Barry, hat, ist zum Bemitleiden. Sie ist das frechste Geschöpf, das sich denken läßt. Sie hat allabendlich mit uns in Marly gespielt. Sie kam zweimal mir zur Seite. Aber sie hat nicht mit mir gesprochen, und ich habe mich nicht bemüht, sie anzureden." Maria Theresia besorgte, ihre Tochter könne sich die Gunst des Königs verscherzen. „Sie haben die Barry nicht anders anzusehen als eine Dame, welche Zutritt bei Hofe hat. Sie sind die erste Unterthanin des Königs und ihm Gehorsam schuldig. Sie haben dem Hofe das Beispiel zu geben, daß der Wille des Königs befolgt wird. Wenn man Gemeinheiten von ihnen forderte, wäre es etwas anderes. Aber ein gleichgiltiges Wort, gewisse Rücksichten, nicht für die Barry, sondern für Ihren Großvater, Ihren Herrn, kann man von Ihnen verlangen. Statt dessen machen Sie einen empfindlichen Verstoß, wo sie ihm Ihre Anhänglichkeit zeigen könnten." Antoinette liebte den Putz, die Musik, den Tanz, das Theater. In ihrem Liebhabertheater trat sie selbst als Kammermädchen und Soubrette auf. Auch wohnte sie öffentlichen Maskenbällen bei. An den Sommerabenden setzte sie sich auf die dem Publikum zugängliche Terrasse des Schlosses und ließ die Spaziergänger hart an sich vorbeiziehen, damit diese ihre Toilette bewundern möchten. Die Mutter bat sie, sich mit guter Lektüre zu beschäftigen und ihre Zeit nützlich anzuwenden. „Glauben Sie mir, der Franzose wird Sie weit mehr schätzen, wenn er bei Ihnen die deutsche Zuverlässigkeit findet." In ihren Tändeleien bemühte sich Antoinette als Französin zu gelten. Dennoch galt sie nicht als solche, sondern sie mußte es stets hören, wie man sie mit Haß die „Östreicherin" nannte. Seit Jahrhunderten standen die Franzosen dem deutschen Volke feindlich gegenüber. Antoinette war und blieb ein unwillkommener Gast.

Angesichts der zunehmenden Unzufriedenheit und der

Digitized by Google

finanziellen Not gefiel sich Antoinette in den Lustbarkeiten des Hofes und vermehrte ihre Ausgaben für unnütze Dinge von Jahr zu Jahr. Während sie Personen, die sie moralisch anwiderten, hochfahrend behandelte, überhäufte sie ihre männlichen und weiblichen Günstlinge mit Geschenken und Würden. Da das Volk den Hof als die Brutstätte des Lasters ansah, hätte sie durch die größte Zurückhaltung jeden bösen Schein vermeiden sollen. Das gerade that sie aber nicht. Sie befand sich meist in einem Zirkel sogenannter Freunde und Freundinnen, in welchem ein zwangloser Verkehr herrschte. Der König nahm hieran keinen Anteil. Wenn sie sich ohne Begleitung des Königs unter das Publikum der Pariser Maskenbälle mischte, wo ihre Maske sie vor Zudringlichkeiten nicht schützte, so hatten ihre Feinde Gelegenheit genug, diesen Leichtsinn als Untreue aufzubauschen. Die bekümmerte Mutter warnte sie am 1. Oktober 1776: „Sie gehen sehr leicht über die Armspangen hinweg und schreiben mir, ich solle Sie nicht daran erinnern. Eine Königin erniedrigt sich, wenn sie so große Summen für ihren Schmuck aufwendet und nun in welcher grausigen Zeit! Ich beklage Ihre Zerstreuung und kann nicht schweigen. Verlieren Sie durch Ihre Leichtfertigkeiten doch nicht ganz Ihr Ansehen. Man weiß, wie mäßig Ihr Gemahl ist, und Sie begehen die Unschicklichkeit, öffentliche Maskenbälle zu besuchen. Sie fahren nachts nach Paris und lassen den König allein zurück. Ich beschwöre Sie, befreien Sie mich von dieser Unruhe."

Die junge Königin wurde viel umworben. Unter den Prinzen war ihr gefährlichster Feind der Herzog von Orleans, der sie vergeblich um ihre Liebe angefleht hatte und sie nun mit tötlichem Hasse verfolgte. Keine Verleumdung war ihm zu niedrig, die er ihr nicht durch Schmähschriften oder durch seine Agenten anhing. Dies hätte die Königin zur Einkehr veranlassen sollen, sie fuhr aber

Digitized by Google

fort, sich der müßigen Tändelei und den Lustbarkeiten zu widmen.

Bei Hofe sah sich jeder für berechtigt an zu schwelgen und auf Staatskosten reich zu werden. In dieser Blütezeit der Verschwendung lebte Antoinette harmlos und vergnügt, als ob die Not ihres Volkes sie nichts anginge. Die Brüder des Königs, die Grafen von Provence und von Artois, vermehrten die Zahl ihrer Feinde. Der erstere neidisch und boshaft, zeigte sich besonders gegen sie erbittert, seitdem sie Mutter geworden war. Er hätte es lieber gesehen, Ludwig wäre kinderlos geblieben. Der Graf von Artois war zwar nicht so boshaft und sogar ein Verehrer der schönen Antoinette, aber grenzenlos sittenlos. Der nächste Prinz, der Herzog von Orleans, gab als Enkel Ludwigs XIV. dem Großvater an Schändlichkeit nichts nach. In der Umgebung der Königin befanden sich tief entsittlichte Männer, in deren Umgang sie sich wohlgefiel. Als sie sich später von ihnen zurückzog, um andere, nicht bessere, ihrer Freundschaft zu würdigen, rächten sich diese auf die schändlichste Art. Die Herren von Besenval, von Louzon und von Fersen rühmten sich, begünstigte Liebhaber der Königin gewesen zu sein. In Spottversen warf man ihr ein unsittliches Leben vor. Diese Verläumdungen erlangten Glaubwürdigkeit, weil die Königin fortfuhr in ihrem Liebhabertheater als kokette Soubrette aufzutreten uud dem sittenlosen Grafen von Artois und anderen Männern von schlechtem Ruf die Mitwirkung zu gestatten.

Ungeheures Aufsehen erregte ein Prozeß, welcher der Königin mehr schadete als alle Klatschereien. Der Kardinal-Bischof von Straßburg, Prinz von Rohan, der Antoinette als Braut an der Landesgrenze empfangen hatte, war von ihrer Schönheit entzückt. Dieser Kirchenfürst hielt sich auf seinem Schlosse in Zabern einen Harem schöner Frauen. Als einmal ein Mädchen, welches er gewaltsam hatte rauben lassen, von

Digitized by Google

dort entfloh, ließ er ein Treibjagen nach ihr durch das ganze Bistum veranstalten. Damals hatte er eine Maitresse, die Gräfin La Motte de Valois, die ihm seine verliebte Schwäche für die Königin abmerkte. Sie erzählte ihm, die Königin wünsche sehnlichst ein Halsband von Brillanten zu besitzen, welches der Juwelier Böhmer für sie angefertigt habe. Da der Preis von 1 600000 Franks dem König jedoch zu hoch sei, müsse die Königin auf den Ankauf verzichten. Er könne das Herz der Königin gewinnen, wenn er ihr zur Erwerbung des Diamantenschmuckes verhelfe. Er solle diesen daher auf seinen Namen ankaufen. Die Königin werde ihm nach und nach die Summe zurückzahlen. Als die Gräfin dem Bischof mehrere Briefchen mit der nachgeahmten Unterschrift der Königin überreichte, unterhandelte Rohan mit dem Juwelier. Als dieser dem verschuldeten Bischof den kostbaren Schmuck nicht ausliefern wollte, nannte ihm Rohan die eigentliche Käuferin. Daraufhin empfing der Bischof das Halsband. Er erteilte der Gräfin nun den Auftrag, den Schmuck der Königin zuzustellen. Jene reiste mit demselben jedoch nach England, verkaufte die Diamanten an Juweliere und machte sich vergnügte Tage. Als ein Jahr vergangen war, ohne daß der Juwelier eine Bezahlung empfangen hatte, erließ er ein Mahnschreiben an die Königin. Sie antwortete ihm, sie wisse nichts von einem Halsbande. Nun wandte sich der Juwelier an den Bischof. Obgleich dieser nicht leicht verlegen wurde, so fühlte er sich doch diesmal bei der Höhe der Summe, bei der Öffentlichkeit der Sache, bei Hereinziehung der Person der Königin ganz niedergeschmettert, umsomehr, da das Fest der Himmelfahrt ihn als Bischof bald darauf zur Messe in die königliche Kapelle rief. Vor Beginn der Messe bat der König den Bischof in sein Kabinett. Da er den Empfang des Halsbandes zugab, ließ ihn der König verhaften. Am 31. Mai 1786 sprach ihn das Gericht für nicht

Digitized by Google

schuldig, die Gräfin La Motte dagegen wurde zur Stäupung und lebenslänglicher Haft verurteilt. Das Volk begleitete den Bischof im Triumph von der Bastille nach seinem Palast. Dieses Urteil war eine Niederlage des Thrones, denn jedermann wußte, wie sehr die Königin die Verurteilung des Bischofs gewünscht hatte. Alle Verdachtsmomente, die sich an diese Sache knüpften, sah man als erwiesen an. Um den guten Ruf der Königin war es nun für immer geschehen.

Das französische Volk versank immer mehr in Laster und Unzucht. Alles was heilig und rechtschaffen war, wurde verhöhnt. Als einzige Weisheit galt die Befriedigung der Sinnlichkeit ohne Scham. Die Verschwendung, Unzucht und Prasserei steckten mehr in den höheren Gesellschaftskreisen und bei Hofe, als in den unteren Volksschichten. Oben mußte der Hebel eingesetzt werden. Mit Recht verlangte das Volk die Verminderung der Beamten, die Herabsetzung der hohen Gehälter, die Heranziehung des bisher steuerfreien Adels und der Geistlichkeit zu den Lasten. Dem setzten sich die Beamten und Edelleute entgegen. So vergingen viele unheimliche Jahre, in denen sich die Gewitterschwüle der Revolution ansammelte, ohne daß der König sich aus seiner Trägheit aufraffte. Graf Colonna, Lafayette, Necker und andere baten ihn eindringlich, die alten Bahnen zu verlassen und mit energischen Reformen in seiner Umgebung anzufangen, aber er wollte nicht sehen, was alle sahen. Als das Volk sich zu fühlen begann, ließ der König, der noch das Bewußtsein seiner Allmacht in sich trug, die Parlamentsmitglieder verhaften. Bald aber mußte er sie wieder freigeben, weil das Volk mit Empörung drohte.

Der erste entscheidende Schritt geschah in der Nacht des 4. August 1789. Alle Rechte, die aus der Leibeigenschaft entsprangen, die gutsherrliche Gerichtsbarkeit, das Jagdrecht, die geistlichen Zehnten, die Grundzinsen, Frohnen und Feudallasten wurden abgeschafft. Viele deutsche Fürsten be-

Digitized by Google

saßen aber seit undenklichen Zeiten in Frankreich zahlreiche Gerechtsame, die ihnen bei allen Friedensschlüssen verbrieft waren. Der Kaiser, der König von Preußen, die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, der deutsche Orden, die Fürstbischöfe von Straßburg, Speyer und Basel, die Herzöge von Württemberg und Pfalz-Zweibrücken, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Markgraf von Baden, die Fürsten von Nassau, Leiningen und Löwenstein, sie alle waren in ihren Rechten beeinträchtigt. Württemberg besaß 10 Herrschaften, die von französischem Gebiet eingeschlossen waren. Mehr als hundert Ortschaften lagen in Frankreich, die den deutschen Fürsten gehörten. Ohne Ersatz sollten sie die Kopf- und Grundsteuern, die Frohnen, die Jagdrechte, die Zölle, Accise, das Umgeld, das Salzmonopol, das Judenschutzgeld, ihre Gerichts- und Hoheitsrechte hingeben, und nun wollte man sie als französische Bürger behandeln und zu allen Lasten heranziehen.

Noch mehr als der Verlust jener Rechte beunruhigte die deutschen Fürsten die Aufregung ihrer eigenen Unterthanen. Man äußerte ungescheut, das deutsche Joch sei ganz so schwer wie das französische; man müsse die Gelegenheit zur Abschüttelung aller Lasten nicht vorübergehen lassen. Die Franzosen suchten auch die Deutschen in ihre gefährlichen Netze zu verstricken.

Indem so die Furcht vor einem Umsturze die Gemüter ängstigte, erschütterte sie nicht minder das traurige Geschick des französischen Königs. Ludwig hatte sich im Juni 1791 durch die Flucht zu retten versucht. Dies war ihm mißlungen. In geheimen Briefen hatte er nun den König von Preußen und den Kaiser um Hilfe angefleht. Sein erstes Schreiben an Friedrich Wilhelm datiert vom 3. Dez. 1790. Friedrich Wilhelm sagte ihm seine Unterstützung zu und richtete zugleich an die französische Regierung eine Aufforderung zur Mäßigung. Letztere erwiderte ihm, er habe sich in ihre

Digitized by Google

Angelegenheiten nicht zu mischen, wohl aber sei es seine Pflicht, nicht zu dulden, daß die ausgewanderten französischen Prinzen in seinen Gebieten Heerversammlungen veranstalteten und ihr Vaterland mit einem Einbruche bedrohten.

Der Kurfürst von Trier war der Oheim Ludwigs. In seinen Städten Trier und Koblenz hatten die Prinzen ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Dort war der Sammelplatz des aus Frankreich geflohenen Adels und der Emigranten. Friedrich Wilhelm gab sich bei der Lebhaftigkeit seiner Empfindung ganz den Eindrücken hin, welche das Schicksal der französischen Königsfamilie und die Schilderungen der Emigranten in ihm erweckten. Die Unfreiheit Ludwigs war durch den Vorgang am 18. April 1791, wo man ihn hinderte, nach St. Cloud zu reisen, dargethan. Des Kaisers Ansicht ging dahin, vor der Kriegserklärung die Sache auf einem Kongreß noch einmal zu beraten. Nun erfolgte ganz unerwartet die Gefangennahme der königlichen Familie. Das durchkreuzte die zögernde Taktik des Kaisers und zwang ihn, mit einer entschiedenen That hervorzutreten.

Friedrich Wilhelm war von der Katastrophe tief erschüttert. Ihn erfüllten traurige Ahnungen. Er sah mit Ungeduld den Schritten entgegen, zu denen der Kaiser, als der Bruder Antoinettes, nun genötigt war. Er schrieb eigenhändig an Leopold und fragte bei ihm an, ob er es denn verantworten könne, seine Schwester und deren Gemahl noch länger in ihrer Gebundenheit zu belassen. Nun erfolgte von Leopold eine Aufforderung an Friedrich Wilhelm, er solle Frankreich erklären, daß er die Sache Ludwigs als die seinige betrachte, daß er seine Freiheit verlange und daß er nur solche Verfassungsänderungen anerkenne, die mit der Zustimmung des Königs zustande kämen. Friedrich Wilhelm entsprach dieser Aufforderung und drang nun auf ein energisches Einschreiten. Auch Rußland predigte den Kreuz-

Digitized by Google

zug gegen die Revolution, gegen die es aber nicht einen Mann ins Feld stellen wollte. „Ich gebe mir alle Mühe," sagte Katharina zu Chrepowitzki, „um das Wiener und Berliner Kabinett in die französischen Angelegenheiten zu bringen. Ich möchte sie tief in Geschäfte verwickelt sehen, um die Hände frei zu haben. Vor mir liegt vieles unerledigt. Jene müssen beschäftigt sein, damit sie mich nicht hindern." Dieser hinterlistigen Taktik kamen von anderer Seite Parteigeist und Leidenschaft rührig zu Hilfe.

Friedrich Wilhelm hielt es fürs Beste, sich mit dem Kaiser über die zu unternehmenden Schritte persönlich zu besprechen. Die Ritz befand sich damals in Wien und wirkte dort für die Pläne des Königs. Sie schrieb von dort an einen Herrn A. in Berlin: „Sagen Sie Bischoffwerder, daß ihm ein Expresser von mir einen Plan mitteilen wird, vermöge dessen man den König bereden muß, eine Reise nach Pillnitz zu machen. Der Wiener Hof sendet dann eine Einladung an den König und der Kurfürst von Sachsen acceptiert die Entrevue. Könnte das nicht gleich geschehen, wenn der König zur Revue nach Breslau geht? Binnen vierzehn Tagen muß alles abgethan sein. Der Kaiser macht morgen eine Reise nach Böhmen. Bereden Sie ja Bischoffwerder zur Zusammenkunft nach Pillnitz."

Die Ritz verstand die Fäden so geschickt zu verbinden, daß die Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser zustande kam. Friedrich Wilhelm hatte die Musterung beendet, die ihn alljährlich nach Schlesien rief. Auf seiner Rückreise besuchte er am 25. August 1791 den Kurfürst von Sachsen in Pillnitz. Hierhin begab sich auch Leopold. Im Gefolge der Monarchen befanden sich die Thronerben, viele Fürsten und auch Ludwigs Bruder, der Graf von Artois.

Leopold gab zu verstehen, daß der Krieg ihm viel Sorge mache. Er kam auf seinen Vorschlag zurück, die Sache vor

Digitized by Google

einen europäischen Kongreß zu bringen. Da Friedrich Wilhelm mit Sicherheit voraussah, welche schlimmen Folgen die Revolution nehmen müsse, wenn man ihr keinen Damm entgegensetze, machte er alle Gründe geltend, welche für einen schnellen Angriff sprachen. Aber weder er, noch der Graf von Artois waren imstande, Leopolds Abneigung zu besiegen.

Von Pillnitz begab sich der König in Begleitung des Kurfürsten nach Dresden. Die Ritz berichtet: „Hier in Dresden haben wir einen ewigen Taumel von Festen. So kurz die Zusammenkunft in Pillnitz war, so großartig gestaltete der Kurfürst die Feste hier. Leopold ist nach Prag und läßt sich dort als König von Böhmen krönen. Der König bleibt noch einen Tag hier. Ich habe ihn in der ganzen Zeit nur zweimal flüchtig sprechen können, so belagern ihn die Emigranten und der Bruder des Königs von Frankreich. Der Feldzug ist beschlossen, und wir sind Alliierte der Östreicher. Wollen die Franzosen nicht nach unserer Pfeife tanzen, so marschieren wir nach Paris."

Friedrich Wilhelm mochte den Krieg nicht allein unternehmen. Er hielt den Kaiser für zuerst verpflichtet, seinem Schwager zu helfen. Höchst schmerzlich muß es für Ludwig gewesen sein, als ihn Leopold sogar zur Nachgiebigkeit ermahnte. Die Franzosen hatten eine neue Verfassung ausgearbeitet, die sie ihm am 14. September vorlegten. Stehend leistete Ludwig vor den Volksvertretern den Eid, während diese sitzen blieben. Zu Hause weinte er über die ihm angethane Demütigungen. Antoniette schrieb an den Grafen Mercy: „Die neue Verfassung ist so unnatürlich, daß sie sich nicht lange halten kann. Welches Unglück aber auch über mich kommt, ich kann mich in die Umstände fügen. Aber nie werde ich in etwas willigen, was meiner unwürdig ist. Im Unglück fühlt man, was man ist. Mein Blut fließt in den Adern meines Sohnes, und ich schwöre, daß er einst sich als wür-

Digitized by Google

einen Enkel der Maria Theresia zeigen wird." An ihren Bruder, den Kaiser Leopold, schrieb sie: „Nach Annahme der neuen Verfassung könne das Volk mehr Vertrauen zum König zu haben. Kommen aber die Emigranten bewaffnet nach Frankreich zurück, so ist alles verloren. Es wäre unmöglich, das Volk zu überzeugen, daß wir nicht im Einverständnisse mit ihnen sind." Ihre einzige Hoffnung beruhte auf dem Einmarsch der Österreicher und Preußen in Frankreich. Sie ahnte nicht, wie unverzeihlich ihr eigener Bruder sie ihrem Schicksal überließ, und wie aufrichtig Friedrich Wilhelm ihrer gedachte.

Noch einmal sandte Friedrich Wilhelm einen General, den Prinzen Hohenlohe, zum Kaiser nach Prag, damit derselbe diesen zum Einschreiten bewege. Hohenlohe berichtete, „daß der Kaiser zu einer thätigen Hülfsleistung für den König von Frankreich wenig geneigt geneigt sei, doch aber das Gegenteil gern glauben machen möchte. Er wisse sein Zaudern geschickt zu entschuldigen und werfe alle Schuld auf die Emigranten." Hohenlohe meldete dem Kaiser den Eifer seines Königs und bat ihn, dem Kriegsplane zuzustimmen, aber „dies wurde eludiert." Der Kriegszug unterblieb für jetzt. Friedrich Wilhelm konnte sich dem Bewußtsein hingeben, ohne Eigennutz seine Pflicht gethan zu haben.

Erwerbung von Anspach und Bayreuth.

Nachdem der Kaiser den Kriegszug gegen Frankreich abgelehnt hatte, mußten die deutschen Fürsten die französischen Übergriffe über sich ergehen lassen. Es zeigte sich jetzt wieder die ganze Ohnmacht der deutschen Kleinstaaterei. Es gab zwar noch ein deutsches Reich, einen Reichstag, ein Reichskammergericht, einen Reichshofrath, Reichssteuern und eine Reichsarmee, allein das waren nur morsche Ruinen eines

Digitized by Google

zerfallenen Gebäudes. Viele deutsche Fürsten hatten sich dem Einfluß fremder Mächte hingegeben. Sie hatten keine andere Politik als die, sich durch die Gunst fremder Großmächte zu erhalten und durch sie zu vergrößern. Waren die meisten deutschen Fürsten und die höheren Gesellschaftsklassen tief entartet, so hatten sich doch die vielen Millionen, welche schlecht regiert wurden, den alten Glauben und Fleiß, die alte Tapferkeit und Treue bewahrt. Wo dies nicht der Fall war, trugen die Höfe die Schuld. Für die kleinen Höfe und den Adel war Paris die Sonne, nach der alles hinblickte, von der alles Licht und Leben schöpfte. Wenigstens einmal im Leben nach Paris zu reisen, war unerläßlich für die Vornehmen. Aber auch in der Heimat lebten und sprachen sie französisch. Ungeheure Summen gingen für Modesachen nach Frankreich. In den Theatern und Ballets wurden die schönen Französinnen und Italienerinnen, welche oft die Mätressen der Höflinge waren, deutschen Künstlern bevorzugt. Nie war Deutschland so mit fremden Glücksrittern überschwemmt wie damals. Auf deren intime Vertrautheit mit dem Adel blickte der ehrliche deutsche Bauer und Handwerker mit tiefer Verachtung. Um die Mittel für ihre Schwelgereien aufzubringen, schämten sich einzelne Fürsten sogar nicht des Menschenhandels.

Am 1. März 1776 verkaufte der Landgraf von Hessen-Kassel 12000 Mann „seiner 400000 lieben Unterthanen" für den Sündenpreis von 20 Millionen an die Engländer nach Amerika. 1787 verhandelte der Herzog von Württemberg mehrere Regimenter an Holland, die wie Negersklaven nach Afrika übergeführt wurden, um dem Klima zum Opfer zu fallen. Waldeck, Gotha, Hanau, der Bischof von Münster und andere betrieben den Menschenhandel. Friedrich der Große erhob von diesen sein Land durchziehenden Landeskindern eine Steuer wie beim Durchzug von Schlachtvieh.

Friedrich Wilhelm war empört über diese grauenhaften

Digitized by Google

Zustände. Da sein Vetter, der Markgraf von Anspach, diesen Menschenhandel geschäftsmäßig betrieb, so erließ er ein ernstes Abmahnungsschreiben an ihn.

Die beiden Länder Bayreuth und Anspach waren durch Aussterben der Bayreuther Linie 1769 an den Markgrafen Alexander, Sohn des wilden Karl, gelangt. Dieser Herr schwärmte für das Theater und schöne Tänzerinnen und gab dafür so große Summen aus, daß die berühmte Pariser Schauspielerin Clairon sich an seinen kleinen Hof fesseln ließ. Ja sie wollte ihn nicht einmal verlassen, denn als die englische Lady Craven, die der Markgraf auf einer Reise kennen gelernt hatte, sich ebenfalls in Anspach einfand, rangen die beiden Damen drei Jahre lang um ihren Herrn, bis die Französin ungeduldig wurde und nach Paris heimzog. Nun behauptete die Craven das Feld und zwar mit solcher Anmaßung, daß sie bei Tafel dem Markgrafen zur rechten Seite saß und dessen Gemahlin, eine Prinzessin von Koburg, zur linken sitzen ließ. Alljährlich mußte der Markgraf mit ihr kostspielige Reisen machen. Um Geld zu bekommen, verkaufte Alexander seine Unterthanen und ließ sie in Ketten und Banden den Rhein hinabschleppen. Er selbst stellte sich mit geladenem Gewehr am Ufer des Main auf, um die Einschiffung der geknebelten Rekruten zu überwachen. Den Judaslohn, den er für sie erhielt, verpraßte er dann in Paris. Als die Revolution tausenden von Schlemmern den Kopf vor die Füße legte, geriet er in Angst und kehrte nach Anspach zurück.

Wem ein sittliches Gefühl innewohnte, der mußte über diese Versunkenheit der Höfe empört sein und Gottes Gericht erkennen, welches durch die Revolution diese grauenhaften Zustände wie unter vulkanischer Lava begrub. Der Markgraf geriet bald in eine drückende Schuldenlast. In seiner Not wandte er sich an seiner Vetter Friedrich Wilhelm. Dieser schickte ihm Geld und erbot sich, die Verwaltung seines Landes

Digitized by Google

zu übernehmen. Alexander hatte keine Kinder. Nach seinem Tode mußte das Land ohnehin an Preußen fallen. Im Februar 1791 starb seine Gemahlin. Drei Monate darauf ging er mit seiner Geliebten nach Ostende, um dort jeder Regentenpflicht überhoben zu sein. Die Regierung übertrug er seinem Minister von Hardenberg, jedoch mit der Bedingung, daß er dem Könige von Preußen Folge zu leisten habe. Friedrich Wilhelm setzte nun eine preußische Verwaltung ein, und am 2. Dezember 1791 fand die Besitzergreifung statt. Preußen erhielt eine Vergrößerung von 160 Geviertmeilen und 385000 Einwohnern. Alexander begnügte sich mit einer lebenslänglichen Rente von 400000 Thalern. Er segelte hierauf nach Lissabon, wo er sich wirklich mit der Lady Craven vermählte. Später wohnte er in England. Hier verstarb er am 5. Januar 1806 kinderlos in einem Alter von 70 Jahren.

Diese friedliche Erwerbung Friedrich Wilhelms wurde auch die Veranlassung, daß der von den früheren Markgrafen gestiftete Rote Adler-Orden erneuert und nächst dem Schwarzen Adler-Orden zum zweiten Ritterorden Preußens erhoben wurde. Viele von denen, welche heut in Ehren den Roten Adler-Orden tragen, wissen nicht, daß diese hohe Auszeichnung Friedrich Wilhelm II. ihre Entstehung verdankt.

Die Doppelhochzeit und der neue Ehebund.

Im Jahre 1791 hatte der König die Freude, in seiner Familie ein Fest zu begehen, durch welches zwei seiner Kinder in einen glücklichen Ehestand traten. Friedrich Wilhelm besaß aus seiner ersten Ehe nur eine Tochter, und zwar die am 17. Mai 1767 geborene Prinzessin Friederike Charlotte Ulrike Um ihre Hand hielt der zweite Sohn des Königs von England, Friedrich Herzog von York, geb. am 16. August 1763 (gest. den 5. Januar 1827) an. Aus der zweiten Ehe des

Digitized by Google

Königs war als älteste Tochter die am 18. November 1774 geborene Prinzessin Friderike Luise Wilhelmine entsprossen. Diese erwählte sich der Erbprinz Wilhelm Friedrich von Oranien, spätere König der Niederlande, geb. am 24. August 1772, zu seiner Gemahlin.

Der Oberkonsistorialrat Sack vollzog die Trauungen beider Paare. Je 72 Kanonenschüsse kündigten den Berlinern das frohe Ereignis der Vermählungen an. Demnächst brachten die Verwandten der hohen Paare, sowie alle Geladenen ihre Glückwünsche dar. Nachdem der Prinzessin Friederike Charlotte in dem Zimmer der Königin-Witwe die königliche Krone aufgesetzt worden, bewegte sich der Zug von dort nach dem weißen Saale. Bei der Vermählung des zweiten Paares geschah dies in dem Zimmer der regierenden Königin. In beiden Fällen folgte die 76jährige Königin-Witwe, geführt von dem Könige, unmittelbar hinter den Brautpaaren. Friedrich Wilhelm unterhielt mit der alten Dame den herzlichsten Verkehr. Er begegnete ihr auch hier mit der ehrerbietigsten Aufmerksamkeit. Die Ehen beider Paare dürfen als glückliche bezeichnet werden.

Über den achtungswerten Umgang Friedrich Wilhelms mit der hochbetagten Königin-Witwe wird berichtet: „Der König hielt darauf, daß bei allen Familienfesten die verwitwete Königen geladen wurde. Er besuchte sie oft, speiste bei ihr und wohnte zuweilen auch ihrem Privatgottesdienste in Schönhausen sei. 1789 schickte sie ihm ihr Bild mit den Worten: „Mein teurer Neffe! Vor einiger Zeit haben Sie den Wunsch bezeugt, mein altes Gesicht in der Abbildung zu besitzen. Ich überschicke es Ihnen anbei. Es hat kein anderes Verdienst, als Ihnen eine alte Tante zu vergegenwärtigen, welche Ihnen von Herzen und Seele anhängt, und welche für sie stets hegen wird die zärtlichste Liebe einer Mutter zu ihrem Sohne. In dieser Gesinnung lebe und sterbe ich meinem teuren Neffen wohlgesinnte Tante Elisabeth."

Digitized by Google

Der Gemahlin Friedrich Wilhelms war die Gunst desselben, welche er der verwitweten Königin zu Teil werden ließ, nicht selten der Gegenstand des Neides. Eine glückliche Ehe führte der König nicht. Seine Gemahlin war oft heftig und reizbar und begegnete ihm nicht mit dem Wohlwollen und der Ergebung, welche nach Gottes Vorschrift jede Frau ihrem Gatten schuldig ist. Das Zerwürfnis scheint zu Zeiten eine Schroffheit erreicht zu haben, daß eine Scheidung ins Auge gefaßt wurde. Es geht dies aus den Briefen hervor, welche die Mutter der Königin an diese richtete. „Ich muß Dir als Deine Mutter immer wieder vorhalten, daß Dein Wille deinem Manne unterworfen sein soll." „Es ist Deine Pflicht, Dich zu ändern." „Bedenke meine Tochter, den Ernst dieses Schrittes. Man wird Dir Deine Kinder rauben, als einer Unfähigen für die Übermittelung von Einsicht und guten Grundsätzen. Du wirst nicht wagen, sie zu sehen, als nur von Zeit zu Zeit. Du bringst Dich und mich in eine grausame Lage. Wenn ich in diesem Augenblicke sterben müßte, so würde ich darüber keine Betrübnis empfinden."

Angesichts dieser traurigen Ehe, die Friedrich Wilhelm um seiner Kinder willen nicht trennen mochte, entschloß er sich noch einmal zu einer Verbindung zur linken Hand. Das Konsistorium hatte ihm bei seinem ersten Bündnis mit der Voß den kirchlichen Segen gespendet. In anbetracht der Sachlage glaubten die Geistlichen sein Vorhaben auch diesmal billigen zu dürfen. Die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms hatte sich auf eine fein gebildete und anmutsvolle Hofdame, eine Gräfin Dönhoff, gelenkt. Da sie der Werbung des Königs folgen zu wollen erklärte, so wurde wiederum, und zwar mit Zustimmung der Königin und mit Genehmigung des Konsistoriums, durch den Hofprediger Zöllner die kirchliche Trauung vollzogen.

Die Gräfin Dönhoff war die Tochter eines Majors,

Digitized by Google

der, als sie sechs Jahre zählte, verstorben war. Ihre Mutter, eine Baroneß Langermann, Erbfrau auf Beynuhnen, vermählte sich in zweiter Ehe mit einem Grafen Eulenburg. Bei Hofe hieß die Dönhoff Hebe wegen ihrer jugendkräftigen Gestalt. Neben diesem Vorzug besaß sie noch einen anderen, der viel bei dem Könige galt. Sie spielte vortrefflich Pianoforte und sang sehr gut. „Die Gräfin Dönhoff," berichtete Dampmartin, „fesselte durch jenes Zusammenspiel von Reizen, Liebenswürdigkeit, Artigkeit und Launen, welche die Leidenschaft noch mehr entflammen. Sie meinte aber, es stehe ihr zu, gleich einer Herrscherin mitzureden. Das aber liebte der König nicht. Trotz seiner Artigkeit gegen die Frauen, fühlte er sich stets als Herrscher. Seiner Würde vergab er nichts. Die Dönhoff spielte die Souveränin. Aber der König liebte es nicht, mit Damen über Politik zu disputieren. Die Augen der Königin füllten sich oft mit Thränen, wenn sie der sanften Ingenheim gedachte. Auch die Damen des Hofes ordneten sich nicht ohne Widerstreben dem Vorrange unter, den eine Dame, die bisher in ihrer Mitte war, jetzt erlangt hatte. Die Ritz war klug genug, ohne auch nur einen Laut zu thun, dem Befehle des Königs sich zu fügen. Sie mußte den beleidigendsten Hochmut der Dönhoff ertragen. Aber sie war sicher, daß der Monarch des trockenen Tons der vornehmen Dame bald genug überdrüssig werden und zu dem Kreise zurückkehren werde, in dem er sich ungezwungen ergehen konnte." Das Einmischen der Dönhoff in die staatlichen Angelegenheiten wurde dem Könige bald unerträglich. Ihre Anmaßung und ihre Eifersucht gegen die Ritz hatten sie veranlaßt, Potsdam zu verlassen und sich nach Berlin zu begeben. Dort spielte sie die Herrscherin und schrieb folgende Zeilen an den König: „Ich gebe Sie ganz auf, wenn Sie sich in ein so schwieriges Unternehmen einlassen. Entweder müssen Sie an der Spitze von 200000 Preußen und 250000 Östreichern marschieren

Digitized by Google

oder auf jede Hoffnung des Sieges verzichten. Mit einer Hand voll Leute werden Sie nur Ihr Leben aufs Spiel setzen und Ihre Ehre bloßstellen. Sie werden von der Grenze zurückgeschlagen werden. Ihre ritterliche Laune macht Sie zu einem Don Quichote, der Berg und Thal durchzog, um überall das Recht wiederherzustellen, sich auf alles stürzte, was ihm in den Weg kam und losschlug, ohne auf die Stärke seiner Feinde Rücksicht zu nehmen." Die aus Frankreich geflüchteten Adligen, welche eine schnelle Zurückführung durch den König in ihre Heimat erhofften, nannten die Dönhoff eine Parteigängerin der Republikaner und beschuldigten sie sogar der Bestechung.

Die Gräfin Dönhoff war weder bei dem Publikum noch bei Hofe beliebt. Das Tagebuch der Gräfin Voß berichtet über sie: „Sie ist sehr hübsch, aber sie hat keinen guten Charakter." „Souper bei der Königin-Witwe. Der König und die regierende Königin waren da, aber nicht die Schöne, die broulliert mit dem König ist. Man sagt, es sei alles zu Ende mit der Dönhoff." „Die Dönhoff ist abgereist, man sagt für immer."

Die Verbindung, welche der König mit der Gräfin Dönhoff eingegangen war, zeigte sich bald als eine höchst unglückliche. Fast ein Jahr lang lebte sie, unbeachtet von dem Könige, in Neuchatell in der Schweiz, woselbst sie von einer Tochter entbunden wurde. Am 19. November 1793 bereitete sie dem Könige eine höchst peinliche Szene im Schlosse zu Potsdam. Man wähnte sie fern in der Schweiz und hatte sie fast vergessen. Der König veranstaltete im Marmorpalais ein Konzert, zu dem mehrere berühmte Künstler und zahlreiche Gäste geladen waren. Als es völlig dunkel war, schlich sich die Dönhoff in den ihr wohlbekannten „Neuen Garten" ein und hielt sich dort mit ihrem Kinde und der Gräfin Solms so lange versteckt, bis sich die Gelegenheit

Digitized by Google

darbot, in den Konzertsaal einzutreten. Weinend und mit aufgelöstem Haar stürzte die ehemalige Favoritin durch die Versammlung zu des Königs Füßen. Mit den Worten: „Hier Sire, übergebe ich Ihnen Ihr Eigentum", legte sie das Kind vor ihm auf den Teppich nieder. Man geriet in die größte Bestürzung. Der König aber blieb ruhig, führte die Dönhoff in ein anstoßendes Zimmer und sagte, auf das Kind weisend, gelassen: „Versorgen." Die Diener nahmen das Kind auf, und dasselbe wurde nun dem Hofmarschall von Massow zur Erziehung überwiesen.

Die Mutter hatte sich geirrt, wenn sie hoffte, durch diese Szene den König zur Versöhnung zu stimmen. Friedrich Wilhelm bewilligte ihr zwar eine Jahrespension von 8000 Thalern, sah sie aber nie wieder. Sie nahm ihren Aufenthalt zunächst in der Schweiz, später in Angermünde. Erst nach dem Tode des Königs wurde ihr gestattet, nach Berlin zu kommen und ihre beiden Kinder zu sehen. Sie starb 1834 auf ihrem Schlosse bei Werneuchen. Die gräfliche Linie Dönhoff-Beynuhnen ist im Mannesstamme erloschen.

Der Krieg gegen Frankreich.

Die Volksredner in Paris traten mit immer größerer Verwegenheit auf. Am 25. Januar 1792 richteten sie an den König Ludwig den Auftrag, er solle dem Kaiser den Krieg erklären, wenn Frankreich nicht vor dem 1. März wegen seiner Beschwerden vollständige Genugthuung erhalte. Ludwig zeigte von jetzt ab Klugheit und Festigkeit. „Es komme nach der Verfassung," antwortete er, „nicht dem gesetzgebenden Körper, sondern ihm allein zu, die auswärtigen Unterhandlungen zu leiten und den Krieg vorzuschlagen. Er habe von dem Kaiser eine Erklärung erbeten und erwarte sie stündlich. Wenn man den Krieg wolle, so müsse man das Bewußtsein besitzen, ihn nicht verschuldet zu haben."

Digitized by Google

Im November 1791 wurde beschlossen, daß die Geistlichen den Eid auf die neue Verfassung leisteten und daß Listen über die beeidigten und unbeeidigten Pfarrer geführt würden. Der gegen die Emigranten gerichtete Beschluß ging dahin, daß sie als der Verschwörung gegen Frankreich überführt erklärt und, falls sie nicht bis Neujahr 1792 zurückkehrten, als Hochverräter zum Tode verurteilt würden. Ludwig setzte beiden Entschlüssen sein Veto entgegen und verhinderte dadurch die Ausführung derselben. Löblich ist des Königs Standhaftigkeit in Religionssachen: er nahm das Abendmahl nur von einem unbeeidigten Priester.

Nachdem Friedrich Wilhelm und der Kaiser sich zu gemeinsamen Schritten und zur Aufrechterhaltung ihres Besitzstandes verbunden hatten, ließ der König von Preußen durch seinen Geschäftsträger, den Grafen von der Goltz, in Paris die Erklärung abgeben, daß er jeden Einbruch in deutsche Länder für eine Kriegserklärung ansehen werde. Auch der Kaiser ließ in Paris eröffnen: „Ehe er unterhandle, möge das französische Volk erst den Eingriffen einer blutdürstigen, wütenden Partei steuern, die der Freiheit ihres Herrschers spotte, gewaltthätig das Ansehen der Gesetze vernichte und mit den heiligsten Pflichten ein frevelhaftes Spiel treibe."

Der Eindruck dieser Erklärungen war so tiefgehend, daß man sie mit Unwillen aufnahm und sogleich eine Antwort nach Wien sandte. Aber diese kam nicht mehr zur Kenntnis Leopolds, da er bereits am 1. März nach kurzer Krankheit in Wien verschieden war.*)

*) Der plötzlich eingetretene Tod gab zu Gerüchten von Vergiftung Anlaß. Auch der Leibarzt Lagusius wollte Wirkungen von Gift erkannt haben. Man erzählte sich, daß auf einem Maskenballe eine verkappte Dame dem Kaiser vergiftetes Zuckerwerk gereicht habe und dann spurlos verschwunden sei. Andere bezeichneten „die schöne Italienerin", deren Gunst Leopold erkauft hatte, als die Giftmischerin. „Lassen wir", sagt

Digitized by Google

Sein ältester, erst 24 Jahre zählender Sohn Franz gelangte nun zur Regierung. Als Friedrich Wilhelm ihm unter dem Ausdruck seines aufrichtigen Beileids die Versicherung gab, er werde ihm als deutscher Fürst in Freud und Leid zur Seite stehen, dankte ihm der junge Regent verbindlichst unter der Zusicherung wahrer Freundschaft, deutscher Gesinnung und Treue.

Die Wut der Franzosen gegen Preußen und Östreich stieg immer mehr. Am 20. April schritt der hart bedrängte König in die Versammlung der Seinen, die nicht mehr die Seinen waren. Ein Bericht von Dumouriez, an ihn gerichtet und im Staatsrate verlesen, wurde gutgeheißen und Ludwig aufgefordert, an Preußen und Östreich den Krieg zu erklären. Tief bewegt erhob sich der unglückliche König. Er sollte jetzt gegen Verwandte, Beschützer und Freunde sprechen! Er that es schweren Herzens, einmal, weil er einem rohen Willen

---

ein Zeitgenosse, „diese unverbürgten Nachrichten unbeachtet, soviel ist außer Zweifel: Leopold besaß eine große Leidenschaft für das schöne Geschlecht. Die feurige Italierin Donna Livia, die schöne Polin Prohaska, die schmachtende Gräfin Wolkenstein und noch viele andere aus niedrigem Stande waren als Opfer der Verführung durch Kaiserdukaten gefallen." Sämtliche Favoritinnen verschwanden sogleich nach dem Tode ihres Sultans aus Furcht, der Volksrache anheimzufallen, oder um einer strengen Behandlung des Thronfolgers zu entgehen. Die Gräfin Wolkenstein, welche in Wien dieselbe Rolle spielte, wie die die Ritz in Berlin, war von der Kaiserin auf Befehl des Kaisers empfangen worden und sogar in ein freundschaftliches Verhältniß zu ihr getreten. Gegen seine Favaritinnen war Leopold stets sehr freigebig. Er hatte neben seinem Schlafgemach ein Zimmer zu einer Niederlage von Galanteriewaren, Schmucksachen, Pomaden eingerichtet. Nach seinem Tode fand man hier mehr als 1000 Schminktöpfchen und zahllose Pariser Parfümerien. Leopold starb in den Armen zweier Kammerdiener. Seine Gemahlin, mit der er in keiner glücklichen Ehe lebte, fand ihn schon tot, als sie zu ihm eilte. Außer seinem Nachfolger, Franz II., hinterließ er noch 5 Söhne.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

gegenüberstand, der auch ohne ihn den Krieg begonnen hätte, andererseits, weil er hoffte, die einrückenden Preußen und Östreicher würden ihn am ehesten aus seiner Knechtschaft befreien. Noch an demselben Tage nachts 10 Uhr trabte der Staffettenreiter mit der Kriegserklärung aus den Thoren von Paris nach Berlin und Wien.

Friedrich Wilhelm übertrug nun den Oberbefehl über seine marschbereite Armee von 50 000 Mann dem Herzog Ferdinand von Braunschweig Die östreichische Armee führte der Fürst von Hohenlohe, der sich zunächst nach Potsdam begab, um mit dem Könige alle Maßnahmen zu besprechen. Am 6. Juli folgte Friedrich Wilhelm seinem im Vormarsch befindlichen Heere. Die Gräfin Voß berichtet: „Heute ging der König zur Armee ab. Alles weinte. Der Abschied von ihm war sehr rührend. Er wird trotz seiner Fehler doch sehr geliebt. Gott wolle ihn uns erhalten und ihn gesund zurückführen."

Auch die Königin-Witwe hatte dem Könige brieflich Gottes Segen zu diesem Feldzuge gewünscht. In dankbarer Verehrung sandte ihr Friedrich Wilhelm nachstehendes Schreiben: „Ew. Majestät Fürsorge für mein Wohlergehen legt mir die Pflicht auf, Ihnen aufrichtig zu danken. Das Interesse, welches E. M. dem Feldzuge zuwenden, überzeugt mich, daß auch Sie den Ausbruch der Anarchie, dessen Heerd Frankreich ist und ganz Europa zu verheeren droht, in seiner ganzen Gefahr würdigen. Ich habe zur Abwendung dieser Gefahr alle Mittel versucht, welche mir die menschliche Weisheit hat eingeben können. Meine Absicht ist rein. Was das Übrige anbetrifft, so ergebe ich mich in den Willen unseres Gottes. Der Tod des Herzogs Ferdinand hat mich sehr gerührt. Sein edler Charakter und seine Frömmigkeit werden den Schmerz lindern, welchen sein Verlust bei allen denen verursachen muß, welche mit ihm verbunden gewesen sind.

Digitized by Google

E. M. verlieren einen Bruder, der Sie aufrichtig geliebt hat. Aber Gottes Güte hat meiner lieben Tante auch soviel Ergebung in seinen heiligen Willen verliehen, daß Sie sich nicht einer thörichten Traurigkeit hingeben, sondern sich die Glückseligkeit vergegenwärtigen, welche allen treuen Herzen verheißen ist. Bei Ihrem Schmerz bitte ich Sie, Ihrer Gesundheit zu pflegen und uns Ihr Leben, was mir so teuer ist, noch recht lange zu erhalten. Da ich übermorgen zur Armee abreise und längere Zeit meine teure Tante nicht wiedersehen werde, gestatte ich mir, mich Ihrem liebevollen Andenken zu empfehlen. Mit der ehrerbietigsten Anhänglichkeit werde ich nie aufhören zu sein Ihr Ihnen dankbarer Neffe Friedrich Wilhelm. Potsdam, den 8. Juli 1792."

Am 24. August teilte Friedrich Wilhelm der Königin-Witwe eigenhändig mit, daß Longwy eingenommen und Lafayette auf seiner Flucht nach Holland den östreichischen Vorposten in die Hände gefallen sei. Auch die Gemahlin des Königs erhielt eine Reihe eingehender Kriegsberichte von ihm. Leider sind alle diese Briefe verloren gegangen.

Während dieses Vormarsches der Preußen zog in Paris ein mit Piken bewaffneter Pöbelhaufe nach dem königlichen Schloß, um „den Herrn und der Frau Veto einen Besuch zu machen." Es waren etwa 50000 Menschen, welche unter der Führung des Brauers Santerre, des Fleischers Legrende und des Goldarbeiters Rossignol die Tuilerien umzingelten. Sie erzwangen den Eingang und drangen in das Zimmer ein, in welchem sich Ludwig mit einigen Ministern und Gardisten befand. Zwei Stunden hatte hier der König den Anprall der Volksmasse auszuhalten, welche ein blutendes Kalbsherz mit der Überschrift „Aristokratenherz" und das Bild einer am Galgen hängenden Königin in die Höhe hob, Drohungen und Schimpfworte gegen den König ausstieß, mit Bajonetten ihn bedrohte und ausrief: „Weg mit dem Veto."

Digitized by Google

Zurückgedrängt und von einigen Soldaten beschützt, blieb der König bei aller Gefahr standhaft. Doch entging er der Demütigung nicht, daß er eine rote Mütze aufsetzen mußte. In einem anderen Zimmer war Antoinette den Schmähungen roher Weiber preisgegeben. Dem Dauphin setzte man gleichfalls die rote Mütze auf. Beim Eintritt der Dunkelheit gelang es, das Schloß von dem Pöbel zu säubern. Der König und seine Gemahlin fielen weinend einander in die Arme.

Die verbrecherische Bande hatte den geplanten Mord nicht ausgeführt. Den König mit der Jakobinermütze auf dem Kopfe hatte sie nur ans Fenster gedrängt, damit er dem Pöbel auf der Straße sichtbar wurde. Auch Napoleon, der damals als Hauptmann beurlaubt war, befand sich unter der Menge in Zivilkleidung. Da er nicht rechtzeitig zu seinem Regiment zurückkehrte, hatte man ihn am 6. Februar 1792 aus der Armeeliste gestrichen. Im Mai kam er nach Paris, um eine Anstellung zu erwirken. Er war dort Zeuge der beiden Aufstände vom 20. Juni und 10. August. Als er den Pöbel gegen die Tuilerien anmarschieren und den König mit der roten Mütze sah, äußerte er entrüstet zu den Umstehenden: „Wie konnte man dieses Lumpenpack zu dem Könige lassen. Vierhundert Soldaten würden genügen, es wegzufegen."

Wer noch Sinn für Gesetzlichkeit hatte, fühlte sich empört, daß niemand den Mut besaß, diese Mordbanden niederzuschmettern. Lafayette, welcher damals ein Kommando bei der Nordarmee hatte, eilte nach Paris und verlangte strenge Bestrafung der Empörer. Dem Könige riet er dringend, er möge, von seiner Nationalgarde umgeben, Paris verlassen, sich nach Compiegnie begeben und dort eine neue Volksvertretung berufen. Mit der Sprengung des Jakobinerklubs und der Einsperrung seiner Führer durch die Nationalgarde

Digitized by Google

sollte dieser Plan eröffnet werden. Aber der König und die Königin hofften auf die Siege der Preußen und Östreicher, und Antoinette glaubte die Verhältnisse besser zu übersehen als Lafayette. Als dieser die königliche Familie verließ, sagte des Königs Schwester Elisabeth: „Vergessen Sie doch, was hinter uns liegt. Werfen wir uns in die Arme dieses einzigen Mannes, der uns noch retten kann!“ Aber Antoinette erwiderte: „Lieber untergehen, als ihm die Rettung verdanken.“ Am 4. Juli schrieb sie an den Kaiser: „Unsere Lage ist schrecklich. Man kann weder auf die Nationalgarde noch auf die Armee zählen. Wir wissen nicht, ob wir in Paris bleiben oder fliehen sollen. Es ist höchste Zeit, daß die Mächte ein entschiedenes Wort sprechen. Nur die Furcht vor Strafe kann die Aufwiegler, welche den König ermorden wollen, zurückhalten. Es ist notwendig, daß ein Manifest die Nationalversammlung und die Bewohner von Paris verantwortlich macht für das Leben des Königs und seiner Familie.“

Die preußische Armee war inzwischen in der Nähe von Koblenz angelangt. Mit großer Aufmerksamkeit wurde die Ankunft des Königs, der am 23. Juli im kurfürstlichen Schlosse daselbst eintraf, gefeiert. Die Persönlichkeit des Königs machte einen sehr guten Eindruck. Seine majestätische, beinahe kolossale Gestalt, seine freundliche und doch würdevolle Herablassung, sein unverkennbarer Wille, für die bedrohte Sache Ludwigs in die Schranken zu treten, gewannen ihm schnell die Zuneigung des Volkes. Die Siegeszuversicht der Emigranten stieg beim Anblick des Königs und seiner Truppen höher als je. Der Herzog Ferdinand ward von ihnen förmlich belagert. Er hatte, wie Massenbach erzählt, kaum die Ellenbogen frei, machte Komplimente über Komplimente, war aber im tiefsten Innern ergrimmt über die zudringlichen Fremden, über ihr Drängen zum Krieg und ihre rosigen Schilderungen, denen er keinen Glauben schenkte.

Digitized by Google

An der Landesgrenze hielt Friedrich Wilhelm noch einmal Heerschau über seine Truppen. Er ermahnte sie zur Tapferkeit und begann dann den Vormarsch.

In Paris thaten die Rädelsführer alles, um die Aufregung zu schüren. Man begünstigte den Zuzug von arbeitslosen und verbrecherischen Personen. Der König glaubte am klügsten zu handeln, wenn er keinen Widerstand leistete. Er hoffte, die fremden Heere würden ihn bald aus dieser Zwangslage befreien. Aber die letzteren rückten nur langsam vor. Die deutschen Heerführer hatten nicht geglaubt, daß ihr Vorhaben so großen Hindernissen begegnen würde. Viele wähnten nur einen Parademarsch nach Paris machen zu dürfen. Jetzt fanden sie nur Widerstand, Hinterlist und Tücke. Die geflüchteten Franzosen hatten ihnen ein ganz falsches Bild von den französischen Zuständen entworfen. In der allgemeinen Verwirrung, sagten sie, welche in Frankreich herrsche, sei an Ausrüstung einer Armee nicht zu denken. Die Deutschen würden als Erretter von der revolutionären Schmach freudig aufgenommen werden und im Triumph nach Paris ziehen können. Es kam ganz anders. Die Macht der umstürzerischen Leidenschaften kehrte sich mit ganzer Gewalt gegen den anrückenden Feind.

Die Preußen rückten dennoch siegreich vor. Am 22. August befanden sie sich vor der Festung Longwy. Für die Nacht war der Angriff beschlossen. Der stürmische Regen, die Finsternis, die Hinterlist der Bevölkerung bereiteten den Belagerern viele Mühsale. Erst nach mehreren Tagen gelang es, die Besatzung zur Übergabe der Festung zu zwingen. Als man dies in Paris erfuhr, wurde dort der feierliche Beschluß gefaßt, Longwy solle, wenn man es wieder gewinne, geschleift und die Einwohner bestraft werden.

Nachdem Friedrich Wilhelm 2000 Preußen als Besatzung in Longwy zurückgelassen hatte, marschierte sein Heer sogleich

vorwärts und erreichte am 30. August die Festung Verdun. Auch hier leisteten die Franzosen hartnäckigen Widerstand. Als viele Gebäude in Schutt und Asche lagen, baten die Bewohner den Kommandanten sich zu ergeben. Auf dem Marktplatz versammelte der Kommandant den Bürgerrat und versuchte, diesen zur Standhaftigkeit zu bewegen. Als ihm dies nicht gelang, erschoß er sich vor ihren Augen. Am 2. September öffnete Verdun die Thore. Aber die Besatzung zog ab mit dem wütenden Zuruf: „Auf Wiedersehen in den Ebenen von Chalons."

Bald standen die Preußen vor den Argonnen, einer Gebirgswaldung zwischen der Maas und Aisne. Die Ritz, welche den König brieflich gebeten hatte, ihm nacheilen zu dürfen, bis er ihr dies gestattete, berichtete nach Berlin: „Längstens in acht Tagen sind wir in Paris. Verdun hat der Armee nicht viel Menschenleben gekostet. Seit 8 Tagen bin ich hier. Voilà la Maitresse declaré du Roi de Prusse! sagen die Franzosen und begucken mich von oben bis unten. Wissen Sie schon, daß der König den Dour auf die Festung geschickt? Der infame Kerl hat von hier nach Berlin geschrieben: „Das Grobzeug belagere den König unaufhörlich und bilde einen schlechten Ruhm für unsere Waffen." Ich bin froh, daß der verwünschte Kerl jetzt in Magdeburg sitzt."

Die Hoffnung der Ritz, in acht Tagen in Paris einzuziehen, erfüllte sich nicht. Das französische Volk rüstetete sich zu verzweifeltem Widerstande. Nach den Argonnen, der Hauptwehr zu der Straße nach Paris, eilte bereits der General Dumouriez mit 40000 Mann, während ein zweites Heer unter Kellermann, von Metz aufbrechend, der südlichen Waldspitze sich zuwandte, um dort den Waffenbrüdern die Hand zu bieten. Die Art, wie die Bewohner sich äußerten, war eine sehr erbitterte. Die Proklamation, welche der preußische Heerführer erlassen hatte, ging von der Überzeugung aus,

Digitized by Google

daß der bessere Teil des französischen Volkes die Schritte der Revolutionäre verabscheue und den Augenblick herbeisehne, sich offen gegen sie erheben zu dürfen. Der Herzog forderte demgemäß die Behörden auf, zur Treue gegen das Königshaus zurückzukehren. Sie wurden mit ihrem Kopfe für jedes Verbrechen, welches sie nicht hinderten, verantwortlich gemacht. Die Einwohner, welche den Soldaten Widerstand leisteten, sollten nach Kriegsrecht bestraft, ihre Häuser zerstört werden. Wenn das Schloß der Tuilerien gestürmt oder dem Könige die mindeste Beleidigung zugefügt werde, so solle eine exemplarische, in ewigem Andenken bleibende Rache genommen, die Stadt Paris zerstört und die Verbrecher der Todesstrafe überliefert werden.

Dieses mit Unrecht viel getadelte und doch wohlberechtigte Manifest verfehlte nur deshalb seinen Zweck, weil die Streitkräfte zur energischen Durchführung desselben nicht vorhanden waren. Es ergab sich, daß Östreich und die deutschen Kleinstaaten nur die Hälfte derjenigen Truppenzahl ins Feld geführt hatten, zu deren Bereitstellung sie sich verflichtet hatten. Die Volksverführer verbreiteten geflissentlich das strenge Manifest, weil sie erwarteten, daß der Nationalstolz der Franzosen dadurch tief verletzt werden müsse. Auf ihren Ruf eilten die Männer in Massen herbei, um das bedrohte Vaterland zu verteidigen. Da der Vormarsch der Preußen sich verzögerte, brachte das Manifest dem Könige von Frankreich keine Hülfe, der Sache der Revolution aber einen begeisterten Aufschwung, indem angesichts der Gefahr, die dem Lande drohte, sich alle Parteien im Gefühle der verletzten Nationalehre vereinigten.

Digitized by Google

Ein Königsmord.

Die durch sichere Beweisstücke verbürgte Nachricht, daß der König Ludwig und seine Gemahlin in fortgesetzter Verbindung mit den ausgewanderten Prinzen, mit den Höfen von Wien und Berlin und selbst mit dem Hauptquartier der Feinde blieben, steigerte die Erbitterung des Volkes mehr und mehr. Nachdem Ludwig die neue Verfassung beschworen und dem Kaiser den Krieg erklärt hatte, erteilte er den Höfen von Berlin und Wien heimlich Ratschläge, in welcher Weise sie ihre Zwecke erreichen und ihm am besten dienen würden. So weit ging die Verblendung des unglücklichen Königs, daß er in der Hoffnung auf die anrückenden Preußen auch jetzt noch Männer, welche ihm mit Aufrichtigkeit dienten, von sich wies, wenn sie sich erlaubten, ihn auf die Schranken, welche die Verfassung ihm stelle, aufmerksam zu machen. Er wollte nicht zugeben, daß solche Ratschläge sich als Hochverrat kennzeichnen.

Mit jedem Tage stieg die Aufregung. Durch ganz Frankreich erscholl der Ruf: „Auf zu den Waffen!“ Nur bei Hofe wurden die geängstigten Züge heiterer, die Äußerungen in dem vertrauten Zirkel immer zuversichtlicher. „In vier Wochen,“ sagte die Königin zu Frau von Campan, „werden unsere Freunde hier sein.“ Nach der ihr heimlich zugegangenen Marschroute berechnete sie schon den Tag, an welchem die Preußen in Paris einrücken würden.

Ludwig konnte sich der Vermehrung des Heeres nicht länger widersetzen. Die Nationalversammlung brachte den Antrag ein: „Das Vaterland ist in Gefahr! 42 Bataillone werden neu errichtet.“ Daß der König und seine Minister es dahin kommen ließen, daß dieser Antrag des Volkes gegen ihren Willen durchgesetzt wurde, führte jenes verderbenschwangere Gewitter herauf, dessen furchtbarer

Digitized by Google

Blitzstrahl nicht nur die Krone, sondern auch das Haupt, welches sie trug, zerschmetterte.

Das Volk klagte den König der Begünstigung des Einmarsches der Preußen an. Am 3. August überreichte der Maire von Paris der Nationalversammlung eine Bittschrift von sämtlichen 48 Sektionen von Paris, in welcher auf die Absetzung des Königs angetragen wurde.

Ein Eilbote ging mit einem Briefe Ludwigs an den König von Preußen ab. Ein neuer Fluchtplan wurde ihm mitgetheilt. Ludwig hatte diesem seine Zustimmung gegeben, am Morgen aber zurückgenommen, „weil er keinen Bürgerkrieg entzünden wolle." Treue Diener hatten alles zur Flucht der königlichen Familie vorbereitet, und der greise General Graf Luckner hatte versprochen, dem Könige eine starke Bedeckung bis in die Nähe von Paris entgegenzuführen. Die Flucht unterblieb, und einige Nächte darauf fand der geplante Überfall statt. Am 10. August, um Mitternacht, erschollen auf drei Kirchtürmen im Zentrum von Paris die Sturmglocken. Der Generalmarsch wurde geschlagen, und die Nationalgarde, die Pikenmänner und die Verbrecher sammelten sich, die einen, um das Leben des Königs zu beschützen, die andern, um demselben ein Ende zu machen. Die eigentlichen Urheber des Aufstandes: Robespierre, Danton, Marat, Barennes und andere zeigten sich nicht, sondern warteten im Versteck, welchen Erfolg der Aufstand hatte. Der treue General Mandat, der Kommandant der Nationalgarde, war entschlossen, die Tuilerien bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Er glaubte auf 2000 Nationalgarden, auf 900 berittene Gendarmen und auf eine Batterie zählen zu können und war jedenfalls der 900 Schweizer sicher. Sobald die Aufrührer den ersten Überfall ausführten, sollten sie von drei Seiten angegriffen und über den Haufen geworfen werden. Dadurch hoffte er den Aufstand gleich im Beginn zu bewältigen.

Digitized by Google

steuern. Gebrochen und verzagt saß der König wieder in seinem Schlosse, während draußen der Tumult mit jeder Sekunde wuchs.

Es war 7 Uhr morgens. Noch war kein Angriff auf das Schloß erfolgt. Die Schweizer und Soldaten standen wohlgerüstet und mutvoll zu des Königs Verfügung. Manche murrten mehr über die Unentschlossenheit ihres Königs als über die Unverschämtheiten des Pöbels. Diese Zaghaftigkeit benutzte Röderer, um einen verräterischen Plan durchzusetzen. „Sire," sagte er, „retten Sie sich in die Nationalversammlung. Das Volk geht zum Sturme vor." Die Königin erklärte es für eine Schmach, sich in eine Versammlung zu begeben, welche so viele dem Königtum feindliche Beschlüsse gefaßt habe. Als der König schwankte, machte ihn Röderer, der seine Schwäche kannte, aufmerksam auf das durch seine Weigerung entstehende Blutvergießen und rief wiederholt: „Ganz Paris rückt gegen uns an." Endlich gab der König, nachdem Röderer sich mit seinem Kopfe für dessen Leben verbürgt hatte, nach und sagte: „Laßt uns gehen!" Dies war der verhängnisvollste Schritt, den Ludwig je gethan. Er verließ mit den Seinen die Tuilerien, um nie dahin zurückzukehren.

Unter Bedeckung zweier Bataillone ging die Königsfamilie durch die Volksmenge nach dem Sitzungssaal der Versammlung. Ein Grenadier trug den kleinen Dauphin auf seinem Arm ungefährdet durch die Menge. Der König trat mit den Worten ein: „Ich komme zu Ihnen, um ein Verbrechen zu verhüten und glaube nirgends sicherer zu sein als in Ihrer Mitte." Er nahm auf einem Sessel neben dem Präsidenten Platz. Auf die Bemerkung eines Mitgliedes, daß dadurch die Freiheit der Versammlung beschränkt werde, wurde der König nebst Familie in eine Journalistenloge geführt. Hier brachten sie den Tag und die folgende Nacht,

Digitized by Google

16 volle Stunden, zu. In dieser Zeit wurden die Tuilerien gestürmt und die Schweizer niedergemetzelt.

Die königliche Familie brachte man zunächst in ein ehemaliges Kloster. Am 13. August überlieferte man sie dem Gefängnis, dem Temple, einem unheimlichen Ort, woselbst der König im ersten Stockwerk, die Königin mit den beiden Kindern im zweiten Stockwerk untergebracht wurden. Am 26. August wurden alle Thore von Paris gesperrt, alle Läden und Hausthüren geschlossen. Niemand durfte sich auf den Straßen sehen lassen. Eine Haussuchung nach Gewehren war befohlen. Viele Royalisten und Verdächtige wanderten ins Gefängnis. Da man sie nicht alle unterbringen konnte, setzte man schnell einen Gerichtshof ein, der sich die Verhafteten vorführen ließ und nach kurzem Verhör über ihre Freilassung oder ihren Tod entschied. Die Verurteilten wurden sogleich niedergemetzelt. Drei Tage und zwei Nächte dauerte dieses Morden. Da eine Prüfung der Schuld kaum stattfand und man geltend machte, es könne der Schuldige mit dem Unschuldigen doch nicht dieselbe Strafe erleiden, hielt man ihnen entgegen: „In drei Tagen sind die Preußen hier. Diese machen dann auch keinen Unterschied, ob jemand schuldig oder unschuldig ist. Wir marschieren gegen den Feind und dürfen in unserem Rücken keine Aristokraten lassen.“ Als eine Dame, welche die Königin begleitet hatte, an die Reihe kam, fuhr sie der Richter an: „Wer bist Du?“ „Prinzeß von Savoyen.“ „Sie ist vom Hofe und gehört zum Komplott.“ „Ich weiß von keinem Komplott,“ entgegnete sie. „Dann schwöre, die Freiheit zu lieben und den König zu hassen.“ „Das erstere will ich thun, das zweite ist gegen mein Gewissen.“ „Hinaus mit ihr,“ lautete das Urteil Sie fiel unter den Streichen der Mörder. Ihr Kopf wurde auf eine Pike gesteckt und an den Fenstern des Temple vorbeigetragen. Die Königin erkannte das Haupt ihrer Freundin. Die Zahl

Digitized by Google

der Ermordeten betrug mehr als 10000, und die „Behörde“ besaß die Frechheit, ihre Schandthaten zu beloben.

Diese Greuel fanden in den Provinzen, in Lyon, Orleans, Reims, Meaux Nachahmung. Wenige Bösewichte beherrschten auch hier die große Masse. Unter den zahlreichen Generalen des Landes, welche den Befehl empfingen, die Truppen auf die neue Regierung schwören zu lassen, widersetzte sich nur Lafayette, der die Kommissare, welche seinem Heere in Sedan den Eid abnehmen wollen, verhaften ließ. Da ihm seine Truppen aber bald den Gehorsam verweigerten, flüchtete er in das Lager des Königs von Preußen. Er kam nach der Festung Olmütz, wo er nach fünfjähriger Gefangenschaft seine Freiheit wiedererlangte.

Bald wechselte eine Regierung nach der anderen. Jeder suchte sich zu bereichern, so lange es ging. Unter Robespierre wurden nur Schreckensmänner gewählt. Der König durfte täglich eine Stunde mit den Seinen auf dem Hofe des Gefängisses zusammenkommen. Die Girondisten wollten den König nur absetzen. Der Konvent verlangte jedoch die Hinrichtung. Am 11. Dezember fand sein erstes Verhör statt. Unter starker Bedeckung fuhr er im verschlossenen Wagen nach der Nationalversammlung. Seine Erscheinung machte einen erschütternden Eindruck. Der einst im Glanze des königlichen Purpurs strahlende Herrscher stand hier als Sträfling vor denen, die seine Unterthanen waren. Unter tiefer Stille, mit struppigem Bart, bleichen, eingefallenen Wangen, schlechten, abgeschabten Kleidern trat der König ein. „Angeklagter Ludwig,“ redete ihn der Präsident an, „hören Sie jetzt die Verbrechen, die man Ihnen vorlesen und deren Sie beschuldigt sind. Sie können sich setzen.“

Ludwig verteidigte sich mit großem Geschick. Für seine frühere Regierung berief er sich auf seine Souveränität, für die spätere auf die Verantwortlichkeit seiner Minister. Es

Digitized by Google

wurde ihm gestattet, sich einen Rechtsanwalt anzunehmen. Er wählte Targot und Tronchet. Jener lehnte den Auftrag ab, dieser nahm ihn an. Der greise Minister Malesherbes gesellte sich ihm freiwillig bei. „Ich wurde zweimal in den Rat dessen, der mein Herr war, zu einer Zeit gerufen, wo alle Welt sich dazu drängte. Ich bin verpflichtet, ihm denselben Dienst zu leisten, jetzt, wo viele ihn verlassen."

Als Ludwig in dem Temple zurückkam, wurde ihm eröffnet, daß er von nun an seine Familie nicht mehr sehen dürfe. „Auch meinen Sohn nicht, der erst sieben Jahre alt ist?" Man willfahrte seiner Bitte unter der Bedingung, daß der Dauphin nicht mehr zu seiner Mutter zurückkehre. Um den Sohn, der der mütterlichen Pflege bedurfte, dieser nicht zu entziehen, sah er von seiner Bitte ab.

Ludwig überzeugte sich immer mehr, daß sein Tod beschlossen sei. Wenn er an den langen Winterabenden bei dem fahlen Schein seiner Öllampe einsam in seiner Zelle saß, dann beschäftigte ihn weniger sein Tod, als vielmehr der Schmerz, von seinen Kindern und seiner Gemahlin getrennt zu sein. Mit welcher Wehmut mag er seiner Lieben gedacht haben, als er das liebe Weihnachtsfest 1792 menschenverlassen, aber nicht gottvergessen in seiner Einsamkeit beging! Sein Testament schrieb er am ersten Weihnachtsfeiertage. Da es wenig bekannt ist, lasse ich es hier folgen.

„Im Namen der allerheiligsten Dreyeinigkeit. Amen. Heute, den 25. Dezember 1792, habe ich, Ludwig XVI., König von Frankreich, nachdem ich seit vier Monaten mit meiner Familie in dem Tempelturm zu Paris eingesperrt und alles Umganges, ja seit dem 11. dieses selbst des Umgangs meiner Familie beraubt worden und mich in einen Prozeß verwickelt sehe, wovon man das Ende nicht voraussehen kann, meinen letzten Willen hiermit aufgezeichnet. Ich übergebe meine Seele meinem Gott und bitte ihn, sie nach seiner Barm-

Digitized by Google

herzigkeit aufzunehmen um Jesu Christi willen. Ich sterbe in Vereinigung unserer lieben Kirche und bekenne gläubig alles, was in dem Symbolum und den Geboten enthalten ist. Ich bitte Gott, er wolle mir alle meine Sünden verzeihen. Ich habe mich in Demut vor ihn gebeugt, da ich mich keines Priesters bedienen darf. Ich bitte Gott, er wolle meine tiefe Reue gnädig ansehen, mir auch verzeihen, daß ich meinen Namen, obgleich gegen meinen Willen, unter Akten gesetzt habe, welche dem christlichen Glauben, dem ich jederzeit zugethan war, zuwider sind. Ich bitte auch alle, die ich beleidigt oder Ärgernis gegeben habe, mir zu verzeihen. Ich empfehle mich allen Seligen, in ihren Gebeten meiner vor dem Throne Gottes zu gedenken. Meine Frau, meine Kinder, meine Brüder und meine Schwester wolle Gott mit Barmherzigkeit ansehen. Wenn sie mich verlieren, möge seine Güte sie in dieser vergänglichen Welt begleiten. Ich ermahne sie, gute Christen zu werden, und alle Hoheiten dieser Erde als gefährliche, hinfällige Güter anzusehen. Ich bitte meine Frau, mir alle Leiden zu verzeihen, die sie wegen meiner erduldet. Meinem Sohne befehle ich an, wenn er das Unglück haben sollte, König zu werden, allen Haß und alle Rache für die Leiden, die ich erduldete, in sich zu ertöten. Wenn ich die Undankbarkeit derer, denen ich Wohlthaten erwiesen, tief gefühlt habe, so ist mir doch auch der Trost geworden, von vielen geliebt zu werden. Mein Sohn möge ihnen die Treue vergelten. Die Herren der Commune bitte ich, meinem treuen Diener Clary meine Kleider, meine Bücher und meine wenigen Habseligkeiten zukommen zu lassen. Ich schließe mit der Erklärung vor Gottes Angesicht, vor dem ich bald erscheinen werde, daß ich mir keines von den Verbrechen bewußt bin, welche man mir schuld giebt. Eigenhändig geschrieben im Tempelturm den 25. Dezember 1792. Louis."

Tags darauf erschien der König zum zweitenmal vor

Digitized by Google

dem Konvent. Der Verteidiger führte an, daß die Verfassung dem Könige die Unverletzlichkeit zusichere, auch dürfe der Ankläger nicht zugleich Richter sein. „Wohin ich unter Ihnen mein Auge richte, sehe ich überall Ankläger, nirgend Richter.“ In ergreifender Rede wandte er sich an das Ehrgefühl der Richter. Er wußte, daß er zu Franzosen sprach. „Franzosen,“ sagte er, „wo ist jener frühere Nationalcharakter geblieben, welcher Euch früher auszeichnete, jener der Seelengröße, des Edelmutes? Wollt Ihr Eure Macht darin setzen, das Unglück eines Mannes zu vollenden, der den Mut hatte, sein Königtum zu verlassen und sich freiwillig den Repräsentanten der Nation anzuvertrauen? Glaubt Ihr, daß dem höchsten Übermaße des Unglücks auch nicht das geringste Mitleid gebührt? Eure Revolution mag neue Tugenden entwickeln, aber hütet Euch wohl, daß sie nicht in Euren Seelen das Gefühl der Menschlichkeit vertilge, ohne welche es keine Tugend giebt. Bürger, ich bleibe schweigend vor der Geschichte Frankreichs stehen, bedenkt, das die Geschichte auch über Euer Urteil den Spruch fällen wird, und daß ihr Spruch den Jahrhunderten, ja der Ewigkeit angehört.“

Als auch Ludwig und die beiden anderen Verteidiger gesprochen hatten, wurde er unter Bedeckung nach dem Temple zurückgebracht. Am 19. Januar 1783 fand die Schlußabstimmung statt. „Alle Zugänge des Saales,“ sagt Häusser, „waren belagert. Jeder Abgeordnete hatte beim Eintritt eine dichte Hecke von wüsten Subjekten zu passieren, die ihre Gesinnung aufs Handgreiflichste kundgaben. Während jedes der 721 Konventsmitglieder seine Abstimmung in einer Rede begründete, standen und saßen im Saale plaudernde Gruppen umher, dehnten sich andere auf ihren Bänken, bis der Huissier ihre Namen rief, und lorgnettierten nach den Gallerien, wo Pöbel und liederliche Dirnen sich damit amüsierten, mit Schnapsflaschen auf den Tod Ludwigs anzustoßen, jedes

Digitized by Google

Todesurteil mit Beifallsgeheul, jeden anderen Ausspruch mit Schimpfworten zu begleiten." Die Abstimmung währte eine ganze Nacht und den folgenden Tag bis abends 7 Uhr. Zu den 721 Konventsmitgliedern gehörte auch der Herzog von Orleans, der sich jetzt Philipp Egalité nannte. Als er vor den Präsidenten hintrat, las er von einem Zettel die Worte ab: „Einzig aus Pflichtgefühl und überzeugt, daß alle, die auf die Souveränität des Volkes ein Attentat begehen, des Todes schuldig sind, stimme ich für den Tod."

So erbärmlich und niederträchtig auch der größte Teil dieser 721 Männer war, so nahmen diese es doch mit Abscheu auf, als der Oheim des unglücklichen Königs für den Tod stimmte. Er glaubte sich einen Freipaß als würdiger Republikaner zu sichern, aber auch sein Haupt fiel später unter dem Henkerbeil. Viele Mitglieder, die durch ihr Gewissen getrieben, nur für Verbannung stimmen wollten, sprachen, eingeschüchtert durch des Herzogs Stimmenabgabe, auch für das Todesurteil. Von den 721 betrug die absolute Mehrheit 361. Es stimmten 286 für die Verbannung, 26 für Aufschub der Strafe, 2 für Kettenstrafe, 46 für den Tod nach dem Friedensschluß und 361 für den sofortigen Tod. Das Todesurteil war also mit der Mehrheit einer einzigen Stimme ausgesprochen. Nach wütenden Wortkämpfen und dem Vorwurf, die Stimmzählung sei unrichtig, ordnete der Präsident eine nochmalige Zählung an. Das Ergebnis blieb dasselbe.

Unter denen, die für den Tod Ludwigs gestimmt hatten, befanden sich viele Gemäßigte. Sie glaubten aber richtiger zu thun, wenn sie *ihr* Haupt lieber unter das Joch der Schreckensmänner, als unter das Fallbeil legten. Da das Urteil nur mit *einer* Stimme Mehrheit zu Stande kam, so mußte sich jeder der 721 sagen, daß er den Mord des Königs hätte hindern können, wenn er seinem Gewissen und nicht der Furcht gefolgt wäre. Die Geschichte giebt keine Kunde, ob

Digitized by Google

von den 361 Königsmördern auch nur einer Buße gethan, 31 von ihnen endeten auf dem Schaffot, 18 starben durch Selbstmord, mehrere eines anderen gewaltsamen Todes, alle verachtet und gemieden von den Getreuen im Lande.

Am 20. Januar nachmittags 2 Uhr trat der Justizminister Garat in die Gefängniszelle Ludwigs, um ihm anzukündigen, daß der Konvent ihn zum Tode verurtheilt und seine Hinrichtung auf den folgenden Tag festgesetzt habe. Ludwig bat um einen Aufschub von 3 Tagen, um sich auf den Tod vorzubereiten. Abends 6 Uhr kehrte Garat zurück und erklärte, der Konvent habe seine Bitte abgelehnt. Es solle ihm nur eine Zusammenkunft mit seiner Familie und mit einem Geistlichen gestattet sein. Der von dem König verlangte Pfarrer Edgeworth erschien in kurzem. „Ludwig war sehr gefaßt; er beichtete und empfing das heilige Abendmahl. Man sah ihn vor einem Krucifix auf den Knien liegen und hörte von ihm folgende Worte: „In deinen Leiden, o Herr! finde ich Trost, stärke du mich zu meinem Tode.“ Er betete dann mit seinem Pfarrer und sagte ihm: „Lieber Pater, saget doch allen Menschen, daß die Religion der einzige Trost aller Unglücklichen ist. Wenn uns alle verlassen, so richtet sie uns auf. Dies ist der größte Triumph.“

Über seine Zusammenkunft mit seiner Familie berichtet ein Augenzeuge, Baron Wolzogen: „Um 8 Uhr abends öffnete sich die Gefängnisstube und die Königin trat zuerst ein, an ihrer Hand den Sohn, dann die Tochter und demnächst die Schwester des Königs. Sie warfen sich alle dem Monarchen in die Arme. Die Stille wurde nur vom Schluchzen unterbrochen. Sie setzten sich dann, und der kleine Prinz stand zwischen den Knien seines Vaters. Sie neigten sich alle zu ihm hin und umschlangen ihn immer wieder mit den Armen. Diese Schmerzensscene dauerte ein und dreiviertel Stunden, während deren wir nichts hören konnten. Wir sahen nur,

Digitized by Google

daß, so oft der König sprach, das Schluchzen zunahm. Um 10 Uhr erschien der Gefängniswärter, um die Angehörigen zurückzuführen. Sie hielten sich fest umschlungen. Der König riß sich von ihnen los und sagte: „Geht mit Gott, nun ist alles überwunden."

Am anderen Morgen 8 Uhr traten Soldaten in seine Zelle, um ihn nach dem Richtplatz abzuführen. Ein viersitziger Wagen stand für ihn bereit. Ludwig und Edgeworth bestiegen denselben, zwei Gendarmen nahmen den Rücksitz ein. Noch einmal sah er zu den Fenstern der Seinigen hinauf. Marie Antoinette winkte ihm die letzten Grüße zu. Die Straßen, durch welche der Wagen fuhr, waren von Nationalgardisten besetzt. Wolzogen berichtet: „In den Straßen herrscht Grabesstille. Alle Läden, alle Fenster sind geschlossen. Man sieht keine Spaziergänger, keine Equipage. Ich durchlief mehrere Straßen, überall dieselbe Stille. Von den 500000 Menschen, die in Paris sind, können vielleicht 20000 den Tod des Königs wünschen, 100000 sind gleichgültig. Die anderen wollten ihn gern retten, wenn sie könnten. Aber so tief ist die Nation gesunken, daß eine Horde von einigen Tausenden einer halben Million Furcht einjagt. Um 10 Uhr kam der König auf dem Richtplatz an. Er bestieg das Blutgerüst und überschaute die unzählbare Menge. Dann kehrte er sich mit einem tiefen Seufzer gegen den Palast der Tuileren und sah nach den Fenstern seiner früheren Wohnung, in deren Angesicht man auf eine grausame Weise das Blutgerüst aufgebaut hatte. Drei Scharfrichter packten ihn, zogen ihm seinen Rock aus und bekleideten ihn mit einem Kittel, der den Hals frei ließ. Darauf schnitten sie ihm die Haare ab. Als die Henker ihm die Hände auf dem Rücken binden wollten, widersetzte er sich und sah seinen Beichtvater fragend an. Dieser sagte: „Sire, diese Schmach ist eine Ähnlichkeit mehr, die Ew. Majestät Schicksal mit dem unseres Erlösers

hat.“ Nun ließ er sich geduldig binden. Dann sprach er mit lauter Stimme: „Franzosen, ich sterbe unschuldig. Ich vergebe meinen Feinden und wünsche, daß Frankreich . . .“

Santerre unterbrach ihn: „Man muß ihn nicht hören.“ Er gab ein Zeichen und das Wirbeln der Trommeln erstickte die Stimme des Königs. Ein Scharfrichter packte ihn jetzt und drückte sein Haupt unter die Guillotine. Der treue Beichtvater legte sein Haupt, knieend, dicht an das Haupt des Königs und rief laut: „Herr Jesu, erbarme Dich unser!“ Das Beil fiel. Edgeworths Gesicht und Kleider wurden mit dem Blute des Königs bespritzt. Der Kopf blieb mit der Unterhaut des Halses am Rumpfe hängen und mußte abgerissen werden. Der Henker zeigte dem Volke das hochemporgehaltene Haupt des Königs. Es erscholl ein Jubelgeschrei: „Hoch lebe die Republik.“

Ein anderer Augenzeuge, der Graf Schlabrendorf, schrieb: „Gleich nachdem das Haupt des Königs gefallen war, öffnete sich die Drehbrücke, das Militär zog ab und das Volk wälzte sich zu dem Blutgerüst. Ich kam gerade zu dem Gerüst, als gerade ein Scharfrichterknecht das geronnene Blut mit der Hand aufschöpfte und es unter die andrängenden Personen verteilte. Um zwei Uhr war der ganze Platz leer, und Rostbrater und Händler schlugen da wieder ihre Buden auf. Hier und da standen noch Volksgruppen, die aber nur Späße und Rohheiten austauschten. Die Straßen sind leer. Niemand wagt sich aus den Häusern. Furcht und Schrecken hält alles in den Wohnungen zurück. Stille herrscht in ganz Paris, es ist aber eine schreckliche Totenstille.“

Das schrecklichste Verbrechen, das eine Familie beflecken kann, ist der Vatermord. Das entsetzlichste, was ein Volk begehen kann, ist der Königsmord. Wie die Völker beide Verbrechen gleich fluchwürdig erachten, so

Digitized by Google

scheint auch der göttliche Fluch diese Unthaten am schwersten zu ahnden.

Der unglückliche König ließ seine Gemahlin und seine beiden Kinder im Gefängnis zurück. Bald kam auch das Schrecklichste über sie. Unter dem Vorgeben, man wolle den Dauphin befreien, beschlossen die Machthaber, den Sohn von der Mutter zu trennen. „Die Beamten," erzählt Sybel, „erschienen mitten in der Nacht, um der aus dem Schlafe emporgerissenen Mutter den Befehl zu verkünden. Eine entsetzliche Szene erfolgte. Länger als eine Stunde leistete sie den Schergen verzweifelten Widerstand, warf sich über das Bett des Knaben und deckte ihn so mit ihrem Leibe gegen die Angreifer. Kein Zureden, keine Drohung half. Sie wich und wankte nicht, bis plötzlich einer der Menschen ihre Tochter ergriff: „er werde das Mädchen niederstoßen, wenn sie nicht den Sohn überliefere." Da brach das gefolterte Mutterherz zusammen und ließ sich ein Kind entreißen, um das andere zu erretten. Nach dieser grauenvollen Nacht gab es für sie kein Schlimmeres mehr. Bei allen weiteren Qualen hatte sie nur noch die sichere Todeshoffnung. Die Unmenschen ließen sie nicht lange darauf harren. Ihre Überweisung an das Revolutionsgericht erfolgte am 1. August."

Von der Tochter und der Schwägerin wurde Antoinette schon am nächsten Tage getrennt. Man wies ihr eine feuchte Gefängniszelle an, in welchem ein schlechtes Bett, ein alter Strohsessel und ein kleiner Tisch die einzigen Möbel waren. Am 14. Oktober wurde die Königin vor den Gerichtshof gestellt. „Sie erschien in zerlumptem Kleide," erzählt Sybel, „mit grau gewordenem Haar, aber in so ruhiger Würde, daß selbst das Publikum dieses Tribunals sich des Mitleids nicht erwehrte. Ihren Höhepunkt erreichte die Stimmung, als der Belastungszeuge Hebert auftrat. Er hatte den achtjährigen Sohn und die zwölfjährige Tochter mit einem Ver-

Digitized by Google

hör gepeinigt, ob die Mutter mit jenem in unzüchtigem Verkehr gestanden. Es war ihm gelungen, von dem Knaben, welchen sein Wärter, der Schuster Simon, bald mit Schlägen quälte, bald mit Branntwein berauschte, die Unterzeichnung eines mit solchem Inhalte besudelten Protokolls zu erschleichen. Es hatte, damit ja die ganze Partei sich mit dem Brandmal dieser Abscheulichkeit belaste, der Gemeinderat seine Bemühungen gebilligt, der Jakobinerklub seine Erzählungen beklatscht. Jetzt erschien er vor diesem ehrlosen Gerichtshofe, um die Königin vor ihrer Hinrichtung noch mit dieser Anklage zu entehren. Sie schwieg. Zur Antwort aufgefordert, sagte sie: „Eine Mutter kann auf solche Dinge nichts entgegnen. Ich rufe jede Mutter an, die hier anwesend ist.“ Ein tiefes Murren ging durch den Saal. Das Verhör dauerte den ganzen Tag und die folgende Nacht. Nicht die geringste Nahrung wurde ihr gereicht. Ein Gendarm, der ihr ein Glas Wasser reichte, erhielt vom Vorsitzenden einen Verweis.“

So sehr beherrschte die Richter Furcht und Ehrlosigkeit, daß sie einstimmig das Todesurteil aussprachen. Als die Königin in ihr Gefängnis zurückgebracht wurde, vergoß sie viele Thränen. Sie schrieb dann einen Brief an ihre Schwägerin, in dem sie ihr die Sorge für ihre beiden Kinder übertrug. Sie ermahnte ihre Kinder, sich gegenseitig zu lieben und erinnerte sie an ihres Vaters Ermahnung, nie den Tod ihrer Eltern rächen zu wollen. In der Nacht weckte man sie, um ihr mitzuteilen, daß ein beeidigter Pfarrer sie zum Tode vorbereiten dürfe. Sie lehnte seinen Beistand ab. Am Morgen bestieg sie den Karren und fuhr nach dem Schaffot. Um 12 Uhr fiel ihr Haupt. Ihr Leichnam wurde wie der des Königs auf dem Magdalenenkirchhof in ungelöschtem Kalk begraben.

Den Dauphin hatte man dem Schuster Simon mit der

Digitized by Google

Weisung übergeben, ihn so zu behandeln, daß man seiner „bald los werde". Sechs Monate wurde der Knabe von diesem Unmenschen und seiner Frau mißhandelt. Als Anerkennung seiner Ruchlosigkeit wurde Simon hierauf in den Gemeinderat gewählt. Nun sperrte man den Prinzen in eine Zelle, in welche nie ein Mensch hineinkam. Kein Wechsel der Wäsche fand statt, kein Waschwasser wurde ihm gereicht, keine Unreinigkeit hinausgeschafft. Durch ein Gitter reichte man ihm täglich einmal ein Stückchen Fleisch, Brot und Wasser. Als nach dem Sturz der Jakobiner ein anderer Wärter seine Zelle öffnete, war er entsetzt über den Anblick, der sich ihm darbot. „In giftiger Atmosphäre lag auf schmutzigem Lager, in halbverfaulte Lumpen gehüllt, das blasse, abgemagerte Kind, die Haare verwirrt, der Kopf mit Ausschlag, der Körper mit Ungeziefer bedeckt; die Augen eingefallen, der Rücken gekrümmt, alle Gelenke angeschwollen oder blutig wund." Auf alle Fragen gab er zur Antwort: „Ich will sterben." Auch die jetzigen Machthaber wünschten ebensowenig wie der Konvent und die Schreckensregierung, daß der Prinz lebe. Man ließ ihn hülflos liegen. Heimweh nach der Mutter erfüllte des Kindes ganzes Empfinden. Als ihn in seiner letzten Lebensstunde der Wärter fragte, ob er Schmerzen habe, antwortete er bejahend mit dem Hinzufügen: „Ich höre die Stimme meiner Mutter, welche jetzt mit den Englein singt." Am 8. Juni 1795 erfolgte der erlösende Tod. Seine Schwester, welche vergebens gebeten hatte, den Bruder pflegen zu dürfen, blieb am Leben. Sie gelangte 1795 nach Wien und vermählte sich 1799 mit dem Grafen von Artois, einem Sohne des Bruders ihres Vaters. Der am 9. Juli 1848 geborene Herzog Robert von Parma, dessen Ehe mit 17 Kindern gesegnet ist, ist ihr Enkelsohn.

Digitized by Google

Der Feldzug des Jahres 1792.

In dem Heereszuge der Preußen sah es keineswegs erfreulich aus. Regenwetter und grundlose Wege hatten Menschen und Vieh in Scharen zu Grunde gerichtet. In dem Lager bei Verdun brach die Ruhr epidemisch aus. Die durchnäßten Nachtlager auf freiem Felde, das schlechte Trinkwasser, der Genuß unreifen Obstes verminderte die Zahl der Mannschaften von Tag zu Tag. In dem Lande der Freiheit und Gleichheit, woselbst man die „Menschenrechte" verkündete, sah man den am Wege niedergesunkenen Soldaten von dem wohlhabenden Franzosen ebenso gehaßt und verfolgt wie ehedem. Goethe, welcher diesen Feldzug als Gesellschafter des Herzogs von Weimar mitmachte, hat eine „Geschichte des Krieges in Frankreich" aufgezeichnet. „Wir befanden uns," erzählt er, „in den gefahrvollen Schluchten des Argonner Waldes. Nur unter großen Beschwerden bewegte sich der Zug vorwärts. Es regnete unaufhörlich. Nirgends befand sich eine trockene Stelle, wo man etwas hätte hinlegen können. Die Aufmerksamkeit, welche Friedrich Wilhelm II. diesem gefahrvollen Marsch zuwendete, gab uns Vertrauen. Er hatte streng befohlen, alles Fuhrwerk hinter die Kolonne zu bringen. Nur der Regimentschef durfte einen Wagen vor seiner Truppe führen. Der König postierte sich meist dorthin, wo alles bei ihm vorbei mußte. Als er meinen Wagen erblickte, sprengte er an mich heran und fragte ärgerlich: „Schon wieder ein Karren, wem gehört er?" Auf meine Antwort: „Dem Herzog von Weimar," durfte ich passieren."

Mitte September waren die Preußen nur noch zwanzig Meilen von Paris entfernt. Aber nun trat ihnen auch Dumouriez mit einem starken Heere entgegen, indem er alle Gebirgspässe besetzte. Der Kronprinz, welcher ein Tagebuch führte, berichtet: „In Regret wurde am Abend die Ordre

Digitized by Google

zum Marsch für den folgenden Tag ausgegeben. Es regnete ohne Unterlaß. In einer Scheune diktierte er bei einem einzigen Talglicht die Marschdisposition, wo wir alle auf gut Glück im Dunkeln kritzelten. Wir marschierten anderen Tages bis Montfaucon. Der Lehmboden war grundlos, der Marsch überaus beschwerlich." Die französischen Prinzen und Hofleute beklagten sich, daß der König von Preußen ihnen so große Strapazen zumute. Auch Goethe erwähnt diese Sache. „Wir erfuhren, der König habe beim Ausmarsch von Glorieux, ungeachtet des schrecklichen Regens, keinen Mantel angezogen. Er wollte, daß die verwöhnten französischen Prinzen und Offiziere sich diese Wetterabwehr versagen sollten. Wir wußten, daß der Krieg als ein Vortod alle Menschen gleich machte und auch den Herrscher mit Pein und Gefahr bedrohe."

Friedrich Wilhelm hatte schon als junger Prinz in dem Feldlager seines Oheims erfahren, daß es einen guten Einfluß auf den Soldaten ausübt, wenn der Offizier, der General und der König mit ihm jede Beschwerde, Entbehrung und Gefahr in gleicher Weise trägt. „Wir kampierten auf naßkalter Erde," erzählt Goethe, „wir schlugen zwar die Zelte auf, aber in welchem Zustande! Man sah sich in grundlosen Koth versenkt. Die verfaulten Schlingen der Zelttücher zerrissen, und die durchnäßte Leinwand schlug dem über Kopf und Schulter zusammen, der darunter sein Heil suchte. Wer unter einem Regimentswagen gegen den strömenden Regen Deckung fand, durfte sich glücklich schätzen. Wie schrecklich war unsere Lage, in der wir im Angesichte eines mächtigen Feindes, inmitten eines uns tötlich hassenden Volkes, abgeschnitten von der Heimat und den Hülfsquellen, uns befanden."

Der Herzog von Braunschweig, welcher von Anfang an diesem Kriegszuge mißbilligend gegenübergestanden, verhehlte

Digitized by Google

dem Könige nicht, daß er bei der Zunahme der Kranken ein weiteres Vordringen als Verwegenheit ansehe. Der Herzog war ohne Frage eine der hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit. Was ihm fehlte, war nicht die klare Einsicht in die Verhältnisse, wohl aber der rasche, durchgreifende Entschluß der That. Es war eine von jenen unglücklich veranlagten Naturen, die in der Regel das Richtige erkennen und doch ebenso oft das Entgegengesetzte thun. Er sah die Politik Friedrich Wilhelms als einen Abweg an und war nicht aufrichtig genug, deshalb von seiner hohen Stellung zurückzutreten. Seine Handlungen trugen darum häufig das doppelsinnige Gepräge seiner eigenen Ansicht und äußerer Impulse, denen er wider Willen folgte.

Seine Anschauung über diesen Krieg war eine seinem Gelingen sehr nachteilige. Er gehörte, den Traditionen Friedrichs II. getreu, zu den Gegnern des österreichischen Bündnisses und mißbilligte den Krieg gegen Frankreich. Er besaß aber nicht den Mut, der entgegengesetzten Ansicht des Königs offen entgegenzutreten. Hierzu kam, daß von den 56000 Östreichern, von denen nur ein kleiner Teil in den Niederlanden zurückbleiben sollte, kaum 12000 sich mit den Preußen vereinigten. Mit der zugesagten Hülfe der Reichsstände sah es kläglich aus. So verstrich die kostbare Zeit, in der man die Franzosen hätte zu Paaren treiben können. Für den Fürsten Ferdinand bildeten diese Übelstände einen Grund mehr, den Ereignissen mit Mißtrauen entgegenzusehen.

Das vorrückende preußische Heer sollte in seiner rechten Flanke durch das in den Niederlanden zurückgebliebene östreichische Korps gedeckt werden, während die besonders operierende große östreichische Armee unter Hohenlohe die Weisung hatte, dem Könige von Preußen in seiner linken Flanke Deckung zu gewähren. Es ergab sich bald, daß auf die Hülfe der Heere rechts und links wenig zu rechnen sei.

Digitized by Google

Die Ungunst der Witterung, die Festungen im Rücken, das Auftreten der Ruhr, der Zwiespalt der Meinungen hemmte ein rasches Vordringen. Friedrich Wilhelm ist wegen seines langsamen Vormarsches viel getadelt worden. Man übersieht aber die Gründe, welche seine vorsichtige und methodische Kriegführung rechtfertigen. Eine Armee reist nicht im Postwagen und findet kein Unterkommen in Wirtshäusern. Alle Hindernisse ließen sich nicht vorhersehen. Es ist möglich, daß ein mit einem hohen Grad von Kühnheit begabter Feldherr sich über alle Rücksichten hinwegsetzt und das Ziel erreicht hätte. Allein die Kühnheit setzt viel und oft alles auf einen Wurf. Wer hoch spielen will, der muß wenigstens Herr über die Summen sein, die er aufs Spiel setzt, und wer etwas wagen soll, der muß auch die Aussicht haben, einen verhältnismäßigen Gewinn zu erzielen. Allein was hatte Friedrich Wilhelm zu gewinnen? Als er von Berlin auszog, rechnete er mit Recht mit anderen Faktoren. Jetzt im feindlichen Lande unter ganz veränderten Umständen und angesichts der Wut des Pariser Pöbels wurde sein Kriegszug nach Paris zu einem Wagestück. Gelang ihm dies Wagestück, so wurde ihm die Ehre zu teil, den französischen Monarchen in seine Rechte eingesetzt zu haben. Auf wie lange und unter welcher schweren Rüstung bleibe dahingestellt. Gelang es aber nicht, so verlor er 50000 Soldaten, ein ungeheures Material an Ausrüstung, Ehre, Ansehen und Macht.

Wer will sagen, ob der kecke Angriff auf Paris oder das vorsichtige Verharren an der Maaß das Richtige gewesen? Paris zählte damals 500000 Menschen. Und von welcher Wut waren diese beseelt! Täglich vermehrte sich ihre Zahl durch den Zuzug existenzloser Subjekte. Zwei große Heere unter Dumouriez und Kellermann von je 100000 Mann waren im Vorrücken begriffen. Friedrich Wilhelm durfte nur auf seine 50000 Preußen mit Sicherheit rechnen. So sehr

Digitized by Google

auch seine Ansichten denen des Herzogs Ferdinand entgegenstanden, so glaubte er doch bei der Schwere der Verantwortung diesem jetzt folgen zu sollen. Der Kaiser hätte ja mit seinen 100000 Mann zuerst in Paris einziehen können. Er mutete aber Preußen die größere Gefahr zu und wollte dann hinterher in Paris einrücken. Ihm stand das bedrängte Königshaus verwandschaftlich nahe, Friedrich Wilhelm nicht.

Zahlreiche siegreiche Gefechte und zuletzt die Schlacht bei Valmi hatten für die Preußen einen entscheidenden Erfolg nicht herbeigeführt. „Die Ruhr," schrieb der Kronprinz, „breitete sich immer mehr aus. Wir hatten keine Lebensmittel. Die Dörfer fanden wir leer. Französische Streifpartien machten unsere Kommunikation unsicher, und auf Verstärkung durften wir nicht rechnen." Diese Zustände und der herannahende Winter ließen keine Wahl mehr: man mußte sich zum Rückzug entschließen. Bei dem schlechten Wege und dem Transport vieler Kranken ging der Rückzug nur sehr langsam von statten. Ein neues feindliches Heer unter Cüstine erhöhte die Mühsale. Letzteres besetzte Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt. Aber trotz dieser Erfolge hütete sich Cüstine mit dem preußischen Heere im offenen Felde zusammenzutreffen. Nachdem Friedrich Wilhelm und seine Truppen in Koblenz sich von den Strapazen des Marsches etwas erholt hatten, trieben sie die Franzosen über den Main, nahmen Frankfurt mit Sturm, bemächtigten sich der Festung Königstein und gingen selbst wieder auf das linke Rheinufer. Demnächst wies Friedrich Wilhelm seinen Truppen die Winterquartiere an. Am 30. Dezember traf der Herzog mit dem östreichischen Feldmarschall Graf Wartensleben in Frankfurt zusammen, um die Hauptpunkte des Kriegsplanes für den nächstjährigen Feldzug festzustellen.

Digitized by Google

Eine zweite Doppelhochzeit.

Während die Unterhandlungen zur Fortsetzung des Krieges in Frankfurt mit Eifer betrieben wurden, fanden daselbst auch Beratungen statt, welche die Verbindung der Herzen zweier Paare zum Ehebunde herbeiführten. Friedrich Wilhelm hatte angeordnet, daß ihn seine beiden ältesten Söhne im Feldzuge gegen Frankreich begleiten sollten. Der Kronprinz befehligte bereits ein Regiment, der Prinz Louis wurde in Frankfurt zum Hauptmann befördert. Es war ihnen zwar nicht vergönnt, sich durch ruhmvolle Thaten hervorzuthun, allein so ganz ohne Eroberung zieht kein preußischer Prinz zu Felde. Hatten sie auch keine Lorbeeren errungen, so war es doch die Myrte, welche sie als Siegespreis gewannen.

Der König hatte beschlossen, mit seinen Söhnen den Winter in Frankfurt zuzubringen. Hier entfaltete sich daher ein reges Leben. Von nah und fern kamen Reisende, um den König zu sehen. Zu den letzteren gehörten auch die beiden Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz mit ihrer Großmutter, der Landgräfin von Darmstadt. Die Prinzessinnen standen mit dem König in verwandschaftlichem Verhältnisse, denn ihre Mutter und dessen Gemahlin waren Geschwister-Kinder. Friedrich Wilhelm ließ sie zur Tafel einladen, und hier sah der Kronprinz zum erstenmale die Prinzessin Luise. Die Zeitgenossen schildern sie als „eine junge Dame von großer Schönheit, welche sich durch einen fürstlichen Anstand auszeichnete, der von Sanftmut und Grazie getragen war. Gesundheit und Heiterkeit strahlte von ihren Zügen, und ein unendlicher Liebreiz umgab ihre volle herrliche Gestalt.“ Goethe erzählt: „Die Prinzessinnen hatten im Hauptquartier bei dem Könige gespeist und besuchten nach der Tafel das Lager. Ich heftete mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen,

Digitized by Google

auf das Genaueste beobachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird."

Der gute Eindruck, welchen Luise auf den Kronprinzen machte, wurde durch die Vorzüge ihres Geistes und Gemüts noch erhöht. Bald wurde ein Bündnis geschlossen, welches nicht Politik, noch Familienverhältnisse, noch fremde Einflüsterungen, sondern die Harmonie der aufrichtigsten Empfindungen, die edelste Zuneigung geschaffen hatte. Eine ebenso glückliche Verbindung vereinigte die Herzen seines Bruders Louis mit ihrer Schwester Friederike. Am 24. April 1793 fand in Darmstadt die Verlobung beider Paare statt. Der König wechselte selbst die Ringe und legte die Hände der beiden Söhne in diejenigen der beiden Schwestern, ihr Bündnis mit väterlichem Herzen segnend.

Als ein schöner Beweis der väterlichen Fürsorge verdient bemerkt zu werden, daß Friedrich Wilhelm sich sogleich die Auswahl derjenigen Personen angelegen sein ließ, welche den Hofstaat der zukünftigen Kronprinzessin bilden sollten. Bei der großen Jugend der Braut schien es ihm wünschenswert, eine ältere Dame an die Spitze ihres Hofstaates zu setzen. Die Gräfin Voß, welche ihn als Kind auf ihren Armen getragen, wurde von ihm dazu ausersehen. Am 26. Mai 1793 war ihr Gemahl gestorben. In ihrer Trauer lehnte sie den ehrenhaften Auftrag ab. Aber Friedrich Wilhelm verfolgte seinen Willen mit einer Art huldvollen Eigensinns. Er bat sie, entkräftete ihre Gegengründe und schrieb wiederholt an sie. Ein Brief am 6. August 1793 aus dem Hauptquartier Türckheim lautet: „Madame! Ich habe mit Ihrem Briefe vom 27. Juli die Abzeichen des Rothen Adler-Ordens erhalten, mit denen ich ihren verstorbenen Mann geschmückt hatte. Ich bedaure aufrichtig, daß er nicht länger dieses Zeichen meiner

Digitized by Google

Achtung hat tragen können. Daß ich des Verstorbenen oft gedacht, war Ihnen bekannt. Sie konnten daher nicht an dem Anteil zweifeln, welchen ich an Ihrer Betrübnis genommen habe. Sie werden jetzt aber gut thun, an die Prinzessin zu schreiben und ihr selbst die Wahl mitzuteilen, welche ich durch Sie getroffen habe, um bei ihr die Stelle als Oberhofmeisterin zu bekleiden. Diese Aufmerksamkeit wird ihr Vergnügen machen und sie im voraus auf die Freundschaft vorbereiten, welche sie zweifellos für Sie hegt. Ich bitte Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehmen möge. Friedrich Wilhelm."

Die Gräfin Voß machte dem Strelitzer Hofe alsbald ihren Besuch und begab sich im Herbst nach Berlin, wo sie in dem für die kronprinzlichen Herrschaften hergerichteten Palais Wohnung nahm.

Der Feldzug des Jahres 1793 hatte zwar mehrfache Erfolge aufzuweisen, führte aber die erwünschte Entscheidung nicht herbei. Am 14. September wurden die Franzosen bei Pirmasens von den Preußen völlig geschlagen. Sie ließen 4000 Tote, 2000 Gefangene und 98 Kanonen in den Händen der Sieger. Friedrich Wilhelm schied wenige Tage nach dieser Schlacht von dem Heere, um nach Berlin zurückzukehren. Einen festlichen Empfang hatte er sich verbeten, um seinen Berlinern keine Kosten zu machen. Der Kronprinz und Prinz Louis trafen erst am 8. Dezember in Berlin ein. Ihre Vermählung sollte noch vor Weihnachten stattfinden.

Am 21. Dezember trafen die beiden Bräute in Potsdam ein. Für den nächsten Tag war der Einzug in Berlin bestimmt. Es war ein milder sonniger Wintertag. Viele Tausende waren den Ankommenden entgegengegangen. 40 blasende Postillone eröffneten den Zug. Ihnen schlossen sich die Gewerke, die Schützengilde, die Innungen, die Kaufleute in Ritterkostümen und andere an. Um 1 Uhr trafen die Prinzessinnen in Schöneberg ein. Der Jubelruf der zahllosen

Digitized by Google

Menge empfing sie. Nur langsam vermochte sich der Zug vorwärts zu bewegen. Am Potsdamer Bahnhof hatte sich der Berliner Magistrat zum Empfange aufgestellt. In der Leipzigerstraße, durch die Wilhelmstraße bis zu den Linden stand die Bürgerwehr in Spalier. An der Stelle, wo sich jetzt das Denkmal Friedrichs des Großen befindet, war eine riesenhafte Ehrenpforte errichtet. Vor dem Hauptportal derselben befand sich ein prächtiger Doppel-Myrtenkranz, mit Fahnen, Blumen, Säulen und Bildwerken reich verziert.

An dieser Ehrenpforte empfingen 54 Mädchen und 30 Knaben die Prinzessinnen. Hier war es, wo die Kronprinzessin gerührt die liebreizende, kleine Sprecherin zur Freude des sie umwogenden Volkes in ihre Arme schloß und küßte. Um 3 Uhr langte der Zug im Schlosse an. Der König begrüßte die Prinzessinnen zuerst. Dann umarmten und küßten der Kronprinz und Prinz Louis die verlobten Bräute, denen der König alle Fürstlichkeiten und den ganzen Hof vorstellte. Um 6 Uhr hatten sich die Prinzen und Prinzessinnen in den Gemächern der Königin versammelt, wo die Prinzessin Luise mit der Krone geschmückt wurde. Nunmehr holte der König von dem Schlosse Monbijou die achtzigjährige Witwe Friedrichs des Großen ab und führte sie nach dem weißen Saale, wo die Vorrichtungen zur Trauung getroffen waren.

Hofprediger Sack, welcher den Kronprinzen getauft und konfirmiert hatte, vollzog die Trauung. 72 Kanonenschüsse verkündeten die vollzogene Handlung. Nach Empfang der Glückwünsche begab sich das junge Paar nach den großen Rittersälen, in denen gespeist und nach dem Ball die Festlichkeit mit dem Fackeltanz beschlossen wurde.

Die Teilnahme der Berliner an dem frohen Ereignis war eine sehr herzliche. Im Gegensatze zu den Pariser Zuständen gab sich hier eine aufrichtige Liebe zu dem Könige und seiner Familie kund. Die Bürger hatten die Absicht, die

Digitized by Google

Hauptstadt am Abend zu erleuchten. Der König gab ihnen jedoch zu verstehen, es wäre ihm lieber, wenn sie das Geld, welches die Erleuchtung kosten würde, zusammenschießen und zur Unterstützung der Angehörigen der im Kriege Gebliebenen verwenden würden. Die Illumination unterblieb. Die dafür bestimmte, noch durch Beigaben der königlichen Familie vergrößerte Geldsumme wurde nun dem Wunsche des Königs gemäß verwendet.

Friedrich Wilhelm fühlte sich stets als ein rechter Landesvater, liebte daher sein Volk und sah es gern, wenn alle Stände einen lebhaften Anteil an dem Ergehen der königlichen Familie nahmen. Er hatte den Befehl erteilt, recht viele Einlaßkarten zu den Vermählungsfeierlichkeiten an die Bürger auszugeben. Wie es aber heute noch ist, so war es schon damals: Wenn der König Orden verleiht und Gnadenakte vollzieht, so nehmen die Beamten diese meist in Anspruch. Der Bürger muß sehr zurücktreten. Als Friedrich Wilhelm nur Beamten in schönen Uniformen um sich sah und vergeblich nach den Bürgern Umschau hielt, wurde er ärgerlich und sprach verstimmt gegen seine Umgebung die denkwürdigen Worte: „Seht wohl noch nicht genug gestickte Kragen um Euch? Ich will auch bürgerliche Hochzeitskleider sehen. Übermorgen werden gar keine Karten ausgegeben und alle zugelassen, die einen ganzen Rock anhaben.“

Dieses „Übermorgen“ bezog sich auf die Vermählung des zweiten Paares, des Prinzen Ludwig mit der Prinzessin Friederike. Diesmal hatte man den Befehl des Königs befolgt. Eine unabsehbare Menge aus allen Ständen füllte die Gemächer des Schlosses und verursachte oft genug ein lebhaftes Gedränge. Selbst der König, der groß und wohlbeleibt war, hatte Mühe, durch die, eine enge Gasse bildende Menge mit seiner Dame hindurchzukommen. Mit dem linken Arm voran und mit dem rechten seine Dame, die Königin-Witwe, führend,

Digitized by Google

schritt er wohlgemut durch die Säle, indem er zu den Bürgern sagte: „Braucht Euch nicht zu genieren, Kinder, der Brautvater darf sich heut nicht breiter machen, als die Brautleute.“

Die zweite Teilung Polens.

Mit der Ermordung des Königs Ludwig war für Friedrich Wilhelm die eigentliche Veranlassung seines Kriegszuges weggefallen. Wenn sich die Franzosen ferner zerfleischten, so hielt er es nicht für seinen Beruf, ihnen dies zu verbieten, oder sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Das Leben seiner Soldaten wollte er nicht dafür einsetzen, um einem entarteten Nachbarvolke zur Ruhe zu verhelfen. Für jetzt konnte es sich nur darum handeln, den deutschen Boden von den Franzosen zu befreien. Hierfür trat Friedrich Wilhelm nach wie vor mit Eifer ein.

Eines freilich war die erste Bedingung des Gelingens: daß die kriegführenden Mächte über das Ziel und die Mittel des Kampfes unter sich einig blieben. Friedrich Wilhelm erklärte dem Kaiser und den deutschen Bundesfürsten, daß er nur als Hülfsmacht am Kriege teilnehme, keine Eroberungen machen wolle und nur den Übergriffen Frankreichs auf deutschem Gebiet entgegentrete. „Wenn Östreich,“ schrieb Haugwitz am 9. März 1793, „die Niederlande zurückerobern kann, desto besser für uns und Östreich. Der König wünscht dies in Aufrichtigkeit, aber ob es mit unserer Hülfe oder nur mit den eigenen östreichischen Kräften geschieht, das ist uns politisch gleichgültig. Indessen dürfen Sie sicher sein, daß wir Östreichs Sache nicht verlassen. Nur dürfen Sie nicht vergessen, daß es nicht an uns ist, voranzugehen. Wir werden es vermeiden, die erste Rolle zu spielen.“

Der französische Konvent gab sich damals große Mühe, Friedrich Wilhelm von Östreich ab und zu sich herüberzuziehen.

Digitized by Google

Er versprach Preußen ganz Bayern oder einen Teil der Niederlande, wenn es im Bunde mit Frankreich seine Waffen gegen Östreich kehre. Es ist eine Ehre für Friedrich Wilhelm, daß er diesen Versuchungen widerstand und Frankreichs Anerbietungen entrüstet zurückwies. Wie er vor Jahren an Voltaire geschrieben hatte, so handelte er: „Um ruhigen Gewissens in die Zukunft zu blicken, muß man ein rechtschaffener Mann seyn. Das will und werde ich immer seyn. Ich bemühe mich, während meines ganzen Lebens weisen Aufmunterungen Ehre zu machen. Dann will ich geduldig warten, bis sich auch für mich der Vorhang hebt, um in die Ewigkeit zu blicken."

Das waren ehrenwerte Grundsätze. Leider erfolgte am 27. März 1793 zu Wien ein Ministerwechsel, welcher der Einigkeit zwischen den Mächten keineswegs förderlich war. An das Ruder trat jetzt Thugut, ein Staatsmann, dem an der Verwirrung und Mißgunst eine schwere Schuld zufällt. Er war zwar ein Mann von Erfahrung und Talent, aber ohne christliche Grundsätze. Neigung zur Gewaltthätigkeit, Selbstsucht und Intrigen beherrschten fortan die östreichische Politik. Der Eindruck dieses Wechsels ist in den Maßnahmen Friedrich Wilhelms aus jener Zeit klar erkennbar. Der König wurde vorsichtiger in der Kriegsfrage. Seit Thuguts Amtsführung begann Östreich kühler, zurückhaltender zu werden. Friedrich Wilhelm merkte die Gegenminen in Polen, die Schürung Rußlands. Es kränkte ihn, daß man ihn zu den Eroberungsplänen, die nur Östreich zu Gute kamen, gebrauchen wollte. Warum sollte er das Blut seiner Unterthanen für Östreich vergießen, dessen Minister sich als ein versteckter Gegner Preußens erwies?

Friedrich Wilhelm beobachtete jetzt den Verbündeten an seiner Seite so scharf wie seine Gegner. Sich auf das Notwendigste zu beschränken und das Auge unverwandt auf Rußland und Polen zu richten, sah jetzt der König als seine

Digitized by Google

wichtigste Aufgabe an. Wieviel ungerechten Tadel hat der König nicht auch in diesem Feldzuge bis heute erfahren! Als Tauenzien darüber klagt, daß man nicht eine rasche, kriegerische Thätigkeit entwickle, verwies ihn der einsichtsvolle Manstein: „Wir können und dürfen nichts mehr und nichts weniger thun, als wir thun. Das gefällt uns Militärs nicht und am allerwenigsten dem König. Allein wenn der König nicht bloß als Feldherr, sondern als König schwere Pflichten zu erfüllen hat, so dürfen wir uns nicht in große Risikos einlassen, bei denen wir im besten Falle nichts gewinnen. Wir müssen unser Pulver für uns trocken halten, damit wir am letzten Dezember nirgends gebunden sind, sondern unser Buch zumachen können."

Es war klar, daß ein Aufstand in Polen die Lage der Mächte verschieben mußte. Preußen wurde gezwungen, entweder durch eine doppelte Kriegsführung am Rhein und an der Weichsel das äußerste zu wagen, oder sich von dem Kriege gegen Frankreich auf jede Weise loszumachen, um seinen Interessen im Osten nachgehen zu können. Für Friedrich Wilhelm gab es also nur die Frage: Ist es ratsam, jetzt am Rhein die ganze Kraft aufzuwenden, um Östreich Vergrößerungen zu verschaffen, während Rußland ganz Polen annektiert, oder gilt es, die Kraft gegen Osten zu wenden und am Rhein nur so viel Thätigkeit zu entwickeln, wie ohne große Opfer an Geld und Soldaten thunlich ist. Der König und seine einsichtsvollen Ratgeber entschieden sich für das letztere. Im August trat in Polen die kritische Wendung ein, die folgenschwer auf die Dinge am Rhein einwirkte.

Die alte Kaiserin Katharina lebte und intrigierte immer noch. Wie sie während ihrer langen Regierung alle Händel der Staaten benutzt hatte, um ihre Herrschaft auszubreiten, so erblickte sie auch in der schrecklichen Revolution nur eine Gelegenheit, um auf Kosten ihrer Nachbarn ihr Reich zu ver-

Digitized by Google

größern. Sie hetzte Preußen und Östreich in den Kampf gegen Frankreich, um hinter deren Rücken Polen an sich zu reißen. Diese Beute durfte ihr Friedrich Wilhelm nicht gewähren. Die Besorgnis war nicht unbegründet, daß Katharina, wenn sie erst die Türkei und Schweden an Rußland gebracht hatte, auch Preußen zu ihrem Vasallenstaate machen würde. Für jetzt lag es ihr daran, ganz Polen in ihren Besitz zu bringen. Um ihrer Eroberungsgier zu fröhnen, führte sie zugleich Krieg mit Persien und der Türkei. Das Herzogtum Kurland erklärte sie für eine russische Provinz. Der Herrscher desselben, Herzog Biron, vermochte ihr keinen Widerstand zu leisten. Östreich zeigte sich der raubgierigen Katharina ganz ergeben und Preußen allein war zu schwach, den Raub zu hindern, obgleich es Friedrich Wilhelm lebhaft bedauerte, ein völlig deutsches Land von dem Vaterlande losgerissen und an Rußland gebracht zu sehen. Der kurländische Adel, der nicht russisch werden wollte, wurde aus dem Lande gejagt und seine Güter Katharinas Liebhabern übergeben.

Friedrich Wilhelm stand vor einer Entscheidung von größter Tragweite. Ließ er Katharina gewähren, so gelangte ganz Polen an Rußland, und die Existenz Preußens stand auf dem Spiel. Man hat es ihm bis heute nicht verziehen, daß er nicht durch Niederwerfung und Teilung Frankreichs sich für seine Kriegskosten schadlos hielt. Noch weit mehr würde man ihn verunglimpfen, wenn er die Wegnahme Polens geduldet und keinen Gewinn für sich durchgesetzt hätte. Nun gab es allerdings noch einen dritten Weg für ihn: er widersetzte sich der Teilung Polens. Dann hätte er aber noch gegen Rußland und Östreich Krieg führen müssen, obwohl er schon gegen Frankreich im Felde stand. Es wäre Wahnsinn gewesen, gleichzeitig gegen drei Großmächte Krieg zu führen, nur um das verrottete Reich der Polen, die noch dazu mit den Franzosen in Verbindung standen, über

Digitized by Google

Wasser zu halten. Preußen hat an Polen nie eine Stütze gefunden. Seit Jahrhunderten standen uns die Polen, gleich den Franzosen, feindlich gegenüber. Die Erbitterung gegen Preußen war gerade jetzt bei ihnen ebenso groß wie bei den Franzosen. Sie befanden sich gegen uns im Kriege, und da sie unfähig waren, ihre Selbstständigkeit zu behaupten, so konnte es Friedrich Wilhelm wohl mit seinem Gewissen vereinbaren, wenn er für seine Kosten die Hergabe eines Ländergebietes beanspruchte.

Ganz anders lag der Rechtszustand unter Friedrich II. Polen führte damals keinen Krieg gegen Preußen. Auch sträubte sich Maria Theresia, eine Teilung vorzunehmen, als Friedrich schon Rußland für seinen Teilungsplan gewonnen hatte. Friedrichs Vorgehen bleibt rechtswidrig. Dagegen steht Friedrich Wilhelm II. Polen gegenüber als ein rechtschaffener Herrscher da. König Wilhelm I. nahm das ganze Königreich Hannover mit demselben Recht in Besitz, wie sein Großvater einen Teil Polens.

Um das verschleierte Bild Friedrich Wilhelms in das rechte Licht zu setzen, kann ich es mir nicht versagen, die polnische Sache hier eingehender zu erörtern.

Bei seiner ersten Teilung (13. Januar 1773) verlor Polen $^2/_7$ seines Gebietes. Die Polen beschlossen, ihr Königreich sollte immer ein Wahlreich bleiben, in dem nur ein polnischer Edelmann zum Könige gewählt werden durfte. Der Sohn oder Enkel eines Königs sollte erst nach einem Zwischenraum von zwei Regierungen, also nach dem Tode des Vaters oder Großvaters, wählbar sein. Die Regierungsform blieb republikanisch. Die Polen hatten sich hierdurch die Möglichkeit, durch die Wahl eines mächtigen, auswärtigen Fürsten dem polnischen Reich aufzuhelfen, ganz abgeschnitten. Auch die Kräftigung durch Vererbung der Herrschaft in einer Familie war untersagt. Endlich wurde dem Eigenwillen

Digitized by Google

jedes wahlberechtigten Adeligen der weiteste Spielraum gelassen. Die Polen hatten das gewollt, und niemand redete ihnen darein. Polen umfaßte damals noch 10000 Quadratmeilen mit 8 Millionen Einwohnern. Preußen zählte nur 3500 Geviertmeilen und 5½ Millionen Bewohner.

Der jetzige König von Polen, Stanislaus Poniatowski, war der frühere Liebhaber Katharinas, mit der er noch immer in lebhaftem Verkehr stand. Augenblicklich bildete er mit seinen Anhängern die Mehrzahl im Volke. Später gewann jedoch die gegenrussische „patriotische" Partei das Übergewicht. Sie wollte sich von der russischen Vormundschaft befreien und mit Preußen ein Bündnis eingehen. Friedrich Wilhelm erklärte, er würde nur dann einen für ihn gefährlichen Bündnisvertrag mit Polen abschließen, wenn sie ihm Danzig abträten. Dieser Preis wurde nicht gewährt, obwohl Preußen einen Handelsvertrag anbot, der Polen große Vorteile einbrachte. Als 1790 der Krieg zwischen Preußen und Rußland auszubrechen drohte, befahl Friedrich Wilhelm die Verhandlungen über den Handelsvertrag von denen über das Bündnis zu sondern. Das letztere wurde nun am 29. März 1790 dahin abgeschlossen, daß beide Teile für den Fall eines gegen den einen oder den andern gerichteten Angriffs sich gegenseitigen Beistand zusicherten. Die Polen thaten jedoch nichts, um für Preußen, wenn es zum Kriege gegen Rußland gekommen wäre, irgend eine Mitwirkung vorzubereiten. Friedrich Wilhelm sah damals schon, wie wenig auf Polen zu rechnen sei. Es kam nur, wenn es ihn brauchte.

Die patriotische Partei wühlte nun so lange, bis die alte Verfassung umgestoßen wurde. Friedrich Wilhelm bezeigte dem König Stanislaus auf dessen Mitteilung von der neuen Verfassung seine Teilnahme. Den Wert dieser diplomatischen Höflichkeit weit überschätzend, hielt sich die gegenrussische Partei nunmehr unter dem vermeintlichen Schutze

Digitized by Google

Preußens sicher. Dennoch fürchtete sich Stanislaus, der seit 30 Jahren das Joch seiner Gebieterin trug, vor dem Zorne Katharinas. Anstatt Befestigungen anzulegen, das Heer in schlagfertigen Stand zu setzen und die Parteiungen im Innern niederzuhalten, trieb er schöne Künste zu Hause. Kaum hatte Katharina durch den Frieden von Jassy freie Hand erhalten, so intrigierte sie von neuem. Eine Reihe polnischer Grafen unter ihnen Felix Potocki, der gern König werden wollte, bildeten gegen die neue Verfassung die Konföderation zu Targowice. 50000 Russen rückten nun in Polen ein. Anstatt jetzt gegen die militärische Unfähigkeit und leicht zu durchschauende Zweideutigkeit des Königs Stanislaus energische Anstalten zu treffen, beharrte der Reichstag in Unthätigkeit. Stanislaus rief nun den König von Preußen um Hülfe an. Dieser antwortete: „Ich weiß nicht, welcher Partei ich helfen soll. Ihre Republik hat sich eine Verfassung gegeben, ohne mein Wissen und Zuthun. Ich habe zwar mit Ruhe ihren Parteiungen zugesehen, aber es ist mir nie eingefallen, Ihre neue Verfassung zu befördern oder in Schutz zu nehmen. Ich habe vielmehr durch Lucchesini vorausgesagt, daß Ihre Drohungen die Empfindlichkeit der Kaiserin reizen und Ihnen die Übel, welche Sie vermeiden konnten, zuziehen würden. So gerne ich Ew. Majestät helfen möchte, so werden Sie doch selbst zugeben, daß die Lage der Dinge seit der Allianz, die ich mit der Republik geschlossen, völlig verändert ist, daß die jetzige Konjunktur, welche erst nach jenem Traktate entstanden ist, gar keine Anwendung auf die darin ausgemachten Verpflichtungen leidet, und daß es mir nicht zukommt, mich dem jetzigen Angriffe auf E. M. zu widersetzen. Wenn die patriotische Partei aber geraden Weges umkehren will, so werde ich mich bereit finden lassen, mich über andere Maßregeln mit Ihnen zu verständigen, um Ihrer Republik die Ruhe wieder zu geben."

Digitized by Google

Mit Unrecht hat man Friedrich Wilhelm des Treubruchs beschuldigt. Er hatte mit der jetzt herrschenden revolutionären Partei kein Bündnis geschlossen. Er würde ebenso wenig dem Hülferuf des revolutionären Frankreich jetzt entsprochen haben, wenn er mit Frankreich in einem Bündnisse gestanden hätte. Mit Recht sagt A. Menzel (Gesch. der Deutschen VII., 2. S. 133): „Denjenigen Teil der Schuld, welcher an der Auflösung Polens den Polen selbst zur Last fällt, hat man Friedrich Wilhelm II. zugeschoben. Da zur Zeit des Geschehens bei dem Mangel politischer Schreibfreiheit Vieles unerörtert blieb und nachträgliche Erörterungen im Geräusch anderer Weltbegebenheiten überhört wurden, so ist der Sachverhalt gänzlich verdunkelt und auch von preußischen Geschichtsschreibern mit Unrecht zu Ungunsten des preußischen Königs dargestellt worden."

Jeder, der ehrlich dachte, mußte zugeben, daß Friedrich Wilhelm durch sein Einschreiten in Polen als ein weiser und entschlossener, als ein rechtschaffener und weitsichtiger Herrscher gehandelt hatte. Es soll nicht bestritten werden, daß es in Polen zu keiner Zeit an tapferen Helden gefehlt hat, welche für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes treu bis zum Tode gefochten haben, zu keiner Zeit aber auch an Verrätern. Die Tapferkeit des Generals von Kosziusko bleibt unvergessen. Im Vertrauen, der König Stanislaus und die Patrioten würden ihn unterstützen, warf er sich mit 4000 Mann 18000 Russen entgegen und schlug sie zurück. Allein schon damals stand Stanislaus auf der Seite der Verräter, unterhandelte mit Katharina und machte ihr den Vorschlag, ihren Sohn Konstantin zu seinem Nachfolger zu ernennen. Die vor 20 Jahren zu Preußen gekommenen polnischen Gebiete sollten jetzt von Preußen losgerissen und mit Polen vereinigt werden. Es wurde erwiesen, daß geheime Verbindungen in Polen mit der Pariser Schreckensherrschaft bestanden, um

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF Digitized by Google

Preußen zu stürzen. Das durfte Friedrich Wilhelm nicht geschehen lassen. Zum Schutze seiner bedrohten Grenzlande rückte er in Polen ein. Wie eine Bekanntmachung vom 16. Januar 1793 besagte, geschah dies, weil in Folge innerer Unruhen die eine Partei Rußlands Beistand, die andere die unter sich uneinigen Patrioten anrief. Die letzteren hätten versucht, preußische Landesteile von Preußen loszureißen. Was eine Sühne erheische, sei die Verbindung mit der französischen Rotte, welche in Polen unheilvollen Eingang gefunden hatte. Danzig wurde überführt, daß es an Frankreich Getreide und Waffen geliefert und sich auch sonst als Feind Preußens bethätigt hatte.

Es zeigte sich, daß Polen dem preußischen Staate ebenso feindlich entgegentrat wie Frankreich. Die Polen waren die Herausfordernden, gegen welche Friedrich Wilhelm jetzt nach dem Kriegsrechte verfuhr. Am 26. März 1793 wurde die Besatzung Danzigs nach energischem Widerstand entwaffnet, und am 3. Mai erfolgte die Huldigung der Woiwodschaften Posen, Gnesen, Kalisch, Sitradien, Rava, Cujawien und Thorn.

„Die Klubs in Warschau", sagte Katharina, „sind mit den Pariser Jakobinern zu meinem Sturze im Bunde. Die Mächte, deren Staaten an Polen grenzen, können solche Werkstätten sich stets wiederholender Empörung nicht dulden." Der französische Gesandte mußte Warschau verlassen, und über Polen wurde nun die zweite Teilung verhängt. Preußen erhielt 1060 Quadratmeilen mit 1100000 Einwohnern. Rußland nahm 4553 Quadratmeilen mit 3100000 Bewohnern in seine Herrschaft. Polen behielt jetzt nur noch 4000 Geviertmeilen mit 3500000 Einwohnern.

Gedemütigt durch so viele Schmach, wollte Stanislaus die Krone niederlegen, allein Katharina gab es nicht zu. Er mußte sich zum Reichstage nach Grodno begeben, um denselben zur Annahme der preußisch-russischen Vorschläge zu veranlassen

Digitized by Google

Unvermögend, sich denselben mit Erfolg zu widersetzen, beendigte am 24. November der Reichstag seine Sitzungen. In Paris erschien vor dem französischen Nationalkonvent eine polnische Abordnung, welche feierlich die Erklärung abgab, daß die ganze polnische Nation die jakobinischen Grundsätze teile. Die französischen Schreckensmänner ernannten Kosziusko zu ihrem Ehrenbürger. Die Annahme dieser „Ehre" berechtigte zu dem Schluß, daß das republikanische Polen nach wie vor dem monarchischen Preußen feindlich gegenüberstehe.

Gegen Frankreich im Jahre 1793.

Der Tod Ludwigs brachte eine merkliche Änderung in der Stimmung der Engländer hervor. Das Mitleid mit dem Königshause ertötete zwar nicht den alten Nationalhaß, aber das Volk tadelte es, daß das freie England sich zum Vorkämpfer für den Despotismus gegen die Freiheit in Frankreich hergebe. Offener Unwille wurde laut, als das Parlament aufgefordert wurde, neue Kriegssteuern zu bewilligen und zum zweitenmal die hohen Schulden des Prinzen von Wales (nachherigen König Georg IV.) zu bezahlen. Dieser Prinz verpraßte mit seinen Mätressen Millionen. Er war ein Verschwender, Säufer und Schlemmer ersten Ranges. Wein und Rum trank er maßweise. Dabei spielte er um hohe Summen und hatte die größte Freude, wenn er die Genossen seiner Lüderlichkeit ausplündern konnte. Mehrere derselben ließ er in Armut sterben, ohne ihnen zu helfen. Er war herzlos, stolz, selbstsüchtig und so gebieterisch, daß er selbst in der Trunkenheit von jedem verlangte, ihn mit Majestät anzureden. Sittlich völlig verwahrlost, hatte er Umgang mit den lasterhaftesten Frauen. 1795 heiratete er eine Prinzeß von Braunschweig ohne sie zu lieben, nur auf Befehl der Eltern, um legitime Nachkommen zu erzielen. Gleich nach der Trauung lief er

Digitized by Google

von ihr weg und trank sich einen Rausch an, daß er drei Tage nicht nüchtern wurde. Obwohl die Ehe mit einer Tochter gesegnet wurde, blieben die Gatten getrennt. Er lebte bei seinen Mätressen und setzte seine Schwelgereien fort.

Sein Vater, Georg III., wurde später wahnsinnig. Daß dieses Fürstenhaus, als Gegner des mit Leidenschaft kämpfenden Frankreich, nicht viel ausrichtete, ist leicht einzusehen. Einen hohen Wert konnte dieser Bundesgenosse für Friedrich Wilhelm nicht haben. England führte den Krieg gegen Frankreich nur zum Schutze seines Handels. Alles übrige war ihm, wenn es sein Geldinteresse nicht berührte, von geringer Bedeutung.

Das Verlangen nach einer Entscheidung in dem Kampfe gegen Frankreich war auch bei den übrigen Bundesgenossen zurückgedrängt durch die Macht ihrer Sonderinteressen. Gern hätte Friedrich Wilhelm durch ein kräftiges Vorgehen diesen widerwärtigen Kampf beendet, aber er überzeugte sich immer mehr, daß ihn die Hauptmächte Östreich und England lässig und die deutschen Kleinstaaten garnicht unterstützen. Im Januar 1793 hatte er die Festung Mainz cerniert, und am 19. März marschierten die Franzosen über Kreuznach-Alzey-Worms nach Landau. Am 30. März plünderten sie die ganze Umgegend von Altleiningen, aber die Preußen folgten ihnen auf dem Fuße. Als durch sie das Land von den Franzosen gesäubert wurde, und überdies noch am 22. Juli 1793 Mainz sich den Preußen ergeben hatte, empfing man den König überall als den Befreier des Landes.

Die „Vossische Zeitung“ vom 24. August 1793 berichtet: „Oppenheim, den 11. August 1793. Gestern Abend um 5 Uhr fuhren S. M. der König von Preußen von Türkheim nach dem Bergschloß Hartenburg. Bei der Annäherung des Monarchen ertönte eine frohe Musik und das durch ihn gerettete und von Deutschlands Feinden befreite Volk bezeugte ihm seine

Digitized by Google

Freude durch allgemeines Vivatrufen. Am Fuße des Berges wurde der huldreiche König von dem Fürsten bewillkommnet und dessen fünfjähriger Prinz überreichte ihm einen Lorbeerkranz. Die Güte, mit welcher der König den Dank der Bevölkerung entgegennahm, rührte alle Anwesenden, so daß ihm überall dankbare Thränen flossen."

Friedrich Wilhelm trat allerorten für das rasche militärische Handeln ein. Das deutsche Volk hat dies wohl erkannt und durch Dankesbezeugungen gewürdigt. Nur seinem Eingreifen ist es zuzuschreiben, daß die bedeutendste Schlacht von 1793, bei Pirmasens, sich zu Gunsten der Verbündeten entschied. Er handelte jedoch klug und gerecht, wenn er die Interessen seines Volkes in den Vordergrund stellte. Es war ihm nicht zuzumuten, den schweren Krieg, den er zunächst nicht für seinen Staat, sondern für andere führte, allein und auf seine Kosten fortzusetzen. Dennoch blieb bei ihm der ritterliche Eifer, seinen Verbündeten nicht im Stiche zu lassen, stärker als der Unmut über den östreichischen Feldherrn Wurmser. „Ungeachtet das Benehmen des Grafen Wurmser," schrieb er, „unverantwortlich ist, wird mich dieses nicht bewegen, das allgemeine Beste aus den Augen zu setzen."

Am 29. September verließ der König die Armee, um sich nach Berlin und demnächst nach Polen zu begeben. Es war dies längst eine beschlossene Sache, in deren Geheimnis aber nur wenige eingeweiht waren. Der Schlüssel hierzu lag in den polnischen Angelegenheiten. Mit Wehmut sah man den König scheiden. „Hinge es von mir ab," schrieb Graf Schulenburg, „den Plan zu entwerfen, wie Preußen sich in der gegenwärtigen Lage zu verhalten hätte, so würde die Armee die französischen Grenzen jetzt verlassen, um sich gegen jedermann, der uns zu attakieren Lust hätte, in Positur zu setzen. Auf diese Weise zögen wir uns auf der einen Seite aus einem verderblichen Spiel, verbesserten vielleicht die Lage

Digitized by Google

unserer polnischen Angelegenheiten und retteten unser Ansehen in Europa. Dieser Schritt würde die Höfe zum Nachdenken bringen und niemand sollte uns hinter das Licht führen." Auch der General von Tauenzien, der die Dinge ohne diplomatische Seitengedanken einfach als Soldat und Patriot ansah, schrieb unmutig: „Die Welt urteilt nach dem Schein. Jeder fragt, was macht der König von Preußen mit seiner großen Armee? Und niemand weiß, weshalb wir nicht mehr ausrichten. Ich gestehe, daß ich nicht absehe, weshalb der König jetzt nach Berlin geht."

Friedrich Wilhelm verfolgte neben anderen Zwecken eine kriegerische Demonstration: Die Welt sollte sehen, daß er nötigenfalls das Lager am Rhein verlassen würde, um seine Interessen in Polen zu verfechten. Seine Reise war eine Art Absagebrief an die Verbündeten. Er schrieb diesen jedoch: „Er werde nicht unterlassen, durch persönliche Teilnahme an einem bevorstehenden Angriff bis zuletzt seine Anhänglichkeit an die Sache seiner Verbündeten zu bethätigen. Für jetzt scheide er aber von dem Kriegsschauplatze mit wenig Hoffnung auf Erfolge, denn es scheine ihm leider unzweifelhaft, daß das Verfahren Wurmsers seine feste Stütze habe."

Die die Macht habende Partei unter den Franzosen hatte sich inzwischen durch die Guillotine ihrer Gegner entledigt. Sie schuf jetzt eine fast allmächtige Regierungsgewalt, die sie selber die „Organisation des Schreckens" nannte. Das Massenaufgebot, die unbeschränkte Requisition aller Hülfsmittel, gewaltige Rüstungen an Waffen und Munition, erzwungene Anleihen, Einschüchterungen aller Lässigen und Widerstrebenden durch die Guillotine gaben der herrschenden Partei eine Gewalt, wie sie nie eine Regierung besessen und geübt hat. Der blutige Schrecken im Innern lenkte zugleich die Thätigkeit aller besseren Elemente nach außen, wo diese Fülle von Kräften in Cornot ihren Leiter und Organisator fand.

Digitized by Google

Während man dem Volke ein Traumbild von Freiheit und Glückseligkeit vorhielt, herrschte in ganz Frankreich die unerhörteste Tyrannei. In jenen Tagen des August 1793, als das Heeresaufgebot des ganzen Volkes organisiert wurde, beschloß der Konvent, zur Vernichtung aller inneren Feinde, das Dekret gegen die Verdächtigen. Jeder galt als verdächtig, dessen Stand, Bildung, Reichtum, Verwandtschaft nicht zu den Empörern paßte, wenn er auch sonst nichts gegen die Republik verbrochen hatte. Verdächtig war jeder, der sich fürchtete, jeder, der Mitleid mit den hingeschlachteten Opfern zeigte, der seine ermordeten Verwandten beweinte, jeder, der einen ihn angebenden Neider hatte, jeder, der irgend einem herrschenden Demagogen nicht gefiel. Infolge dieser Maßregel waren bald alle Gefängnisse überfüllt, denn nicht jeder hatte ein galgenmäßiges Gesicht. Um die Kerker zu leeren, verfuhr man summarisch. Man errichtete ein Henkerheer, das mit einer ambulanten Guillotine von Ort zu Ort fuhr, und ohne Verhör die Hinrichtungen beschleunigte. Es gab keinen Schutz, kein Entfliehen. An jeder Hausthür mußten bei Todesstrafe die Namen der Bewohner angeschrieben stehen. Wer keinen Paß bei sich führte, konnte nicht zum nächsten Dorfe gelangen, er war sogleich verhaftet.

In Nantes gab es eine Ordnungspartei, welche zu bestrafen der Unmensch Karrier abgeschickt wurde. Obwohl er ein starkes Henkerkorps dorthin führte, von dem jeder täglich 10 Francs erhielt, konnte es eine Guillotine nicht schaffen, täglich 200 Köpfe abzuschlagen. Er ordnete daher die „Ersäufungen" an. Er ließ nämlich Schiffe auf der Loire verfertigen, die sich unten öffneten, so daß die Opfer spurlos im Wasser verschwanden. Den Anfang machten 90 Pfarrer. Bei der zweiten Öffnung ertranken 129, bei der dritten 800, bei der vierten 400 Personen, und sofort bis zur 23. Öffnung. 600 Kinder befanden sich unter ihnen. Karrier

Digitized by Google

besaß ein prächtiges Luftschiff, auf dem er mit seinen Mätressen umherfuhr und heiter dem schrecklichen Schauspiel zusah.

In Paris wurden die zum Tode Verurteilten nicht mehr beköstigt. In einem Kerker lagen 1500 Frauen ohne Speise und Trank zwei Tage, ehe man sie hinschlachtete.

Lyon zählte damals 200000 Menschen. Ein Heer von Gesindel mit einer Guillotine zog in die Stadt. Doch die Bürger wehrten sich und köpften die Rädelsführer. Dafür schwur der Konvent Rache. Bald umzingelte ein großes Mörderheer die Stadt, welche zerstört werden sollte. Die Guillotine blieb unaufhörlich in Thätigkeit. Als dies zu lange währte, band man die Bewohner in Haufen zusammen und schoß mit Kanonen auf sie. Diese Hinrichtung dauerte den ganzen Winter hindurch bis zum Frühjahr.

In Bordeaux, Marseille, Toulon, und anderen Städten wütete die Guillotine in gleicher Weise. Schrecklich stieg die Hungersnot in Paris. Man raubte und plünderte, um sich zu sättigen. Alle Personen des alten Hofes, alle früheren Minister, die nicht ins Ausland geflüchtet waren, wurden geköpft. Täglich übergab man ganze Scharen von vonehmen Leuten dem Blutgerüst, während die entleerten Gefängnisse immer wieder gefüllt wurden. Unter den Ministern steht als das edelste Opfer der greise Malesherbes da, der seinen König zu verteidigen den Mut gehabt hatte. Als er beim Gang aus dem Kerker stolperte, sagte er heiter: „Ein Römer hätte das für ein böses Omen gehalten und wäre umgekehrt.“ Er starb gottergeben mit seinen Kindern und Enkeln, die zu gleicher Zeit hingerichtet wurden. „Ich freue mich, vereint mit den Meinen bald Gottes Antlitz zu schauen,“ sagte er auf dem Schaffot. Viele berühmte Männer starben mit großer Fassung. Der Pöbel litt es nicht, daß der greise Bailly auf dem Marsfelde, wo die Guillotine stand, hingerichtet wurde, da er hier als Maire von Paris auf das Gesindel hatte schießen

Digitized by Google

lassen. Der alte Mann mußte daher mit auf den Rücken gebundenen Händen vier Stunden lang in Kälte und Regen stehen, bis die Guillotine anderswo hergerichtet war. Als er das Schaffot betrat, schlug ihm ein Henkersknecht ins Gesicht und sagte: „Du zitterst, Bailly!" „Ja, vor Kälte," erwiderte der Greis mit Würde.

Mit der Autorität der Kirche ging es schnell zu Ende. Am 12. August 1793 fiel das Verbot der Priesterehe, und am 22. verlangte eine Abordnung der Lehrer die Abschaffung des Gebets zu „einem sogenannten Gott". Man plünderte alle Kirchen. Auf den Kanzeln forderte man Gott heraus, er solle sich wehren, wenn er existiere. Mit Bischofsmützen und Priesterornaten bekleidet zogen schändliche Weiber durch die Straßen. Der Gottesdienst hörte im ganzen Lande auf. Keine Taufe, Abendmahlsfeier oder Trauung wurde vollzogen. Nur die Begräbnisse wurden noch mit Pomp, aber nicht kirchlich, begangen. Über die Kirchhofsthüren brachte man eine Tafel mit der Aufschrift an: „Ewiger Schlaf," weil es ein Auferstehen nicht mehr geben sollte.

Alle diese satanischen Greuel befahl Robespierre nicht aus Blutgier, sondern aus Fanatismus. Überzeugt von der Pflichtmäßigkeit seines Handelns dachte er nicht daran, auch nur ein einziges seiner Opfer zu beklagen. Durch die blutigste Schreckensgewalt wurde unter ihm aller Widerstand unterdrückt. Aus den Verwegensten unter den Machthabern bildete sich ein „Wohlfahrtsausschuß" mit unbeschränkter Gewalt. „Sie gebieten ohne Einschränkung über Leben, Freiheit und Eigentum. Sie haben neben sich ein Gericht ohne Formen, ohne Prozeß, ohne Verteidigung, ohne Appellation. Wenn sie gebieten, muß jeder zur Armee gehen und alles für den Staat hergeben. Die Weigerung büßt er mit dem Tode. Wo sie erscheinen, hört jede Lokal-Autorität, jedes Gesetz auf. Ihr Wort ist Gesetz."

Digitized by Google

Wurde hierdurch jeder Widerstand im Innern unterdrückt, so bot man gegen die auswärtigen Feinde mit gleich roher Willkür die gesamte Volkskraft auf. „Ganz Frankreich", hieß es, „wird ein Kriegslager, jeder Franzose Soldat. Sobald die Sturmglocke erschallt, greift alles zu den Waffen gegen die fremden Tyrannenknechte. Unverheiratete ziehen an die Grenzen, Verheiratete schmieden Waffen und führen Lebensmittel herbei. Die Weiber verfertigen Kleider und Zelte, Kinder zupfen Charpie, Greise beleben durch Reden auf öffentlichen Plätzen den Mut der wegziehenden Krieger."

Die ungeübten französischen Soldaten erlernten allmählich das Kriegshandwerk aus der Praxis. Sie schufen sich eine Taktik, wie sie ihren Verhältnissen entsprach. Es wurde bei ihnen System, vieles und gut bedientes Geschütz schon aus großer Entfernung auf die Hauptangriffspunkte des Feindes zu richten und unter dem Schutze dieses Feuers ihre ungeübten Truppen vorwärts zu bringen. Verschwendung der Munition hatten sie nicht hoch anzuschlagen. Auch die Opfer an Menschen hatten bei ihrem satanischen System nicht viel zu bedeuten. Der Teufel weiß auch, daß er dem Recht unterliegt. Aber er will nicht das Recht und das Leben. Er wütet für sein eigenes Verderben. Der Kampf der Franzosen gründete sich nicht auf Vaterlandsliebe, sondern auf den Haß gegen jede göttliche und menschliche Ordnung. Es war bei ihnen nicht Unkenntnis der Dinge oder ein Dulden von unabwendbaren Drangsalen, sondern eine vorsätzliche Vernichtung des Rechts, eine dämonische Wut zuerst gegen die eigene Nation, die eigenen Brüder, Kinder, Volksgenossen, dann gegen die benachbarten Völker, zuletzt gegen die ganze Welt. Wer in Einfalt in der Bibel nachforscht, der wird nicht darüber im Zweifel sein, daß der letzte Kampf des Satans hier vorgebildet ist. Die Weisen dieser Welt sagen freilich, der Teufel wird noch lange nicht aus dem Himmel hinausgeworfen. Sie behaupten, es

Digitized by Google

wäre besser gewesen, wenn Friedrich Wilhelm sich um Frankreich garnicht gekümmert hätte. Nach ihnen hätte man den vulkanischen Ausbruch des dämonischen Geistes lokalisieren sollen. Aber das Vorbild des Antichrist, Napoleon, ist erst aus dem Hexenkessel Frankreichs hervorgegangen. Der Kampf gegen ihn ist verordnet. Es war unmöglich und wird wieder unmöglich sein, ihm müßig zuzusehen. Friedrich Wilhelm erkannte, daß eine finstere Macht heraufzog, gegen welche er nicht neutral bleiben dürfe. Gleich bei seinem Regierungsantritt hatte er sich in Widerspruch gesetzt gegen die Anhänger des französischen Kultus und damit ihre Gunst eingebüßt. Die Dinge von dem Kommen des Reiches Gottes, sowie die diesen vorhergehenden Drangsale des Fürsten dieser Welt beschäftigten seine Seele, und deshalb schalt man ihn einen Rosenkreuzer. Die Bestätigung seiner Überzeugung fand er in dem Meer französischen Blutes. Er erkannte, wes Geistes Kind die furchtbaren Greuel der Revolution waren. In Aktenstücken ist das natürlich nicht niedergelegt.

Friedrich Wilhelm hatte das bestimmte Gefühl, daß Preußen und Östreich im festen Bunde zusammen stehen müssen gegen eine neue, unheimliche Macht, die überall vorhanden war, aber in Paris ihren glutvollen Herd besaß. Seine Bündnisthat bleibt ein großes Vorbild, eine ruhmvolle Herrscherhandlung. Seine Einsicht ging nicht fehl, aber die Einsicht ist noch nicht die Ausführung. Nicht der Gedanke eines Bundeskrieges gegen Frankreich war falsch, sondern die mangelhafte Ausführung, die er aber nicht verschuldete,

Der französische Krieg von 1794.

Der Übermut der Franzosen steigerte sich ins Ungemessene. Ihre prahlenden Siegesberichte schilderten die Todesverachtung ihrer Streiter in glänzendem Lichte. Die Schreckenszustände

Digitized by Google

sollten aber unter allen Umständen fortgesetzt werden. Der Friede, als der erste Schritt zur Rückkehr geordneter Verhältnisse, erschütterte die Macht der Gewalthaber und Mörderbanden. Sie gewöhnten sich an das Meer von Blut und das Todesröcheln ihrer Mitmenschen. Der Terrorismus hatte alle Parteien zermalmt, Lyon und Toulon überwältigt, ganz Frankreich unter eine riesenhafte Rüstung gebracht. Jetzt galt es nicht mehr dem Nachgehen des friedlichen Berufs: eine Welt sollte erobert und der Tyrannei dieser Gewalthaber dienstbar gemacht werden.

Wie ganz anders sah es im Lager der Verbündeten aus! Noch hielt zwar Friedrich Wilhelm den Gedanken von einem Rücktritt fern, aber darüber schwieg er nicht, daß er die Kriegslast nicht allein tragen und den Riesenkampf so nicht fortsetzen könne. Ohne eine wirksame Unterstützung mit Geld wollte er nur noch sein Reichskontingent, sonst aber keinen Mann mehr ins Feld stellen. Jetzt wollten die deutschen Kleinstaaten nicht einige Millionen hergeben, dafür aber nahmen ihnen die Franzosen später viele hunderte von Millionen ab. Ebenso kleinlich und geizig bezeigten sich die Holländer und Engländer. Als Friedrich Wilhelm Ende 1793 den Grafen Lucchesini nach Wien sandte, um für die Bereitstellung größerer Mittel zu wirken, that man dort so, als wäre es nur ein Kunstgriff des Königs, daß er seinen Rücktritt durchblicken ließ. „Was diese Unterhandlungen angeht," schrieb Friedrich Wilhelm, „so kann man fest darauf zählen, daß, wie auch der Ausgang sein möge, ich von den Grundsätzen nicht abweichen werde, die mir durch die Notwendigkeit und durch die Liebe zu meinen Unterthanen auferlegt sind."

Der König von England nahm sich sogar heraus, seinen Gesandten Malmesbury zu beauftragen, er möge dem König, den er für einen Christ und Illuminanten halte, recht eindringlich ins Gewissen reden, daß er dem von ihm ein-

Digitized by Google

gegangenen Vertrage nachkomme. Er hatte einen wunderlichen Begriff von den Illuminaten. Nach seiner Ansicht war der König auch dann an den Vertrag gebunden, wenn England ihm die vertragsmäßigen Gelder vorenthielt.

Im Dezember 1793 hatte Malmesbury mit Friedrich Wilhelm die erste Unterredung. Auf dem weiten Wege von London nach Berlin hatte man ihm von Liebeshändeln und Intrigen am preußischen Hofe erzählt. Die Aufzeichnungen, die er hierüber hinterlassen hat, sind eine Blumenlese aller der Klatschereien über das Hofleben, welche die hohen Kreise damals zu ihrem Unterhaltungsstoffe wählten. In der Erwartung, es bedürfe nur einer geschickten Einwirkung auf Favoritinnen und Günstlinge, um den preußischen Hof zu überwinden, fand er sich getäuscht. Friedrich Wilhelm trat ihm als ein energischer und besonnener Herrscher gegenüber, der ihm mit tiefer Einsicht die politische Weltlage darlegte und auch nicht um einen Zoll von seiner Stellung zurückwich.

Auch dem östreichischen Gesandten, der bald darauf eine Audienz hatte, erklärte Friedrich Wilhelm, er wolle zwar nicht von dem Bunde zurücktreten, aber es fehlten ihm — das versichere er auf sein königliches Ehrenwort — die Geldmittel zu einem neuen Feldzuge. Neue Steuern wolle er nicht auflegen, und eine Anleihe vertrage sich nicht mit seinem Staate. Er erbot sich, 100 000 Mann ins Feld zu stellen, wenn die Verbündeten drei Vierteile der Kosten aufbrächten. Das geschulte und wohlgerüstete Heer Preußens schätzten und begehrten die Mächte, aber die Verpflegung mochten sie nicht für die Dauer des Krieges übernehmen. Die Gesandten verabschiedeten sich mit dem Bemerken, hierzu besäßen sie keine Vollmacht.

Friedrich Wilhelm wandte sich an die sechs vorderen Reichskreise und an Bayern, fand aber auch hier keine Unterstützung. Dem bayrischen Kurfürsten stellte Friedrich Wilhelm ein-

Digitized by Google

dringlich vor, daß sein Staat seit einem halben Jahrhundert im Frieden lebe, daß Bayern an sich ein reiches Land sei und daß „ein einziger Überfall unendlich mehr kosten würde, als seine Forderung. Wer sieht nicht, daß man alsdann zu spät bereuen wird, sich ein so großes Ungemach zugezogen zu haben, weil man das kleine zu übernehmen sich weigerte?“ Auch diese Vorstellung blieb erfolglos. Als 1796 die Moreauschen Truppen Bayern überschwemmten und seine Bewohner peinigten, mußte das Land hundertfältig dasjenige hergeben, was es jetzt zu geben versagte.

Diese Gesinnung und Uneinigkeit der Verbündeten veranlaßten den Herzog von Braunschweig, im Januar 1794 den Oberbefehl niederzulegen. „Mein sehnlichster Wunsch“, schrieb er, „das mir anvertraute Kommando niederzulegen, gründet sich auf die Erfahrung, daß alle in den letzten zwei Kampagnen getroffenen Maßregeln durch Mangel an Einverständnis, durch Egoismus, Kabalen und Mißtrauen vereitelt worden sind. Es macht mir tiefen Kummer, daß ich durch die Schuld anderer in meine schlechte Lage gesetzt worden bin, und ich fühle die Wahrheit, daß die Welt die Generale nur nach dem Erfolg beurteilt, in ihrer ganzen Bitterkeit. Alle Vorwürfe werden auf mich fallen, und man wird den Unschuldigen mit dem Schuldigen verwechseln. Diese Unfälle würden mich aber nicht vermocht haben, einer Laufbahn zu entsagen, die das Studium meines Lebens gewesen ist. Wenn man aber alle Früchte seines Fleißes verloren sieht, wenn keine Hoffnung bleibt, den Zweck des Feldzuges zu erreichen, was bleibt dann einem Manne, der E. M. ganz ergeben ist, noch übrig, als sich den bestimmt zu erwartenden Unglücksfällen nicht weiter auszusetzen? Die die Mächte entzweienden Ursachen dauern fort. Es werden Verlegenheiten aller Art eintreten. Ich bin nicht gegen den Krieg und thue diesen Schritt nicht, um dem Krieg zu entgehen, allein ich

Digitized by Google

fürchte die Schande, weil die anderen Generale ihre vielen Fehler mir zur Last legen werden und ich nicht nach meinen Ansichten handeln kann. E. M. geruhen, sich zu erinnern, daß ich die Ehre hatte, Ihnen bei Eschweiler einen Vortrag zu halten. Meine Besorgnisse haben sich leider erfüllt. Ich kann jetzt nichts Gutes mehr wirken und bitte E. M., mir einen Nachfolger zu ernennen. Ich wünsche E. M. das höchste Wohlergehen und werde in Ihrem Ruhme selbst glücklich sein." Diejenigen, welche mit dem Herzoge den Krieg gegen Frankreich mißbilligten und ein Bündnis mit diesem für richtiger ansahen, hofften, der König werde sich durch des Herzogs Abgang und Unglücksprophezeihungen bestimmen lassen, sich von dem Kaiser loszusagen. Allein Friedrich Wilhelm blieb in den, von ihm als richtig erkannten Gleisen und übertrug dem Feldmarschall von Möllendorff den Oberbefehl.

Der Herzog verließ das Heer mit schwerem Herzen, wie sein Schreiben an den Prinzen Ludwig zeigt: „Er setze seine Hoffnung auf ihn und sei überzeugt, daß ihn, den Prinzen, die Geschichte dereinst den großen Männern zuzählen werde." Auch diese Prophezeihung ging nicht in Erfüllung. Möllendorff war allen erwünschter als der Herzog, da er nicht den Anspruch erhob, eine politische Rolle spielen zu wollen. Er übernahm das Kommando unter den schwierigsten Verhältnissen. Durch einige kraftvolle Schläge sollte er jetzt die Entscheidung herbeiführen.

Am 23. Mai griff Möllendorff die Franzosen an. Von Kusel und Meisenheim bis an den Rhein dehnten sich seine Reihen aus. Mit großer Sicherheit geschah der Angriff. Die Linien der Franzosen wurden nach tapferstem Widerstande durchbrochen und Kaiserslautern in Besitz genommen. Bis hinter die Saar trieb Möllendorff die Feinde zurück. Blücher schlug mit seinen Husaren mehrere Infanterieregimenter und machte 400 Gefangene. Der König verlieh ihm das Regiment

Digitized by Google

Graf Goltz, „welches er so tapfer geführt hat, und bei welchem er auch ferner wesentliche Dienste zu leisten nicht verfehlen wird.“

So war das französische Heer vom Haardtgebirge weggedrängt, auf die Vogesen zurückgetrieben, Kaiserslautern und Zweibrücken genommen und dieselben Stellungen wieder erobert, welche die Preußen vor einem Jahre inne gehabt hatten. Daß der Erfolg nicht besser ausgenutzt wurde, war nicht die Schuld des Heeres und des Königs, sondern der diplomatischen Gewebe, von welchen alle kriegerischen Operationen aufs unheilvollste umflochten waren.

Im November brachen 200 000 Mann der Möllendorffschen Armee vom Rheine auf, um nach Polen zu marschieren. Wütend hierüber schrieb Malmesbury nach London: „Auf Berlin ist nicht mehr zu rechnen. Haugwitz bedeutet garnichts. Lucchesini herrscht despotisch. Möllendorff ist altersschwach. Seine Talente, sein Geist ist dahin, nichts ist zurückgeblieben, als seine Eitelkeit und seine Niederträchtigkeit. Alle höheren Offiziere sind erbost, und viele von ihnen haben jakobinische Neigungen. Kalckreuth ist so erbärmlich nachlässig, daß ihm allein der Verlust Triers zur Last fällt.“

Dem Zornausbruch Englands folgte ein Klagebrief des Kaisers. „Jetzt ist das Elend so groß, daß, wenn die Reichsstände dem Eindringen des Feindes nicht eine allgemeine Volksbewaffnung entgegenstellen, das Reich seine letzten Kräfte nutzlos zersplittern wird.“

Dieselben traurigen Erfahrungen wie bei den Reichsständen machte der Kaiser bei den, aus spanischer Erbschaft dem Hause Östreich wieder zugefallenen Niederländern. Diese waren durchaus nicht geneigt, ihr Geld und Blut dazu herzugeben, daß ihnen das schon einmal abgeworfene Joch von neuem aufgelegt werde. Sie hießen die Franzosen mehr willkommen als die Östreicher. Es war natürlich, daß Friedrich

Digitized by Google

Wilhelm kein Geld dafür hergeben wollte, um das Gebiet der Niederländer für Östreich zurückerobern zu helfen.

In jener Zeit befand sich der König bei seinem Heere im Lager vor Warschau, zu dessen Erstürmung Vorbereitungen getroffen wurden. Obwohl es hier seiner ganzen Thatkraft bedurfte, gab er doch den Gedanken nicht auf, später an dem französischen Kriege wieder persönlich teilzunehmen. Keineswegs stand die Friedenspartei, zu der auch der ehemalige Minister Graf Hertzberg gehörte, bei ihm in gutem Ansehen. Dieser fühlte sich gedrungen, in drei Briefen dem Könige seine Ansichten mitzuteilen. Preußen hätte die zweite Teilung Polens nie zugeben sollen. Die erste Teilung, die er selbst ins Werk gesetzt habe, sei gerechtfertigt gewesen. Wenn der König dieselbe Politik wie sein Vorgänger befolgt hätte, so würde er ihm Danzig leichter verschafft haben. Er könne ihm nur raten, umzukehren, Polen herauszugeben und die alte, Östreich feindliche Politik einzuschlagen.

Bevor er eine Antwort empfing, ließ Hertzberg ein zweites Schreiben folgen. Er sagte, er sehe in der Beibehaltung der jetzigen Politik den völligen Untergang Preußens. Als alter Diener des Königs halte er sich verpflichtet, ihn zu bitten, mit Frankreich Frieden zu schließen und in demselben seinen ehrlichsten Bundesgenossen zu erkennen. Er erbot sich, wieder die Staatsgeschäfte zu übernehmen, mit dem Bemerken, er hoffe, den Frieden bald wieder herzustellen.

Als auch dieses Schreiben unbeantwortet blieb, ließ Hertzberg ein drittes folgen. Er machte sich verbindlich, Denkschriften auszuarbeiten und durch diese die Höfe von Wien, London, Petersburg zu bewegen, die französische Republik anzuerkennen. Er hoffe, den Konvent durch die Stärke seiner Gründe zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, da derselbe ihm mehr als jedem anderen Minister wegen seiner erprobten Wahrhaftigkeit Vertrauen schenken werde. Er werde die Denkschriften

Digitized by Google

in einigen Tagen anfertigen, und es werde dann von Sr. Majestät abhängen, ihn zu sich zu berufen.

Friedrich Wilhelm antwortete ihm nun eigenhändig aus dem Lager bei Warschau: „Mein lieber Etats-Minister, Graf Hertzberg! Es gab eine Zeit, in der Sie lediglich Ihre Pflicht erfüllten, wenn Sie mir Ihre Meinung über die Angelegenheiten vorlegten, welche ich Ihrer Einsicht übertragen hatte. Jetzt, nachdem Ihre diplomatische Laufbahn beendigt ist, würde ich es Ihnen als besonnene Zurückhaltung angerechnet haben, wenn Sie mich mit Ratschlägen verschont hätten, auf die ich nur dann einen Wert lege, wenn ich sie vorher erbeten habe. Überlassen Sie den Ministern, die mein Vertrauen besitzen, das Geschäft, meine Befehle zu empfangen und sie auszuführen. Ich weiß den Patriotismus zu schätzen und will gern glauben, daß er Ihnen Ihre Anerbietungen eingeflößt hat. Es ist aber auch möglich, daß die Eigenliebe die Gestalt desselben in Ihren Augen angenommen hat und Sie über Ihre wahren Beweggründe getäuscht hat. Es würde mir lieb sein, wenn dieser Gedanke Sie um Ihrer Selbstwillen auf die Hut brächte, und mir dadurch die Unannehmlichkeit erspart würde, Ihnen diesen Rat wiederholt erteilen zu müssen."

Es war eine seltsame Überschätzung, daß sich Hertzberg zutraute, durch „Denkschriften" die europäische Welt zu verständigen, die Mächte zur Anerkennung der französischen Republik zu bewegen und dem in vollem Lauf begriffenen kriegerischen Raubzuge der Revolution Halt zu gebieten. Hertzbergs staatsmännische Selbstüberhebung mußte den König peinlich berühren. Wohl war er überzeugt, daß nur die Sorge um die Macht des Staates Hertzberg hierzu veranlaßte, aber er wußte genau, daß dessen Ansicht seiner Politik schnurstracks entgegenstand. Er war ein zu selbständiger Herrscher, als daß er sich durch einzelne Fehlschläge von der als richtig erkannten Bahn so leicht hätte abdrängen lassen. Wir müssen

Digitized by Google

uns alle diese Eindrücke, die Nachrichten vom Niederrhein und aus Holland, die Kunde von dem abermaligen Aufstande in Polen, die Belagerung Warschaus, die Entziehung der englischen Hülfsgelder, die Siege und zunehmende Macht der Franzosen, die Eifersucht Östreichs, das Versiegen der eigenen Hülfsquellen vergegenwärtigen, um die Stimmung des Königs begreifen und die Größe der Gefahr recht würdigen zu können. Widerspruch und Tadel hatte der König genug zu erdulden. Dennoch folgte er weder den Friedensmännern noch dem wohlmeinenden Hertzberg. Die Befehle, welche er erteilte, zeichneten sich durch Klarheit und Festigkeit aus. „Diese königliche Ordre gab wieder den Beweis, daß Friedrich Wilhelm, wenn er nur den eigenen Eingebungen folgte, am besten beraten war. Weder das Mißgeschick an der Sambre, noch das Ausbleiben der englischen Hülfsgelder waren für ihn zureichende Gründe, das Reich ungedeckt zu lassen. Er folgte wieder seiner persönlichen Uneigennützigkeit und wies Möllendorff an, fürs erste, was auch geschehen möge, mit der Armee zum Schutze des Reiches am Rhein stehen zu bleiben.“*)

Friedrich Wilhelm hatte den Kampf gegen Frankreich aufgenommen als deutscher Fürst in der Überzeugung, daß das Gedeihen Preußens abhängig sei von dem des Reiches. Aber er hat ihn, gleichviel ob er ihn entschieden oder zögernd führte, auf das notwendigste beschränkt, weil er erkannte, daß er seinen Staat schonen, seine Stellung im Osten und Norden im Auge behalten, verteidigen und womöglich durch den Erwerb einiger Gebiete verstärken müsse. Sein Handeln war richtig und deutsch; wenn er seine Pläne nicht ganz zu verwirklichen vermochte, so lag es daran, daß er gleichzeitig mit drei Fronten gegen Polen, Frankreich und Rußland im Felde stand. Der Umstand, daß er Rußland, insbesondere den Verlauf der polnischen Angelegenheiten, scharf im Auge be-

*) Häußer, Deutsche Geschiche I. 521.

Digitized by Google

halten mußte, nicht blos weil es ihm auf den Erwerb Elbings ankam, sondern weil er eine Machtentfaltung Rußlands auf deutschem Boden nicht dulden durfte, legte seinem Vorgehen gegen Frankreich schwere Hindernisse in den Weg. Vermochte er auch am Schlusse des dritten Kriegsjahres die ersehnte Entscheidung des Kampfes gegen Frankreich nicht herbeizuführen, so konnte er auf seine Regierung doch mit der Beruhigung zurückblicken, nach bestem Wissen als ein entschlossener und rechtschaffener Herrscher gehandelt zu haben.

Die dritte Teilung Polens.

Nach der letzten Teilung Polens wurde es immer offenbarer, daß die Polen nur Zeit zu gewinnen suchten, um einen neuen Aufstand vorzubereiten. Sie waren Preußen als Feinde entgegengetreten, und mußten, da sie unterlagen, das Los der Besiegten über sich ergehen lassen. Wenn es Frankreich nicht gelungen wäre, sich seinen Feinden gegenüber zu behaupten, so hätte es das gleiche Schicksal der Teilung oder einer Gebietseinbuße erdulden müssen. Polen hätte sich vor allem seine Selbständigkeit erhalten müssen. Nach der zweiten Teilung war es immer noch erheblich größer als ganz Preußen. Durch Klugheit und Mehrung seiner Kraft hätte es den verlorenen Besitz später wieder einbringen können, wie es 1815 bei Preußen der Fall war. Anstatt zur Einkehr und Buße schritten die Polen jedoch zu neuer Empörung und Rache gegen die Nachbarn, die ihnen diesmal nichts Übles gethan hatten. Vom ersten Augenblick ihrer neuen Erhebung stand Eines außer Zweifel, daß dieselbe nur dazu dienen werde, das Ende des polnischen Staatswesens zu beschleunigen. Jetzt gab es für Preußen keine Wahl mehr, dies Verhängnis aufzuhalten oder nicht, sondern es galt einzig und allein, sich inmitten der ungünstigen Rivalität der in

Digitized by Google

die gleichen Wirrnisse verstrickten Mächte den möglichst großen Anteil zu sichern.

Die Aufregung unter den Polen wurde eifrig geschürt durch die ins Ausland geflüchteten Führer Kosziusko, Kolontai, Malachowski, Potocki, Czernicki und viele andere Edelleute. Es bildeten sich geheime Verbindungen, und ein Revolutionstribunal wurde errichtet. Das größte Ansehen besaß Kosziusko, der schon in Amerika gefochten und später französische Kriegsdienste geleistet hatte. Er stand mit den Schreckensmännern in Paris in Verbindung und durchreiste jetzt ganz Polen, um sich der Befehlshaber in den Städten zu versichern. Wo er erschien, fand er begeisterte Aufnahme. Mit dem Eintritt des Frühlings 1794 brach der Sturm los. Am 4. April schlug Kosziusko bei Raclawice 4000 Russen. Dann zog er nach Krakau, wo er von dem General von Wodzicki mit offenen Armen empfangen wurde. Nach mehreren Gefechten gegen die Russen, in denen die Polen Sieger blieben, bewegte sich ihr Zug nach Warschau. König Stanislaus, der hier seine Residenz hatte, zeigte sich mit allem einverstanden, mußte aber die Staatsleitung dem Diktator Kosziusko überlassen. Das sächsische Palais wurde in Brand gesteckt und die russische Besatzung niedergemetzelt. In Wilna, Chelm und Lublin fanden gleich blutige Aufstände statt. Es erging ein Aufruf, nach dem sich alle Waffenfähigen vom 15. bis 50. Lebensjahre zu dem Kampfe zu gestellen hatten. Dieselbe Schreckensherrschaft, welche in Frankreich gewütet, wurde von den aufgestachelten Volksmassen nun auch in Warschau proklamiert. Mehrere Verdächtige, welche es mit Rußland gehalten hatten, der Bischof von Wilna, der Fürst Swiatopolk, die Edelleute von Boskaney, von Roguski und andere wurden von der wütenden Menge zum Galgen geschleppt und ohne Urteil gehenkt. Alles eilte zur Schanzarbeit. Die Gräben wurden vertieft, die Wälle mit Pallisaden versehen. Unter

Digitized by Google

Musik und Gesang arbeitete man Tag und Nacht. Warschau mit seinen großen Vorstädten bildet einen großen Halbkreis am linken Ufer der Weichsel. Ihm gegenüber am rechten liegt, durch eine Brücke verbunden, das Fort Praga. Die stärkste Schutzwehr bildete das vor den Thoren aufgestellte Heer Kosziuskos. Alle polnischen Scharen zogen in Eilmärschen heran. In der weiten Ebene vor Warschau erwartete man die heranziehenden Preußen.

Am 26. Juli waren die Preußen bis Wola vorgerückt. Die Polen mußten die Kreuzschanze räumen. Nach mehrtägiger Beschießung forderte Friedrich Wilhelm, der sich im Lager befand, den König Stanislaus auf, die Festung zu übergeben. Stanislaus antwortete: „Mein Schicksal ist das der Einwohner Warschaus. Da ich als König wie ein Bruder mit Ew. Majestät reden darf, so flehe ich Sie an, keine Rache, sondern Gnade zu üben, die, wie ich fest überzeugt bin, stets dem Charakter Ew. Majestät entspricht."

Die Belagerung zog sich sehr in die Länge. Auch im Rücken der Preußen bewaffneten sich die Polen. In Wäldern verbarg sich die junge Mannschaft. Bald rüsteten auch die Städte, zuerst Kalisch, dann Gnesen und Posen, zuletzt das ganze Land. Friedrich Wilhelm wartete vergeblich auf das russische Heer, welches gemeinschaftlich mit den Preußen gegen Warschau vorgehen sollte. Polnische Streitscharen beunruhigten des Nachts das preußische Lager, schnitten die Zufuhren ab und machten alle Landstraßen unsicher. Friedrich Wilhelm hielt es für notwendig, zwei gesonderte Korps im Rücken aufzustellen, um die Verbindung mit der Heimat und die Zufuhr der Lebensmittel zu sichern. Am 13. September wurden diese jedoch durch die polnischen Generale Dombrowski und Madalinski angegriffen und geschlagen.

Inzwischen zogen die russischen Truppen unter Suwarow langsam heran. Am 18. September griffen dieselben 25 000

Digitized by Google

Polen unter Graf Sierakowski bei Brzesk an und schlugen sie in die Flucht. Um die Vereinigung der Preußen mit den Russen zu hindern, ging Kosziusko über die Weichsel. Am 10. Oktober kam es zur blutigen Entscheidung. Nach tapferen Widerstande wichen die Polen der Übermacht. Vergebens suchte Kosziusko die Ordnung herzustellen, vergebens stürzte er sich, allen ein leuchtendes Vorbild des Mutes, in die feindlichen Reihen. Mit den Worten: „Finis Poloniae!“ sank er schwer verwundet vom Pferde. Das geschlagene Heer flüchtete unter Graf Poninski nach Warschau.

Suwarow folgte den Polen auf dem Fuße. Vom 29. Oktober ab ließ er Warschau mit glühenden Kugeln Tag und Nacht beschießen. 30 000 Polen verteidigten sich standhaft gegen die Belagerer. Trotz der Feuerbrände und der Wehklagen der Bewohner zwang der Nationalrat den König Stanislaus, die Aufforderung zur Übergabe abzuweisen. Nachdem Suwarow drei Schanzen erobert hatte, schritt er am 4. November nachts 2 Uhr zum Sturm. Um 9 Uhr hatten die Russen die Festungswerke überstiegen. Von den polnischen Truppen fielen 13 000 Mann, 200 ertranken in der Weichsel, 14 000 wurden gefangen genommen, und nur 800 retteten sich durch die Flucht Die Wut der Russen schonte auch die Wehrlosen nicht. 8000 Leichname bedeckten schon die Straßen, als sie noch in die Wohnungen eindrangen und 6000 mit ihren Kolben niederstießen.

Suwarow berichtete seiner Kaiserin den Sieg mit den drei Worten: „Hurrah, Praga, Suwarow“, und empfing von Katharina die Antwort: „Bravo, Herr Feldmarschall!“

König Stanislaus mußte sich nach Grodno begeben. Die Verwaltung seines Königreiches übertrug Katharina dem General Graf Buxhövden. Dem Rest des polnischen Heeres, das nach Galizien marschierte, folgte ein preußisches Korps-

Digitized by Google

unter Kleist auf dem Fuße. Am 15. November mußten sich auch diese Trümmer des polnischen Heeres ergeben.

Östreich hatte diesmal an dem Kampfe keinen Anteil genommen. Jetzt, nachdem die Empörung niedergeworfen, stellte sich dasselbe ein, um zu ernten, wo es nicht gesäet hatte. Es zeigte sich sogar, daß Katharina geneigt war, eher Östreichs Vergrößerung zu fördern als die Preußens. Sie erließ eine Bekanntmachung, in der sie sagte, sie habe es sich angelegen sein lassen, sich mit dem König von Preußen und dem Kaiser Franz über die zu treffenden Maßregeln zu vereinigen, um der Wiederkehr nochmaligen Blutvergießens vorzubeugen. „Diese Herrscher sind von der Unfähigkeit Polens, sich eine feste Regierung zu geben und eine staatliche Unabhängigkeit zu erhalten, überzeugt. Sie haben aus Pflicht gegen ihre Unterthanen beschlossen und für notwendig erachtet, zu einer gänzlichen Teilung Polens zu schreiten."

Es kostete Friedrich Wilhelm nicht geringe Mühe, seine Ansprüche bei Katharina durchzusetzen. Seinem Drängen, die Sache zu erledigen, setzte sie zuerst Schweigen entgegen. Als sie Ausflüchte machte, erklärte Friedrich Wilhelm, er sei entschlossen, lieber die ganze Teilung zu verhindern, als sich mit der von Rußland angebotenen kärglichen Abfindung zufrieden zu geben. Jetzt erst kam es an den Tag, daß Katharina mit Östreich verabredet hatte, Preußen mit einigen Quadratmeilen abzufinden. In den Verhandlungen, die Tauenzien im Dezember zu Petersburg mit Ostermann pflog, kam es zum offenen Bruch. Tauenzien reiste unter Protest zurück nach Berlin, und Rußland und Östreich trafen nun ohne Preußens Mitwirkung die Entscheidung über Polens Geschick. Es gehörte Friedrich Wilhelms mit großer Einsicht gepaarte Herzensgüte dazu, um neben zwei solcher „Verbündeter" im Kampfe gegen Frankreich auszuharren. Man kann die tiefe Treulosigkeit der damaligen Staatskunst und die ganze Un-

Digitized by Google

verschämtheit, mit der man in der Zeit eines Weltkampfes gegen die schreckliche Revolution selber zu umstürzerischen Mitteln griff, nicht schärfer darstellen, als es in diesem Beginnen der lasterhaften Katharina zu Tage tritt. Luccheſini schrieb: „Die Dinge liegen so, daß jeder nur an sein eigenes Heil denken darf. Drum predige ich offenen Frieden. Auch sind bei uns die Minister und die öffentliche Meinung für den Frieden. Nur der König kann sich von dem Vorurteile noch nicht los machen, das ihn mit dem unseligen französischen Kriege verknüpft."

Mit Recht war Friedrich Wilhelm dem Frieden mit Frankreich noch keineswegs unbedingt hingegeben. Er fühlte sich als deutscher Fürst verpflichtet, den Kampf fortzuführen, sofern die deutschen Stämme nur selbst treu zu ihrem eigenen Vaterlande standen. Die Treulosigkeit Rußlands konnte seine Überzeugung von der Richtigkeit der von ihm verfolgten nationalen Politik nicht erschüttern. Am 3. Januar 1795 kam der Teilungsvertrag zu Stande. Rußland nahm den Löwenanteil von 2185 Quadratmeilen mit 1176000 Einwohnern, Preußen empfing 997 Quadratmeilen mit 940000 Bewohnern und Östreich erhielt 834 Geviertmeilen mit 1037800 Einwohnern. König Stanislaus legte seine Herrscherwürde nieder und nahm seinen Wohnsitz in Petersburg, wo er am 12. Februar 1798 verschied.

Der Baseler Friede.

Am Hofe zu Berlin hatte man die Scheu vor einem Friedensabschluß mit Frankreich längst überwunden. „Unsere verhängnisvolle Allianz mit Östreich," schrieb Luccheſini am 17. Januar 1795 an Möllendorff, „hat uns in den französischen Krieg gestürzt, damit sich Rußland und Östreich in unserem Rücken ausdehnen konnten. Mein Schwager Bischoffwerder ist schuld daran. Wenn Ew. Exzellenz nur erst mit

Digitized by Google

Ihrem Heere nach Osten abmarschieren könnten, so würde Rußland weniger zudringlich und Östreich kulanter sein. Das ist aber leider der Grund, weshalb Thugut alles aufbietet, den Frieden zu hintertreiben." Auch Haugwitz, der alte Prinz Heinrich, Graf Goltz, Kalkreuth, Hertzberg und Hohenlohe dachten so. Nur der König wollte nichts vom Frieden hören. Er berief Möllendorff und das Heer nicht vom Kriegsschauplatze ab.

Manche Andeutungen ließen keinen Zweifel, daß man in Paris sich mit Preußen zu verständigen wünsche. Friedrich Wilhelm wollte nur einen Waffenstillstand. „Er dürfe die kleineren Fürsten nicht preisgeben. Das sei für ihn Ehrensache." An diesen dünnen Fäden hing noch die Hoffnung Englands und Östreichs, den Frieden zu vereiteln. Im Januar 1795 empfing der englische Gesandte in Stockholm, Lord Spenzer, von seinem Hofe den Auftrag, nach Berlin zu gehen, um dort der Friedenspartei entgegen zu arbeiten. Haugwitz eröffnete ihm, daß der König durch das Vorenthalten der zugesagten Hilfsgelder in eine sehr gereizte Stimmung gegen England gebracht sei. Inzwischen war der englische Gesandte am Berliner Hofe, von Paget, nach London gereist, um dort die Subsidien wieder flott zu machen. Paget hoffte, die Favoritin des Königs, die Ritz, werde seinen Wünschen zugänglich sein. Von Deventer aus schrieb er an sie: „Gnädigste Gräfin! Die Wendung, welche die Angelegenheiten nehmen, ist unberechenbar. Um Gottes Willen treiben Sie den König zum Handeln und nicht zum Frieden. Die Übel, denen wir preisgegeben sind, sind zu groß. Mir bleibt nur der eine Trost: auf Sie rechnen zu können."

Herr von Paget hatte nicht versäumt, den Lord Spenzer bei der Gräfin einzuführen. Durch sie versuchte Spenzer eine Audienz bei dem Könige zu erhalten. Die Ritz berichtete hierüber: „Im Januar 1795, ehe ich nach Italien ging, erhielt

Digitized by Google

ich von dem Lord Spenzer ein Billet, worin er mich um eine Unterredung bat. Ich ließ ihm durch den Überbringer mündlich sagen, daß ich ihn am Abend 7 Uhr empfangen würde. Er kam zur bestimmten Stunde und nach einigen gleichgiltigen Gesprächen wandte er sich zu einem ungleich wichtigeren Gegenstande: daß er wisse, der König wolle mit Frankreich Frieden schließen. Er stellte mir den Schaden, der daraus für Preußen entstehe, sehr dringend vor, sprach von mehreren Millionen Piastern, die England an Preußen jährlich zahlen wolle, und ließ sich dabei in eine weitläufige Auseinandersetzung der Gründe ein, die aber meinem Gedächtnis entfallen sind. Meine Antwort war, daß ich nicht absähe, wie ich zu dieser Sache gezogen wurde. Nie hätte ich mich in Staatsgeschäfte gemischt, und ich würde hiervon nicht abgehen. Der Lord bat mich dringend, ihm bei dem Könige nur eine einzige Stunde Audienz, jedoch ohne Beisein der Minister, zu verschaffen und zugleich sein Gesuch, daß der König keinen Frieden schließe, zu unterstützen. Im Falle ich letzteres bewirke, habe er von seiner Regierung Ordre, mir 100000 Guineen als eine Erkenntlichkeit auszuzahlen, die mir um so willkommener sein müßten, weil ihm bekannt sei, daß der König für mein künftiges Schicksal noch nicht gesorgt habe. Sein Geldanerbieten machte mir dessen Absicht verdächtig. Ich sagte ihm, seine Anträge seien mir unangenehm. Ich würde zwar dem Könige seinen Wunsch um eine Audienz, zugleich aber auch seinen mir gemachten Antrag mitteilen. Am folgenden Tage erzählte ich dem Könige die mit Spenzer gehabte Unterredung. Der Monarch lächelte und sagte, er würde ihm Audienz geben, gleichwohl aber thun, was bereits beschlossen sei. Ob diese Audienz wirklich stattfand, weiß ich nicht. Das aber weiß alle Welt, daß der Baseler Friede wirklich zu Stande kam: ein sicherer Beweis, daß der Gesandte mit seinem Gesuche nicht durchgedrungen ist. Das ist

Digitized by Google

der mir vorgeworfene „Verkauf des preußischen Staates an England“, das sind die 100000 Guineen, von denen ich gehört, aber nicht eine einzige gesehen habe.“

Friedrich Wilhelm gewährte dem Lord die Audienz und zwar unter vier Augen. Die Angaben der Ritz hat Spenzer später bestätigt. Friedrich Wilhelm eröffnete ihm, er sei bereits mit Frankreich wegen eines Waffenstillstandes in Unterhandlungen getreten und müsse das Ergebnis derselben erst abwarten, bevor er weitere Entscheidungen treffe.

Der alte Oheim des Königs, Prinz Heinrich, rühmte sich gegen Massenbach, daß er den König, welcher ihm leider niemals Gehör geschenkt, diesmal veranlaßt habe, den ihm angebotenen Frieden anzunehmen. Auch Malmesbury erwähnt in einer Depesche vom 26. Februar 1795 boshaft den „Einfluß des alten Prinzen, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach nur als ein zeitweiliges Werkzeug vorgeschoben ist, von jenen verräterischen Personen, die den König umgeben.“

Die drei Kriegsjahre hatten die Ohnmacht des Reiches greller als je vor aller Welt aufgedeckt. Frankreich war bis an den Rhein mitten ins deutsche Gebiet vorgerückt. Der Zauber der alten militärischen Überlieferung war dahin. Es kam eine neue Zeit, deren Bedeutung Friedrich Wilhelm wohl erkannte. In der Auffindung des rechten Staatsmannes, dem er die Unterhandlung mit Frankreich übertrug, erkennen wir seine scharfe Beobachtungsgabe. Hardenberg galt nicht für einen Anhänger des Friedens um jeden Preis. Er hatte seine Ansicht dahin kundgegeben, daß der Friede das Wünschenswerteste, aber Unwahrscheinlichste sei. Eine Allianz mit Frankreich, welche man in Paris sehr wünschte, wies er mit Entschiedenheit zurück.

Die jahrelangen Leiden des Krieges hatten in Süddeutschland die stolzen Erwartungen herabgemindert, welche die Gemüter beim Ausbruch hegten. Nicht blos der fränkische

Digitized by Google

und oberrheinische Kreis baten den König um den Abschluß des Friedens, auch Mainz trug zu Regensburg feierlich um eine Einigung mit Frankreich an. Mit Ausnahme von Trier, Hannover und Östreich stimmten ihm die meisten Reichsstände zu. Friedrich Wilhelm widerstrebte nun dem von Frankreich angebotenen Frieden nicht länger.

Am 5. April 1795 kam zwischen Preußen und Frankreich der Friede zu Basel zu Stande. Frankreich verpflichtete sich, die preußischen Gebiete auf dem rechten Rheinufer zu räumen. Die auf der linken Seite des Rheins belegenen kleinen Gebiete aber (halb Cleve, Geldern und Mörs) trat Preußen an Frankreich ab, wofür es jedoch nach dem Reichsfrieden anderweitig entschädigt werden sollte. Preußen übernahm noch die Vertretung für diejenigen Fürsten, welche wegen ihres Friedenschlusses mit Frankreich in Unterhandlung treten würden.

Friedrich Wilhelm ist wegen dieses Friedens schwer getadelt worden. Das Urteilen vom Schreibtisch ist sehr leicht. Kein Schiffer kann den Wirbelwind wegdiktieren. Napoleon siegte auch nicht mehr, als ihm Begeisterung und Einheit entgegentraten, obschon er noch der große Stratege wie ehemals war. Mit Recht sagt Professor Cassel: „Ich kann mich in die Meinung Rankes nicht finden, wenn er von der Politik Friedrich Wilhelm II. sagt: „Sie ist nicht ohne Impulse und gute Beweggründe, aber es fehlt ihr an der Einheit des alles beherrschenden Gedankens, die unter seinem Vorgänger die Kräfte des Staates gebildet hatte.“ Der Tadel scheint nicht begründet. Gerade eine völlige Einheit findet sich in den Gedanken des Königs, nach Ost und West, nach außen und innen. Aber die Geltendmachung dieser Einheit ist eine erschwerte geworden durch Hindernisse, wie sie der alte Fritz nicht kannte. Die Gegensätze der Revolution sind Probleme die schwer zu lösen sind. Friedrich Wilhelm trug sich mit

Digitized by Google

Ideen, wie sie sein Enkel im Herzen getragen und mit seinem Schwert und Bismarcks Feder ausgeführt hat. Er hatte das Gefühl, daß Preußen das Schwert Armins schwinge gegen Empörung und Revolution zum Schutze Deutschlands. Das Herz des Königs war immer bei dem deutschen Volke. Es bewegten ihn große Aspirationen, die richtig waren und wie prophetisch klangen. Es ist keine Mystik, wenn man solche bedeutungsvolle Ahnungen in großen Geschlechtern beobachtet. Nur war es nicht gleich möglich, solche zu erfüllen. Nicht auf einmal bewegt man den hindernden Fels. Aber dennoch waren Friedrich Wilhelms Wege richtig. Sie brachen sich durch, und Thränen und Blut haben später ihre Vollendung geläutert und gereift." Ein anderer Historiker sagt: „Man hat diesen Frieden dem Könige zum schweren Vorwurf gemacht und ihn als Abfall von der deutschen Sache gebrandmarkt. Allein es ist sicher, daß dieser Friede durch den übelgeleiteten und übel gesinnten Kaiser Franz erzwungen wurde. Friedrich Wilhelm war doch immer noch ehrlicher als Franz und Katharina. Auch wäre der Baseler Frieden nicht so nachteilig für Deutschland geworden, wenn Friedrich Wilhelms Nachfolger die spätere Zeit mit Verstand und Energie, wie es sein Vater gethan, benutzt hätte." (W. Menzel, 120 Jahre, II. 234). Es ist nicht richtig, was Treitschke (Deutsche Gesch. I. S. 138) sagt: „Der Separatfrieden von Basel war trotz aller zwingenden Gründe, die ihn entschuldigen oder erklären, der schwerste politische Fehler unserer neueren Geschichte." Friedrich Wilhelm hatte als deutscher Fürst vollauf seine Schuldigkeit gethan. Es war nur richtig, wenn er sich von nun an fest auf den alten Standpunkt der nüchternen preußischen Selbstbeschränkung stellte.

Hardenberg, der den Frieden zustande gebracht, sagt befriedigt über denselben: „Ich halte den Frieden für sicher, vorteilhaft und ehrenvoll: für sicher, weil die Neutralität

Digitized by Google

des größeren Teils von Deutschland festgelegt und für die übrigen Reichsstände ebenfalls ein dreimonatlicher Waffenstillstand ausgemacht ist, wodurch bald das ganze Reich neutral sein wird. Für vorteilhaft, weil wir einen verderblichen und kostbaren, über unsere Kräfte gehenden Krieg endigen, dem Lande die Wohlfahrt des Friedens wiedergeben, ferner weil wir der Feindschaft Frankreichs gegen uns den Boden wegziehen, endlich weil wir nichts verlieren, sondern durch die zugesicherte Gebietsentschädigung Besseres eintauschen werden. Ich halte ihn für ehrenvoll und vorteilhaft zugleich, weil der Einfluß, welchen uns die Vermittlung dem Reiche gegenüber giebt, für uns rühmend und nutzenbringend ist, uns auch ein Übergewicht gegen den Wiener Hof gewährt. Gott gebe, daß unser Beispiel recht allgemein wirken und die Ruhe im ganzen Vaterlande wiederkehren möge." Als nunmehriger Beschützer der norddeutschen Neutralität erlangte Friedrich Wilhelm die Vorherrschaft über die deutschen Kleinstaaten, die ihn jetzt um seine Hilfe angingen. „Er nahm," sagt Ranke, „jetzt eine so umfassende Stellung ein, wie sie noch kein preußischer Herrscher vor ihm innegehabt hatte."

Der Geheimrath Dohm pries das hohe Glück, daß angesichts der unsicheren Lage, in welcher sich Süddeutschland befände, und bei der Aussichtslosigkeit, einen vorteilhaften Frieden zu erlangen, allein Preußen das Elend des Krieges von sich fern gehalten sehe und auch von allen Drangsalen, als Requisitionen, Durchmärschen, Verpflegungen, Brandschatzungen ganz befreit sei. „Es bedürfe nur eines flüchtigen Blickes auf den des höchsten Mitleids würdigen Zustand der für eine lange Folgezeit ruinierten, sonst blühenden Länder, um es ganz zu fühlen, wie glücklich dagegen Preußen sei, welches nun des gesicherten Friedens sich erfreue."

Die französischen Heere durchzogen noch lange Franken, Schwaben und Bayern. Nur gegen schwere Opfer an Geld,

Soldaten und Lieferungen bewilligten sie den erschreckten Reichsfürsten die Erlaubnis, Friedensgesandte nach Paris zu schicken. Zurückziehung ihrer Truppen vom kaiserlichen Heere und die Zusage, nie wieder ein Kontingent gegen Frankreich zu stellen, wurde ihnen als erste Bedingung auferlegt. Württemberg bezahlte vier Millionen Kriegssteuer, Baden zwei, der Schwäbische Kreis zwölf, die geistlichen Fürstentümer sieben, der Fränkische Kreis acht Millionen. Auch der Kurfürst von Sachsen wurde schrecklich gebrandschatzt. Er hatte seine reichsständigen Verpflichtungen getreulich erfüllt und kam erst zur Ruhe, nachdem er seine 12000 Mann von der Reichsarmee zurückbeordert hatte. Der Kurfürst von Bayern befand sich auf der Flucht, während dessen die Feinde, lediglich für einen Waffenstillstand, eine Kriegssteuer von zehn Millionen von seinem Volke erpreßten.

Wenn bis heute Friedrich Wilhelm getadelt wird, er habe die deutschen Volksstämme durch seinen einseitigen Friedensschluß schmählich verlassen, so ist dieser Vorwurf durchaus ungerechtfertigt. Man vergißt, daß er vollauf seiner Reichspflicht genügt und das Alleräußerste, ja mehr als irgend ein anderer deutscher Reichsfürst, geleistet hatte. Um von vielen Thatsachen nur eine hervorzuheben, sei erwähnt, daß Anfang 1795 von den deutschen Reichsständen 94, sage 94, garnichts und 45 nur einen ganz kleinen Teil zu den verpflichteten Kriegskosten beigetragen hatten. Drei Viertel der Säumigen waren nicht etwa kleine oder verarmte Reichsstände, sondern volkreiche Staaten, reiche Freireichsstädte, mächtige Fürsten, Prälaten und Bischöfe, die Erzstifte von Mainz, Köln, Trier, Reichsgrafen und Herzöge.

Mit gutem Gewissen konnte Friedrich Wilhelm allen Verunglimpfungen gegenüber behaupten, „daß er im dreijährigen Kampfe für das Reich die äußersten Anstrengungen gemacht. Er könne sich nicht ganz aufopfern und seinen eigenen

Digitized by Google

Staat nicht der Zerrüttung preisgeben, um an einem ferneren Feldzuge teilzunehmen, dessen Erfolg immer den Ergebnissen des jetzigen Friedensabschlusses nachstehen würde."

Völlig unzutreffend ist die landläufige Auffassung vieler Historiker über den Baseler Frieden. So sagt z. B. Dr. Vehse (Gesch. des preuß. Hofes, V. S. 132): „Das Jahr 1795 ist durch den Baseler Frieden und die Teilung Polens das verhängnisvollste des ganzen achtzehnten Jahrhunderts für Preußen geworden. Durch diesen Frieden wurde die französische Grenze bis zum Rhein, durch Polens Teilung die russische Grenze bis zur Weichsel vorgerückt. Preußen wurde solchergestalt eingekeilt zwischen diese beiden übermächtigen Nachbarn und bereitete sich dadurch (?) die Katastrophe von 1806. Massenbach aber wünschte sogar eine Allianz mit Frankreich. Auch Talleyrand behauptete, daß eine Uneinigkeit zwischen Preußen und Frankreich eine politische Monstrosität sein würde, da beide Staaten darauf angewiesen wären, im vollkommensten Einverständnis zu stehen. Dem General von Bischoffwerder aber war die revolutionäre Regierung ein Greuel. Die Schwäche hat aber allezeit den Geist gefürchtet, und ein neuer Geist war im Anzuge. Anstatt diesen Geist zu leiten, zog man vor, ihn zu dämpfen."

Wehe dem, der sich herbeiläßt, „diesen neuen Geist" leiten oder sich mit ihn verbünden zu wollen. Es ist keine Schwäche, wenn man sich vor ihm fürchtet. Christus, der Fürst des Lebens, zitterte auch vor ihm, als er in Gethsemane auf seinen Knien lag. Was dem General von Bischoffwerder zum Vorwurf gemacht wird, gereicht ihm zur Ehre. Er that wohl daran, seinen Monarchen in der Verurteilung des französischen Geistes und Bündnisses gegen viele andere am Hofe zu unterstützen. Die Katastrophe von 1806 trat nicht deshalb ein, weil die Armee untüchtiger war, sondern weil das alte System gegen den Cäsar der Revolution eines größeren Auf-

Digitized by Google

schwunges bedurfte, als des bloßen Aufmarsches einer gut geübten Truppe. Den christlichen Glauben an den Herrn der Heerscharen, den deutschen Nationalgeist hätte man wecken, den Donner der Nationallieder hätte man ertönen lassen müssen, dann wäre auch 1806 gelungen, was erst 1813 erreicht wurde. Friedrich Wilhelm II. erkannte das Rechte, war aber umwirbelt von den Parteiungen und Anschauungen des alten Fritz. Nur wenige verstanden den Unwettersturm an der Seine und ahnten in ihm die unheimliche Fieberkraft des neuen finsteren Geistes. Erst sein Enkel vollendete 1870, was Friedrich Wilhelm begonnen hatte.

Es bleibt tief zu beklagen, daß auf den Schulen noch immer die irrige Anschauung über den Baseler Frieden und seine Vorgeschichte die vorherrschende ist. Eines der bekanntesten Lehrbücher ist der „große Hahn", nach welchem auf fast allen Lehrerseminaren der Geschichtsunterricht erteilt wird. Nach dem Willen unseres Kaisers soll der vaterländischen Geschichte fortan eine größere Beachtung geschenkt werden. In wie weit dies durch Dr. Hahn erreicht wird, mag der Leser selbst entscheiden, wenn er das über den Baseler Frieden auf S. 351 Gesagte nachliest: „Leider war es Preußen, welches sich zuerst von der gemeinsamen Sache lossagte. Der König hatte im Ärger über vermeintliche (?) Fehler seiner Bundesgenossen die Absicht, sich vom Kriege zurückzuziehen. Die Gründe, weshalb Preußen von dem Bündnis gegen Frankreich zurücktrat, reichen nicht hin, diesen Schritt zu rechtfertigen (?). Zu spät mußte Preußen einsehen, daß jener Friedensschluß seinem Vorteil zuwider war (?). Vor allem verlor Preußen sein Ansehen in Deutschland, und so ging durch den Baseler Frieden der größte Teil des Einflusses verloren, welchen Preußen seit Friedrich II. in Deutschland gewonnen hatte."

Durch den Baseler Friedensschluß hatte Preußen keineswegs seine achtunggebietende Stellung eingebüßt. Nicht ver-

Digitized by Google

mindert, sondern vermehrt hatte sich das Ansehen Preußens. Dies erhellt schon daraus, daß sich Frankreich veranlaßt sah, zuerst mit Preußen Frieden zu schließen. England, Holland, Spanien und Östreich kriegten nur deshalb weiter, weil sie nicht im Stande waren, Frankreich zu einem für sie gleich günstigen Friedensschluß zu zwingen. Die starke Militärmacht Preußens besaß offenkundig ein größeres Ansehen bei Frankreich als die anderen Mächte. Preußen ging keineswegs als Besiegter aus dem Kampfe hervor, wohl aber war dies bei allen übrigen Mächten der Fall. Der Frieden war ebenso wenig dem Vorteil Preußens zuwider, wie Preußen an Einfluß verlor. Gerade umgekehrt. Der Einfluß und das Ansehen des Königs hatten sich so sehr gesteigert, daß die meisten Staaten den König baten, er möge seinen Einfluß geltend machen, um auch für sie den Frieden herbeizuführen. Es steht fest, daß Frankreich nur durch Preußen den Frieden mit vielen deutschen Staaten vermitteln wollte, und derselbe auch nur durch Preußen zu stande kam.

Das Heer Friedrich Wilhelms war von dem Kriegsschauplatze zurückgetreten, ohne einen einzigen Schlag erlitten zu haben, den man einer verlorenen Schlacht vergleichen konnte. Die preußischen Truppen hatten sich während der drei Kriegsjahre überall als die Überlegenen im Kriegshandwerk erwiesen. Die Ursachen des Ergebnisses lagen nicht im Heere, auch nicht in der Kriegsleitung. Die taktische Überlegenheit des preußischen Heeres, das mit Mut und Ehren aus diesem Kriege hervorging, brachten dem Gesamtvaterlande nur deshalb nicht den verdienten Erfolg, weil die Staatskunst jener Tage keine ehrliche, keine deutsche, keine weise war. An die Stelle der Einigkeit trat ein selbstsüchtiges Vordringen von Sonderinteressen. Mit Schlauheit, die sich klug dünkte, aber kurzsichtig war, führte man einen Kampf, in dem zwei Welten gegenüberstanden. Friedrich Wilhelm

Digitized by Google

hatte dem Kaiser Franz Beweise seiner Uneigennützigkeit und Aufrichtigkeit gegeben. Aber den Wiener Hof beherrschte eine Staatskunst, die sich wohl der geschäftlichen Routine und Pfiffigkeit rühmen mochte, die aber der sittlichen Mittel völlig entbehrte. Thugut, der in Östreich mit der Macht eines Großveziers gebot, war zwar ein Mann von zäh ausdauernder Willenskraft, von diplomatischer Erfahrung und großem Scharfsinn, aber die Schule, in welcher er seine politische Bildung erworben, waren die Serailkünste des Orients. Ohne Wahrhaftigkeit und Glauben, ohne Achtung vor dem Recht und den Menschen, ohne Gottesfurcht und Gottvertrauen war er eine durch und durch negative Natur von mephistophelischer Färbung. Die Gährungen einer Weltepoche, der dämonische Geist der Revolution erschienen ihm nur wie tumultuarische Störungen, die mit mechanischen Mitteln zu bannen wären. Bündnisse geschickt einfädeln, rastlos Jagd machen auf Gebietserweiterung, Völker und Länder zerstückeln, vertauschen, unterdrücken, täuschen: das waren die Mittel, die er dem gewaltigen Weltkampfe entgegenstellte. Die aufrichtige, hochherzige und echt deutsche Persönlichkeit Friedrich Wilhelms mochte er nicht verstehen. Den überlieferten Gegensatz zu Preußen, den er mildern sollte und konnte, hat er nach aller Möglichkeit geschärft, Intrigen angezettelt und zuletzt doch nichts erreicht, sondern in Belgien den Preis des schweren Kampfes hingegeben, um vergeblich den Plänen seiner kurzsichtigen Selbstsucht nachzujagen.

Wie lauter und achtungswerth steht diesem verächtlichen Regierungssystem gegenüber doch die Politik Friedrich Wilhelms da! Trotz schweren Undanks hielt er fest zu Östreich. Von dem ersten Tage seiner Regierung an bis zu seinem letzten Atemzuge hat er das Wohl des deutschen Vaterlandes gefördert. An seinen Erwerbungen in Polen, Anspach und Bayreuth haftet kein Unrecht. Die Grundsätze Frankreichs

Digitized by Google

zu bekämpfen und sowohl gegen dieses wie gegen Rußland zu stehen, blieb sein unausgesetztes Bemühen. Die Betonung des national Deutschen, nicht blos des Preußischen, darf nicht gering geschätzt werden. Spottend sagte Mirabeau: „Er fühlte sich ganz als Deutscher." Ärgerlich schrieb er, „daß sich der König ganz zum Niveau dieser Nation erniedrige." Er hebt hervor: „Ich weiß, daß der König die Idee hat, nur ein Deutscher zu sein, um so die französische Superiorität zu bestreiten." Er fühlte sich beleidigt, daß der König, als man gesagt hatte, das deutsche Theater sei nicht so gut wie das französische, geantwortet hatte: „Mag sein, aber besser ist es jedenfalls, als wenn ein französisches Schauspiel Berlin mit Taugenichtsen erfüllte und die Sitten verdürbe." Die dünkelhaften Franzosen waren empört, als Friedrich Wilhelm, im Gegensatz zu Friedrich II., Deutsche in die Akademie aufnahm. Sie fanden es unerhört, daß er dem „Poeten Rammler" eine Beihülfe bewilligte und ein herzliches Schreiben an den, von Friedrich verachteten, alten Gleim richtete: „Zur Aufmunterung könnt Ihr der deutschen Muse, der Ihr in Eurem Schreiben mit deutscher Treuherzigkeit das Wort redet, die Versicherung geben, daß ich mit Vergnügen ihr Beschützer sein werde. Ich will dies gern thun, wenn sich alle Deutschen bemühen, Euch zu gleichen und jeder in seiner Art, den Eurigen gleiche Werke liefert."

Friedrich Wilhelm, der sein deutsches Vaterland über alles liebte, fühlte sich nicht nur in seinem vielbewegten äußeren Leben als Kämpfer. Er war sich bewußt, daß auch das innere Leben eines Königs fortgesetztes Ringen und Streiten ist. Der große Krieg zwischen der himmlischen Liebe und den Mächten der Finsternis wird auf dem Kampfplatze des menschlichen Herzens ausgefochten. Aber der Mensch kann nicht neutral bleiben in diesem Streit, er muß Partei ergreifen. Wer sich, wie Friedrich Wilhelm, für die Macht

Digitized by Google

der Liebe, für Christus entschieden hat, ist berechtigt, im Kampfe gegen die Hölle auf die Unterstützung Christi zu rechnen. Friedrich Wilhelms Kampf richtete sich gegen das mit der Hölle verbündete Frankreich. Gott half ihm. Seine Heere behaupteten das Schlachtfeld. In dem Baseler Frieden erscheint er doch als Sieger. Die deutschen Fürsten und zuletzt auch der Kaiser traten bald in seine Fußtapfen. Sie erkannten, daß er das gute Teil erwählt hatte.

Friedrich Wilhelm führte aber auch den Kampf gegen die eigenen bösen Neigungen. Dem einen hilft Gottes Gnade die Sinnlichkeit, diesen Riesenfeind aller Männerseelen, überwinden, dem andern steht er bei im Bekämpfen des Geizes, des Zorns, des Hochmuts, der Faulheit, des Hasses, der Todesfurcht, der Lieblosigkeit, jedem nach seinem Temperament und gegen sein Temperament. Diese Kriege sind schwerer und bedeutungsvoller als die glänzendsten Waffenthaten der Weltgeschichte. Wenn der Baseler Frieden und die Siege der großen Feldherren längst ausgelöscht sein werden, bleiben im Buche des Lebens die Siege des inneren Lebens mit leuchtenden Lettern aufgezeichnet. Jene haben nur Bedeutung für das schnell verrauschende Dasein dieser Welt, diese behalten ewigen Wert.

Die Ritz wird Gräfin Lichtenau.

Friedrich Wilhelm wurde nicht nur wegen seiner Politik, sondern auch wegen seines Privatlebens schwer getadelt. Der alte Fritz hatte den Franzosen das Vorrecht eingeräumt, den deutschen Büchermarkt mit Lektüre auszustatten. Friedrich Wilhelm, der dies als ein Unrecht ansah, wurde dafür in den Büchern der Franzosen hart angegriffen. Leider haben ihn auch Deutsche in gleich grauem Nebel der Verleumdung dargestellt. Ehrenhaft ist es aber nur, wenn man so richtet, daß man in der Liebe bleibt und den Fehler zu verstehen trachtet.

Digitized by Google

Der vorurteilsfreie Kritiker sichtet nicht nur die Erzählung, sondern auch den Erzähler.

Wer sich der Mühe unterzieht, in das Regenten- und Gemütsleben des Königs einzudringen, der wird bald erkennen, daß sein viel besprochenes Verhältnis zu seiner Favoritin kein gewöhnliches und nur sinnliches gewesen ist. Jedenfalls war diese Geliebte eine Frau, welche den König aufrichtig verehrte und ihm ebensowohl unter den schwierigen Verhältnissen der Jugend wie bis zur Zeit seines Todes treu blieb und einzig und allein an seinem Sterbebette ausharrte, bis er die müden Augen geschlossen. So tiefen Schatten viele Beurteiler in ihr Bild gelegt haben, so ist doch nicht zu verkennen, daß sie eine kluge, geistreiche und gemütvolle Dame war. Sie selbst sagt von sich: „Es ist wahr, daß ich einen ziemlich richtigen Geschmack, einige Fertigkeit in den nötigsten Sprachen und einige Kenntnis in der Malerei, Dichtkunst und Musik besitze. Aber es ist alles nur Routine, die ich durch die Bekanntschaft mit hochstehenden Männern, durch meine Reisen nach Frankreich, der Schweiz, Italien, Östreich mir angeeignet. Aber Menschenkenntnis — diese besaß ich leider nie." Gerade hierin lag ihre Stärke und ihre Anziehungskraft. Sie war, bei aller Flatterhaftigkeit in der Liebe, gutherzig, mildthätig, anspruchslos und zuverlässig. Dies gewann ihr im Glück und Unglück die Zuneigung so vieler Menschen. Es sind viele Zeugnisse aufbewahrt von dem „unwiderstehlichen Reiz" ihrer Persönlichkeit

Dorow, der die Ritz 1811 in Paris kennen lernte, sagt von ihr: „Die interessante und in vieler Beziehung sehr verkannte Frau gewinnt bei näherer Bekanntschaft mehr und mehr. Über die Zeit Friedrich Wilhelms II. blieb sie verschwiegen wie das Grab. Ein Zug tiefster Trauer, wahrhaften Schmerzes sprach aus ihren schönen Zügen, wenn auch nur die entfernteste Berührung dahin gemacht wurde. Ihre Ge-

Digitized by Google

stalt war reizend. Ihr Hals, ihr Nacken, ihr Gesicht erschienen noch wahrhaft jugendlich schön. In der Unterhaltung zeigte sie sich als eine hochgebildete, sehr begabte Dame. Reich an Gedanken, entwickelte sie selbige in gewähltestem wohlklingendem Redefluß. Doch schreiben konnte sie nicht. Ihre Briefe sind beinahe unverständlich und die Buchstaben den Hieroglyphen zu vergleichen. Doch nimmt man sich die Mühe, ihre Briefe ins Deutsche zu übertragen, so sind die Gedanken, die Wendungen anregend und vortrefflich."

Die Ritz that im Stillen viel Gutes. Sie hat viele Arme unterstützt. Herr von Brenkenhoff schrieb an sie: „Wenn Ihre Standeserhebung auch nicht stattgefunden hätte, so würde das Publikum doch nicht aufgehört haben, Sie zu schätzen und zu lieben." Ihr Briefwechsel mit Lavater wird ihr stets zur Ehre gereichen.

Den Angehörigen der Familie Ritz gewährte der König eine auskömmliche Versorgung. Wilhelminens Mutter erhielt jährlich 600 Thaler. Die Schwester vermählte sich mit einem Grafen von Matuschka und wohnte in ihrem Hause Unter den Linden. Der ältere Bruder bekleidete die Stelle eines königlichen Oberjägers und besaß ein Grundstück zu Berlin. Der jüngere Bruder war königlicher Stallmeister und wohnte in seiner Villa zu Charlottenburg.

Über den Wohnsitz der Ritz in Charlottenburg geben die Akten des General-Direktoriums folgende Auskunft: „Vier Bürgergüter (auf dem Terrain der heutigen Flora) hatte der jüdische Wollehändler Wegelin an sich gebracht. Er baute einen Konzertsaal und machte Wuchergeschäfte. Es flossen ihm viele Kapitalien zu und zwar auf Empfehlung des Pfarrers Erdmann, der sein Zechgenosse war. Die „Vossische Zeitung" brachte die höhnische Anzeige, „ein silberner Pfropfenzieher sei auf dem Wege von der Villa Wegelin nach der Pfarre verloren gegangen und im Pfarrhause abzugeben." Bald darauf

Digitized by Google

verschwand der Jude und es verbreitete sich das Gerücht, der Teufel sei mit ihm durch den Schornstein davongefahren. Die Geschädigten forderten nun von ihrem Pfarrer die geliehenen Kapitalien. Am nächsten Tage sollte der Pfarrer Gottesdienst halten. Als er kaum die Kanzel betreten hatte, rührte ihn der Schlag. Noch heute zeigt man in Charlottenburg diejenige Stelle, an der der Satan die schwarze Seele des Juden geholt haben soll."

Merkwürdig ist, daß Friedrich II. gerade dieses Grundstück für die Enke kaufte, als er ihr befahl, den Kämmerer Ritz zu heiraten und ihr gestattete, hier den Thronfolger zu empfangen. Als Friedrich Wilhelm zur Regierung gelangte, kaufte er zur Villa Wegelin noch 15 benachbarte Grundstücke hinzu. Nach den Grundakten wurde 1787 das alte von Friedrich Wilhelm I. geschenkte Brauhaus, gleichfalls an die „Ehefrau des geheimen Kämmerers Ritz, geb. Enke" von der Brauerinnung verkauft. An Stelle des niedergelegten Konzerthauses erstand nun am Wasser ein Schloßbau, der unter dem Namen „Eckardstein'sches Palais" in der Erinnerung fortlebt. Nach Beendigung des Baues wurde das Landhaus in Gegenwart Friedrich Wilhelms mit Gesang und Gebet eingeweiht und dann von der Ritz mit ihrer Dienerschaft bezogen. In dem ausgedehnten prächtigen Park befanden sich Wasserkünste, Grotten, Brücken, Statuen, Gewächshäuser und eine kleine Meierei. Zeitweise wohnte der König am jenseitigen Ufer der Spree im Schloß Belvedere. Friedrich II. hatte den Eintritt in die Schloßgärten nicht gestattet, Friedrich Wilhelm erlaubte den Besuch seiner Gärten jedermann. Von seinem Schlosse Belvedere konnte der König auch mittelst einer Gondel über die Spree nach dem Landhause der Ritz gelangen. Dem Kämmerer Ritz schenkte der König dasjenige Grundstück, welches jetzt dem Bankier Mendelssohn gehört und Lützowstraße 6 belegen ist. Früher bildete es einen Teil des Königlichen Marstalles.

Digitized by Google

Ritz, der hier wohnte, hatte die Schauspielerin Baranius zu seiner Geliebten erkoren. „Die Sängerin Baranius," erzählt die Ritz, „war mir als Künstlerin jederzeit sehr angenehm. Ich habe sie bei ihren Benefizen treulich unterstützt und noch im Jahre 1795 schrieb mir mein Sekretär Steinberg nach Italien: „Madame Baranius hat mich beauftragt, für das Benefiz ehrerbietigst zu danken." Weiter aber reichte unsere Bekanntschaft nicht. Nach meiner Rückkehr sah sie einst der König in Charlottenburg auf einem Pferde aus seinem Stalle in Begleitung eines königlichen Stallmeisters und mehrerer Domestiken spazieren reiten. Hierüber empört, kam er zu mir, erzählte mir diesen Vorfall und setzte hinzu: es kann mir zwar gleichgiltig sein, daß der Kämmerer Ritz in die Baranius verliebt ist, aber ich kann es nicht dulden, daß sie sich durch ihn die königlichen Pferde und Bedienten anmaßt und damit ärgerliches Aufsehen macht." Er klingelte hierauf den Kastellan und diktierte ihm in seine Schreibtafel einen Befehl an den Präsident von Eisenhart in Berlin, daß die Baranius auf der Stelle die Stadt verlassen solle, welches auch geschah. Nach einiger Zeit erhielt sie — vermutlich durch irgend eine Fürsprache, die Erlaubnis zurückzukehren. Der König war sehr gütig, aber er konnte auch recht zornig werden. Ich habe aber weder zu ihrer Entfernung noch zu ihrer Rückkehr das Geringste beigetragen."

Nach dem Tode des Königs vermochte Ritz glaubhaft zu machen, daß bei seiner Verbindung mit der Enke die Trauung nicht in allen Formen als rechtsgiltig vollzogen sei. Die Bitte, sich mit der Baranius verheiraten zu dürfen, wurde ihm gewährt. Ritz lebte nur noch einige Jahre, die Baranius starb hochbetagt im Jahre 1854 zu Berlin.

Seit Jahren hatte die Ritz dem Könige den Wunsch zu erkennen gegeben, nach Italien reisen zu dürfen. Die farbenreichen Schilderungen der Jugendzeit der Tänzerin Barbarina,

Digitized by Google

sowie der Umgang mit Künstlern hatten in ihr das Verlangen rege erhalten, Italien, die Heimat aller Kunstschätze, kennen zu lernen. Der Krieg mit Frankreich war jetzt beendigt. Nun mochte Friedrich Wilhelm seiner Favoritin diesen Wunsch und die Mittel zur Reise nicht länger versagen. Sein Verhältnis zur Ritz hatte schon längst den ursprünglichen Charakter verloren und war einer herzlichen Freundschaft gewichen. „Die Ursache dieser Veränderung," schreibt die Ritz in ihrer Apologie, „gehört zu den Dingen, welche die Klugheit zu verschweigen gebietet. Ich versichere, daß von jener Zeit an alles physische Amüsement ein Ende hatte und jene vertrauten Verhältnisse nie wieder zwischen uns eingetreten sind."

Am 13. März 1795 reiste sie von Potsdam ab. Früh 4 Uhr bestieg sie den Reisewagen. Der König gab ihr bis an denselben das Geleit. Ihre Reisegesellschaft bestand aus dem Vorleser des Königs, Filistri, ihrer Gesellschaftsdame Fräulein von Chappuis, dem Sekretär Steinberg und einem Diener. Die Reise ging über Wien, Zürich, woselbst sie Lavater besuchte, Pisa, Rom und Neapel. Sie erschien mit fürstlichem Aufwand, besuchte überall die Leuchten jener Zeit, Künstler, Dichter, Gelehrte, gab große Feste und machte Bestellungen auf Gemälde, Kunstwerke und Altertümer. Die vornehme Männerwelt war entzückt von ihrer Schönheit und der Anmut ihres Wesens. Einer ihrer begeistertsten Anbeter war der Baron de Saxe, ein natürlicher Sohn des sächsischen Prinzen Xaver, ein junger Herr von 26 Jahren, der damals in Italien lebte, später Gouverneur von Neapel ward und 1802 in einem Duell bei Teplitz mit einem russischen Fürsten Tscherbatow seinen Tod fand. Mehrere flammende Briefe von ihm befinden sich in ihrer Apologie, aus denen man ersieht, welche Anziehungskraft sie auf Männerherzen ausübte.

In Italien erregte ihre gewinnende Erscheinung großes Aufsehen. Mit den glänzendsten Empfehlungsbriefen aus-

Digitized by Google

gestattet, wurde es ihr nicht schwer, Zutritt bei den ersten Häusern zu erhalten. Die Höfe der Fürsten Italiens wetteiferten um die Ehre, die königliche Favoritin zu empfangen. Nur der Hof von Neapel machte Schwierigkeiten. Die Königin Karoline, eine östreichische Erzherzogin, weigerte sich, die bürgerliche Ritz an ihrem Hofe zu empfangen.

Mit dem Könige unterhielt sie einen lebhaften Briefwechsel. Die ihr widerfahrene Demütigung meldete sie sogleich nach Potsdam. „Ew. Majestät wissen sehr wohl," schrieb sie, „daß ich für meine Person auf die thörichten Eitelkeiten der Hofetikette keinen Wert lege. Allein es bringt mich in eine schiefe Stellung, daß meine Kinder durch die Gnade Ew. Majestät in den Grafenstand erhoben sind, während ich immer noch dem einfachen Bürgerstande angehöre. Sie erinnern sich wohl, daß ich nie etwas für mich verlangt und nie daran gedacht habe, mir Vermögen zu erwerben. Ihr Wohlergehen war meine einzige Sorge. Ich bin nichts, gnädigster Herr, und habe dies jederzeit ohne Beschämung und ohne Bedauern eingestanden. Es soll mein höchstes Glück sein, wenn ich Ew. Majestät zu dienen bis zu meinem letzten Seufzer gewürdigt werde."

Bis dahin erfreute sich die Ritz zwar einer prachtvoll ausgestatteten Wohnung und reichlicher Mittel zu ihrem Auskommen, Grundbesitz oder bares Vermögen hatte sie jedoch vom König nicht erhalten. Alles, was sie besaß, waren ihre nach und nach zurückgelegten Ersparnisse. Da schon manche Favoritin, wie die Gräfin Dönhoff, plötzlich in Ungnade gefallen war, besorgte sie, es könne ihr ähnlich ergehen. Sie hatte diese Reise auch dazu unternommen, um ihre Ersparnisse im Auslande sicher unterzubringen. Ein hierauf Bezug nehmendes Schreiben, welches sie nach Berlin sandte, lautet: „Man kann nicht wissen, lieber A., wie es bei der künftigen Veränderung der Dinge mit mir aussehen wird. Ich mache

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

deshalb diese Reise nach Pisa. Dort suche ich in sichern Fonds meine kleinen Ersparnisse unterzubringen. Geht dann eine Veränderung vor, so weiß ich, wohin ich meinen Kours zu nehmen habe. Machen Sie inzwischen die besprochene Schrift recht beißend. Denn die Leute sollen wissen, daß ich die Geliebte ihres Königs bin, und ich manches vermag. Ritz vernichtet alle Papiere, die von Pisa kommen. Der gute König ist mir so gewogen, daß er nichts ohne meine Zustimmung thun wird. Meine Tochter, die Gräfin von der Mark, beschäftigt den König jetzt auch insofern, als er eine gute Partie für sie sucht. Es haben sich mehrere Herren gemeldet und mir gehofiert, aber mir behagte keiner. Das prächtige Monument für meinen verstorbenen Sohn soll nächste Woche fertig werden."

Friedrich Wilhelm, dem die Ritz seit 28 Jahren in Freud und Leid zur Seite gestanden, schrieb ihr eigenhändig, daß er ihr den Grafenstand verleihen und das Diplom unverzüglich nachschicken werde.

Hocherfreut dankte sie dem Monarchen. An Ritz schrieb sie: „Liebes Ritzchen! Ich muß mich von Dir scheiden, denn in sechs Wochen bin ich Gräfin. Sei aber versichert, daß das unserem Verhältnis keine andere Richtung geben darf. Alles bleibt beim Alten, nur die Namen wollen wir umtauschen. Glaube mir, wir beide spielen in den Augen Vieler eine zu glänzende Rolle, als daß wir nicht Neider die Menge haben sollten. Um diese zum Schweigen zu bringen und all denen, die uns durch ihre Geburt schaden könnten, einen Daumen aufs Auge zu setzen, werde ich Reichsgräfin. Für die Anerkennung Östreichs verlangt der Wiener Hof die Kleinigkeit einer lumpichten Allianz, gegen Frankreich. Ich soll den König dazu bereden. An A. und Wöllner werde ich in kurzem mehr von diesem Plane melden. Bis dahin lebe wohl, gutes Ritzchen."

Digitized by Google

In dem Grafendiplom wurde hervorgehoben, daß die Madame Wilhelmine Ritz geb. Enke wegen ihrer dem Königlichen Hause von Jugend an bewiesenen Hingebung und Aufopferung in den Grafenstand erhoben und zu einer Gräfin von Lichtenau ernannt werde. Die Unterschrift lautete: „So geschehen und gegeben in unserer Königlichen Residenz Berlin den 28. April nach unseres Herrn Geburth im 1795. und unserer Regierung im 9. Jahre."

Der Bruder Wilhelminens, der Stallmeister Enke, erhielt den Auftrag, der Gräfin das Diplom zu überbringen. In Venedig entledigte er sich dieses Auftrages.

Die der Familie von Knobelsdorff-Brenkenhoff bei Friedeberg belegenen Güter Lichtenow, Roßwiese und Breitenwerder, mit einem Areal von 10000 Morgen gelangten damals zum Verkauf. Der König erstand sie und vereinigte sie zu einer Grafschaft Lichtenau. Um die Zukunft der Ritz und ihrer Kinder sicher zu stellen, schenkte er ihr diesen Besitz, dessen Wert etwa 200000 Thaler betrug. Die Gräfin Lichtenau hatte zwei Söhne und eine Tochter. Ihr ältester Sohn wurde im Jahre 1778 zu Charlottenburg geboren und erhielt von Friedrich Wilhelm den Namen Graf Alexander von der Mark. Der König liebte diesen Sohn sehr und erbaute ihm „Unter den Linden" ein Palais, welches jetzt die Nr. 36 führt und neben dem Palais Kaiser Wilhelms I. steht. 1787 starb Graf Alexander; seine Mutter erhielt nun dieses Palais. Hier hielt sie fortan Hof und versammelte eine ausgesuchte Gesellschaft um sich. Alexander war plötzlich und unter Umständen gestorben, von denen die Lichtenau so rätselhaft spricht, daß sein Tod fast als ein unnatürlicher erscheint. „Äußerst betrübt und trostlos war der König. Die Umstände dieses allzuschnellen Todes trugen dazu noch mehr bei als der Tod selbst. Ich weiß diese Umstände — aber ich schweige." 1791 ließ ihm Friedrich Wilhelm in der Dorotheenkirche,

Digitized by Google

woselbst seine Gebeine ruhen, ein Denkmal errichten. — Die Tochter der Frau Ritz, Gräfin Marianne von der Mark, wurde im Jahre 1776 geboren. Ein Herr von Chappuis und der Oberst Dampmartin leiteten die Erziehung der Ritz'schen Kinder. Die Gräfin war noch nicht 17 Jahre alt, als ein Graf Medem um ihre Hand anhielt. Sie erhörte ihn aber ebenso wenig wie später den Lord Hervey. Am 17. März 1797 vermählte sie sich mit dem Grafen zu Stolberg-Stolberg, wurde aber nach zwei Jahren von ihm geschieden. „Sie war ebenso hübsch," sagt Manso, „wie ihre Mutter, that es aber auch ihrer Mutter im Leben wie im Lieben gleich, wo nicht voraus." Sie verheiratete sich noch zweimal, zuerst mit einem Herrn von Miaskowski, und nach dessen Tode mit einem Herrn Thierry in Paris. Ihre Tochter aus erster Ehe heiratete 1819 den Bruder ihres Vaters, Graf Joseph zu Stolberg. Ihre Tochter aus der dritten Ehe vermählte sich 1826 gleichfalls mit ihrem Oheim, einem Sohne Friedrich Wilhelms II., dem Grafen von Ingenheim, welcher am 4. September 1859 verstarb und drei noch jetzt lebende Söhne hinterließ. Graf Julius von Ingenheim besitzt nur eine Tochter, welche sich am 28. April 1894 mit dem Hauptmann von Mikusch-Buschberg vermählte. Auch aus dieser Ehe, sowie aus allen drei Ehen, welche die Gräfin von der Mark einging, sind Kinder hervorgegangen. Die Witwe eines Enkels Friedrich Wilhelms II., Frau Kammerherr von Miaskowska, geb. von Winterfeld, starb im Februar 1897 hochbetagt zu Berlin. Ihre Tochter ist mit dem General Baron von Gayl in Berlin vermählt. Der letzteren, sowie deren Frau Mutter verdanke ich wertvolle Aufschlüsse. „Die Gräfin Lichtenau," berichtet Frau von Gayl, „hatte von dem König zwei Kinder, die den Namen Graf und Gräfin von der Mark erhielten. Ersterer war vom König sehr geliebt und starb im Alter von neun Jahren. Der König, von tiefem Schmerz ergriffen, ließ

Digitized by Google

ihm ein Denkmal in der Dorotheenkirche zu Berlin errichten. Es stellt den bildschönen Knaben schlafend dar und ist das schönste Werk Schadows. Die Gräfin von der Mark heiratete in erster Ehe den regierenden Grafen zu Stolberg-Stolberg. Aus dieser Ehe entsproß eine Tochter Luise, die ebenfalls einen Graf Stolberg-Stolberg heiratete. Diese Ehe wurde mit 5 Kindern gesegnet: dem jetzt regierenden Fürst Alfred zu Stolberg und 4 Töchtern, von denen 3 unvermählt starben und nur Elisabeth noch am Leben ist. Letztere vermählte sich am 23. Mai 1861 mit ihrem Vetter, dem Grafen Ingenheim, einem Sohne des Königs aus seiner Ehe mit der Gräfin Voß-Ingenheim. Die erste Ehe der Gräfin von der Mark war sehr unglücklich. Sie verließ ihren Gemahl, ließ sich von ihm scheiden und heiratete Herrn von Miaskowski, einen sehr vornehmen, schönen Polen. Dieser Ehe entsprossen 2 Kinder: Adolf und Josephine. Der Sohn Adolf ist mein Vater. Josephine heiratete den Graf von Königsmark. Nach dem Tode des Herrn von Miaskowski vermählte sich die Gräfin in dritter Ehe mit einem Herrn Thierry, Sohn eines Pariser Advokaten. Aus dieser Ehe entsprossen 3 Kinder: Camilla, Eugenie und Jules. Erstere starb als Kind, Jules im Jahre 1864 unvermählt zu Paris. Eugenie, in Paris erzogen und katholisch, heiratete ihren Vetter, den Graf von Ingenheim, Sohn des Königs. Es besteht ein Dokument des Königs, in welchem angeordnet ist, daß alle Nachkommen aus seiner Verbindung mit der Gräfin Lichtenau Grafen und Gräfinnen von der Mark sein sollen."

So Frau von Gayl. Frau von Miaskowska, geb. von Winterfeld, teilte mir gütigst folgendes mit: „Mein Mann, der Kammerherr von Miaskowski, starb schon mit 32 Jahren. Er war der Sohn des Gutsbesitzers von Miaskowski bei Warschau und der Gräfin von der Mark, Tochter des Königs. Mein Vater hat den König persönlich gekannt. Er schilderte

ihn als einen sehr vornehm aussehenden Herrn. Der Kammerdiener des Königs, Ritz, war sehr unbeliebt. Nach dem Tode des Königs ließ Friedrich Wilhelm III. die Ritz-Lichtenau auf die Festung bringen. Gegen die Kinder der Gräfin von der Mark, welche seine Schwester war, benahm er sich sehr edel. Nach der Schlacht bei Waterloo unternahm er eine Reise nach Paris. Hier bat ihn die sterbende Gräfin von der Mark, sie zu besuchen. Er willfahrte ihrer Bitte und versprach ihr, sich ihrer drei Kinder, der Gräfin Stolberg, des Fräuleins von Miaskowski und des neunjährigen von Miaskowski anzunehmen. Er beauftragte den Graf Voß, die drei Kinder nach Berlin zu geleiten. Sie wurden dort wie Prinzen erzogen und sind sämtlich in der Schloßkapelle getraut."

Frau Thierry, die einst gefeierte Gräfin und Tochter des Königs scheint sich in nicht guten Verhältnissen befunden zu haben. Ihre drei Kinder aus der Ehe mit Herrn Thierry blieben in Paris. Erst nach Jahren gelangte Eugenie Thierry nach Berlin und vermählte sich am 23. Mai 1826 mit dem Grafen Ingenheim. Friedrich Wilhelm III. schenkte ihr eine glänzende Ausstattung und verlieh ihr unter dem Namen Thierry von der Mark den Adelstand.

Außer dem erwähnten Sohne und der Tochter besaß die Gräfin Lichtenau noch einen Sohn Namens Wilhelm. Diesen aber wollte Friedrich Wilhelm nicht als den seinen anerkennen. Er wurde deßhalb auf den Namen ihres Ehemannes, des Kämmerers Ritz, getauft. Friedrich Wilhelm III. verlieh ihm später den Adelstand. Das seiner Mutter geschenkte Rittergut Lichtenau befindet sich noch heute im Besitz des Herrn von Ritz-Lichtenow. Ein Fräulein Karoline von Ritz vermählte sich später mit einem Freiherrn von Hövel auf Schoppen bei Duisberg. Ob diese gleichfalls zur Deszendens des Kämmerers Ritz gehört, vermochte ich nicht festzustellen.

Digitized by Google

Im Taschenbuch der adligen Häuser steht ein Herr von Knobelsdorff auf Mansfelde aufgeführt, der sich mit einer am 5. Mai 1807 geborenen und am 1. Juli 1875 verstorbenen Helene Ritz vermählte. Diese war die Tochter eines Sohnes des Kämmerers Ritz. Der Sohn der letzteren, Herr Major von Knobelsdorff, beehrte mich durch folgende Mitteilung: „Ob der Geheime Kämmerer Ritz nach seiner Scheidung von der Gräfin Lichtenow sich noch einmal mit einem Fräulein Baranius verheiratet hat, ist mir unbekannt, berührt mich auch nicht, da meine Mutter, die am 5. Mai 1807 geborene Helene Ritz, die Tochter des Kanonikus Ritz auf Lichtenow war, welcher seinerseits von der Gräfin Lichtenow in der Zeit geboren worden ist, während welcher sie den Namen des Geh. Kämmerers Ritz trug. Auf die Beziehungen zu dem Königlichen Hause habe ich niemals Gewicht gelegt, weshalb ich auch nicht in der Lage bin, Ihnen Notizen hierüber zu geben. Alles, was in der Familie hierüber existiert, befindet sich in Lichtenow."

Auf mein Gesuch um gefällige Mitteilung geschichtlichen Materials ging mir von Herrn von Ritz in liebenswürdiger Bereitwilligkeit nachstehende Zuschrift zu: „Ich würde sagen: Lassen Sie die Todten ruhen, wenn es sich um eine Geschichte der Gräfin Lichtenau handelte. Da Sie aber eine Geschichte des Königs schreiben, halte ich es für Pflicht, das beizutragen, was zur Ergänzung der bisherigen Darstellung dienen kann. Leider ist es wenig. Ich besitze zwar eine große Anzahl von Briefen der Gräfin Lichtenau, meiner Urgroßmutter, an meinen Großvater, den Kanonikus Ritz, aber ihr Inhalt bezieht sich nicht auf den König, sondern nur auf wirthschaftliche Angelegenheiten meines Großvaters betreffend Lichtenow. Ein Schreiben der Gräfin giebt die Erklärung zu Gegenständen, welche vom König herrühren: Nadelkissen, Sträußchen 2c. — sehr pietätvoll und ehrfurchtsvoll im Ton, wie

Digitized by Google

immer, wenn vom König die Rede ist. Dann habe ich noch einen Brief von von Holbein und endlich einen Brief des Königs selbst, letzterer äußerst väterlich und liebevoll an meinen Großvater. Das ist das schriftliche Material, welches ich in Händen habe. Ihre Fragen beantworte ich gern wie folgt: Die Gräfin hatte zunächst verpachtet, dann 1814 ihrem Sohn, dem Kanonikus, das Gut übergeben. Die Wirtschaft war sehr heruntergekommen. Während der Pacht- und Administrationszeit ist die Gräfin wiederholt hier gewesen. Der Geh. Kämmerer Ritz ist nie hier gewesen. Beerbt hat ihn mein Großvater. Mehrere Bücherschränke mit Büchern hierselbst stammen von ihm."

Nach ihrer Erhebung in den Grafenstand wurde die Ritz auch am Hofe zu Neapel mit Aufmerksamkeit empfangen. „Man glaubte mich," schrieb sie, „im Besitze von Millionen. Und seitdem ich Gräfin geworden, wußte ich mich garnicht vor Heirathsanträgen vornehmer Herren zu retten." In ihren Salons vereinigte sie die geistvollsten Kreise, Staatsmänner, Diplomaten, Offiziere, Gelehrte und Künstler. Sie besaß in hohem Grade die Gabe, ihren Gästen eine angenehme und zwanglose Unterhaltung zu verschaffen.

Zu den Bekanntschaften, welche die Gräfin Lichtenau in Italien machte, gehört auch der Bischof von London, Lord Bristol, einer der seltsamsten Originale des vorigen Jahrhunderts. Dieser Kirchenfürst vereinigte in sich die schreiendsten Widersprüche. Bischof und Atheist in einer Person, führte er das ausschweifendste Leben. Er bekannte sich als Bewunderer Voltaires, um gleichzeitig dessen Lehren zu verwünschen. Er war ein Anhänger der französischen Revolution und für seine Person der hochmütigste Aristokrat. Während er oft mit vollen Händen das Geld wegwarf, zeigte er gelegentlich den schmutzigsten Geiz. Dieser unwürdige Bischof machte der Lichtenau den Hof und schrieb ihr die für einen Geistlichen anstößigsten Briefe voll Zärtlichkeit.

Digitized by Google

Er hatte die Ritz in München kennen gelernt und, obgleich er älter als 60 Jahre war, sich sterblich in sie verliebt. Amtsgeschäfte halber mußte er nach Hannover reisen. Von hier besuchte er Berlin, in der Absicht die Gräfin zu sehen. In der Audienz, die er bei dem Könige hatte, erfuhr er, daß sich die Lichtenau noch in Pisa befände. Sogleich schrieb er folgende Zeilen an sie: „Berlin, den 2. November 1795. Teuerste Gräfin! Es war mir gestattet, heute morgen zwei Stunden damit zuzubringen, Ihr prachtvolles Schloß zu besichtigen. Mit wahrem Entzücken habe ich Ihre schönen Salons und vor allem Ihr elegantes Bett, wo nichts als die schönste Schläferin fehlte, um es vollkommen zu machen, in Augenschein genommen. Alles trägt den Stempel des wahren Geschmacks, und nichts bleibt in diesem Feenpalast zu wünschen übrig, als die Gegenwart seiner reizenden Herrin. Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht Sie mehr liebe als alle Französinnen zusammen. Mein Herz ist ein großes, geräumiges Schloß, welches Ihnen ganz zur Verfügung steht. Ein jedes Zimmer darin ist mit Ihrem Bildnis, Ihren schönen Augen ausgeschmückt. Dennoch traure ich um Sie. Die Krankheit Ihres liebenswerten Königs nagt mir am Herzen. Im Falle eines Unglücks werden Sie ohne Mittel sein. Für alle Fälle biete ich Ihnen, teuerste Gräfin, mein Schloß in England, meine Güter in Irland, sowie meine stets gefüllte Börse an, die ich gern mit einer Freundin teile, welche die Alleinherrscherin meines Herzens ist.“

Bristol beging die Unschicklichkeit, sich bei dem Könige mit den Worten zu verabschieden: „Ew. Majestät sage ich Lebewohl und freue mich nach meinem schönen Neapel zurückkehren zu können, wo der Mond mehr Wärme verbreitet, als in Berlin die Sonne.“ Er reiste der Gräfin auch wirklich sofort nach und traf Weihnachten in Rom mit ihr zusammen.

Digitized by Google

Das allgemeine Landrecht.

Während man sich in Preußen der Segnungen des Friedens erfreute, wurde in Süddeutschland der Krieg mit Eifer fortgesetzt. Die Räubereien, die in den wehrlosen Ortschaften verübt wurden, die Gewaltthätigkeiten, die sinnlichen Roheiten hatten ihres Gleichen nur in den Schrecken des dreißigjährigen Krieges. Zerstörte Kirchen, ausgeplünderte und verwüstete Dörfer und Städte, rauchende Brandstätten bezeichneten die Spuren der französischen Heere. Selbst die befreundeten Emigrantenheere unter Rohan verübten solche Plünderungen, daß der Östreichische Ober-General mehrere Emigrantenführer zum warnenden Exempel erschießen ließ. Wer nicht durch Grundbesitz, ein Amt oder zwingende Ursachen an seinen Wohnort gebunden war, suchte anderswo Schutz. Hunderte von Wagen bedeckten die Landstraßen. Der Landgraf von Darmstadt eilte nach Weimar, der Kurfürst von Mainz floh nach Erfurt, der Markgraf von Baden nach Ulm, der Bischof von Speyer zog nach Oberschwaben, der Kurfürst von Köln begab sich nach Franken. Alle Heerstraßen jenseits des Rheins waren mit Flüchtigen bedeckt.

Wie dankbar flüchtete man jetzt hinter die preußischen Adler, welche die Neutralitätslinie bezeichneten! Der preußische General Prinz von Hohenlohe, der die Truppen der Grenzlinie befehligte und sein Hauptquartier in Frankfurt hatte, ward wie ein schützender Genius betrachtet.

Frankreich machte die gewaltigsten Rüstungen. Es stellte fünf große Heere von der Nordsee bis zum Mittelmeer auf. Auf den Schlachtfeldern Italiens sollte zuerst die Entscheidung fallen. Napoleon wurde in Nizza als verdächtig verhaftet. Es gelang ihm zu entfliehen. Er ging nach Paris und suchte dort irgend eine Beschäftigung. Sein Bruder Joseph, der eine Kaufmannstochter geheiratet hatte, unterstützte ihn kümmerlich.

Digitized by Google

Seine Freunde Junot und Sebastiani wohnten mit ihm zusammen wie arme Studenten. Endlich fand er als Bogenschreiber in einem Militärbureau Beschäftigung. Hier sah ihn der Oberst Barras, der ihn wieder in das Heer aufnahm.

Am 5. Oktober 1795 versuchte die royalistische Partei in Paris einen Aufstand gegen den Konvent. Rasch die Sachlage überblickend, hatte Napoleon in der Nacht durch den Gastwirtssohn Mürat, der später seine Schwester Karoline heiratete, die Kanonen auffahren und um das Konventsgebäude geschickt aufstellen lassen. Er traf so treffliche Anordnungen, daß er nach zweistündigem Kampfe den Sieg davontrug. Als die abgelieferten Waffen vor ihn gebracht wurden, drängte sich ein kleiner Knabe an ihn heran, der ihn mit Thränen bat, ihm den Degen seines Vaters zu geben, den man seiner Mutter weggenommen habe. Es war Eugen Beauharnais, der Sohn Josephinens. Bonaparte begleitete ihn zu seiner Mutter und wurde bald darauf deren Gatte. Josephine stand in vertrauten Beziehungen zu Barras. Durch ihn kam Napoleon empor. Als der Feldzug in Italien begann, wurde er der Befehlshaber der italienischen Armee. Da er die Royalisten niedergestreckt hatte, bezeigten ihm die Schreckensmänner, zu denen er hielt, ihren Dank. In ihm trat jetzt jene unheimliche Persönlichkeit hervor, um die sich in den nächsten 20 Jahren die Geschichte Preußens und Europas bewegt hat. Als ein Kind der vulkanischen Welterschütterung hatte er keinen Sinn für friedliches Menschenglück und bürgerliche Freiheit. Jeder Begeisterung stand er mit der Kälte vollendeter Selbstsucht und mit jener Menschenverachtung gegenüber, die der Hingebung für das Ideale wie einer kindischen Thorheit spottet. Die Lorbeeren, die auf dieser Bahn errungen werden, haben ihn nie gelockt. Aber der gleißnerische Zauber eitlen Ruhmes hielt seine Seele mit ehernen Fesseln umstrickt. Die heidnischen Cäsaren Roms waren seine Schule

Digitized by Google

und sein Vorbild. Nichtige Werke im Glanze einer Weltherrschaft, sichtbare Schöpfungen, die den Stempel des Gewaltigen und Riesenhaften an sich tragen, Gleichheit aller unter der Despotie eines Einzigen, Haß gegen alles Hohe, Edle, bestehe es in Geburt, Gesinnung, Bildung oder Gottvertrauen, bei innerer Verödung und Auflehnung gegen Gottes Ordnung — das waren die Künste, mit denen er gleich einem Gott auf Erden durch dämonische Gewalt die Völker unter seine persönliche Tyrannei zu knechten begann. Die finstere Geistesmacht kam hier in dem Alleinwillen eines Menschen zu einem furchtbaren, die ganze Welt bedrohenden Ausdruck. Die Despotennatur Satans, die schon vor dem Paradiese darauf ausging, mit Verachtung Gottes und des Individuellen der Menschen der ganzen Welt ihr Gepräge aufzudrücken, trat in Napoleon an die Völker mit der Frage heran, ob sie fortan ihrem Gott und sich selber angehören, oder ob sie in Menschenvergötterung ihm, dem finsteren Tyrannen, ihre Huldigungen darbringen wollten.

In zahlreichen Zügen kündigte sich diese neue, finstere Macht an. Die Verbindung despotischer und revolutionärer Eigenschaften, die Herzlosigkeit gegen die Besiegten, die Ernährung des Krieges durch den Krieg, die Verwüstungen, die Gottesfeindschaft — alles zeigt in ihm das Vorbild des Antichrist, den die Bibel so scharf gezeichnet hat. Die Lehre von dem nochmaligen Kommen Christi vor dem letzten, 1000 Jahre später stattfindenden, Weltgericht und zwar nach dem Erscheinen des Antichristus ist keine Phantasie. Das Auftreten Satans in einer menschlichen Persönlichkeit, welche die Macht aller Kirchen und Könige vernichten wird, ist biblisch begründet. Wenn ein Pfarrer immer nur Buße und Glauben predigt und von der Erneuerung der Erdenwelt und den Ereignissen, die ihr vorangehen, nichts sagt, so verstümmelt er die Kirchenlehre. Er ist gleich einem Gerichtsbeamten, der

Digitized by Google

bei einer Testamentseröffnung nur einige Hauptpunkte vorliest, aber andere wichtige Testamentsbestimmungen und Vermächtnisse verschweigt und unterschlägt.

Die Meisterschaft, sich alles dienstbar zu machen, alles in den Zauberkreis seines Interesses hineinzubannen, seine Umgebung zu berauschen und zu umstricken, hat Napoleon vollauf besessen. Er wollte sich auch Preußens völlig versichern, um dessen Militärmacht zu sich herüberzuziehen. Am Berliner Hofe neigten viele zu einem Anschluß an Frankreich. Friedrich Wilhelm blieb aber fest in seinem Willen, sich den Verlockungen Frankreichs nicht hinzugeben.

In Italien drang Bonaparte siegreich vor, und in Süddeutschland drohte Moreau mit einem Einfall. Jetzt, sagten die Franzosen, solle Preußen die Bemühungen, den Bestand des Reiches zu erhalten, aufgeben und sich mit Hülfe Frankreichs reiche Entschädigungen schaffen. Die Aufhebung der geistlichen Herrschaften, die Unterdrückung der kleinen Fürsten werde Preußen reichen Ländergewinn bringen. Auch sei jetzt die beste Gelegenheit, das katholische Übergewicht zu brechen. Solche Ratschläge waren in Berlin sehr verlockend. Der alte Prinz Heinrich, der Herzog von Braunschweig, Hertzberg, Lucchesini, Haugwitz und viele andere konnten nicht begreifen, daß der König das Angebot eines solchen Bündnisses beharrlich zurückwies. Aber Friedrich Wilhelm widerstand allen Verlockungen. Er hatte sich das Ziel gesetzt, sich jetzt der Wiederherstellung der durch die Kriege gestörten Ordnung in der inneren Staatsverwaltung zu widmen. Im Schutze des Friedens wollte er manche Zustände im Lande und die neuen Verhältnisse in Polen in bessere Wege leiten. Mit Rußland verständigte er sich in einem Vertrage vom 24. Oktober 1795, mit Östreich am 21. Oktober 1796. Durch eine weise Verwaltung hoffte er Polen zu einem einträglichen Besitz umzugestalten und dessen Bewohnern eine behagliche Existenz

Digitized by Google

auf einem Boden zu schaffen, auf dem bis jetzt der Streit der Parteien heimisch gewesen war.

Zur Anbahnung geordneter Zustände bedurfte es der Beseitigung der Rechtsunsicherheit.

Im Gegensatz zur Einheit bestand seit Jahrhunderten eine weitgehende Zersplitterung der Rechtsvorschriften. Von den mehr als 300 deutschen Staaten hatte jeder ein besonderes Recht. Selbst innerhalb Preußens bestanden entgegengesetzte Rechtsprechungen. Die Verwirrung war maßlos. Das römische Recht entstammte zum großen Teile einer Zeit, die mehr als ein Jahrtausend zurücklag. Das schlimmste an dem römischen Rechte war die fremde lateinische Sprache. Das Volk vermochte sich über sein eigenes Recht nicht zu unterrichten, und die Advokaten ließen sich ihre Unentbehrlichkeit teuer bezahlen. Friedrich Wilhelm I. erkannte zuerst diese Notwendigkeit einer Rechtsreform und befahl die Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuches, starb aber darüber hin. Friedrich II. befahl dem Großkanzler Cocceji, „das römisch-lateinische Recht abzuschaffen und auf dem preußischen Fuß ein deutsches Recht zu verfertigen.“ Sein heute kaum lesbares „Corpus iuris Fridericianum“ blieb unvollendet und ganz einflußlos. Die folgenden Jahrzehnte beschäftigten Friedrich die drei schlesischen Kriege und andere Dinge. Das Gesetzbuch geriet in Vergessenheit. Während seiner ganzen Regierungszeit that Friedrich fast nichts für die Fortführung des von seinem Vater begonnenen Landgesetzes. Es ist unrichtig, wenn man ihm das Zustandekommen des Landrechts nachrühmt. Er hätte vielleicht nie mehr daran gedacht, wenn nicht wenige Jahre vor seinem Tode der Müller Arnold'sche Prozeß die Wiederaufnahme jenes seit 40 Jahren vergessenen Werkes veranlaßt hätte.

Die vergilbten Papiere wurden hervorgesucht. Ihre Schreiber waren längst tot. An die Stelle des Großkanzlers Fürst, den Friedrich mit den Worten: „Scheere er sich raus,

Digitized by Google

Seine Stelle ist vergeben!“ aus dem Palais jagte, trat ein Herr von Carmer, dem er befahl: „Nehme Er habile, ehrliche Leute aus den Collegiis, keine studierte, nicht Professoren, die immer zu weitläufig seynd.“

In dem Hause Alexanderstraße 70 zu Berlin wurde nun die Arbeit aufgenommen, aber als Friedrich starb, war noch lange nicht die Hälfte des Gesetzbuches fertig; und auch dieser Teil konnte nur als ein Entwurf gelten. Alte Gesetze waren wohl zusammen getragen, die neuen Arbeiten erwiesen sich aber als sehr dürftig und unbrauchbar. Drei Vierteile stammten schon von Friedrich Wilhelm I. her, waren also für die gegenwärtigen, ganz veränderten Verhältnisse längst veraltet. Offenbar hat der alte Fritz dem Zustandekommen eines Gesetzbuches keine Sorgfalt zugewendet. Hätte er dies gethan oder auch nur gewollt, so wäre es ihm in 46 langen Regierungsjahren ein leichtes gewesen, ein solches Gesetzwerk noch vor seinem Tode fertig zu stellen.

Erst als Friedrich Wilhelm II. zur Regierung gelangte, wurde diese Arbeit mit wirklichem Eifer und mit vermehrtem Arbeitskräften aufgenommen. Für solche Zwecke hatte sein Vorgänger kein Geld. Friedrich Wilhelm stellte sogleich die Geldmittel für mehrere, nur für diese Arbeit beschäftigte Beamte zur Verfügung und nahm das neue Landesgesetzbuch unter seine persönliche Obhut. Eigenhändig strich er ganze Abschnitte, veränderte vieles und fügte neues hinzu. Durch eine Ordre vom 18. April 1792 schien das Fertiggestellte wieder in Frage gestellt. Die Richtung, welche der Carmerische Kreis, vor allem dessen Seele Suarez, vertrat, war dem Könige zuwider. Er hatte Stellen entdeckt, in denen ein persönliches Eingreifen des Herrschers in die Rechtspflege verboten, eine Entlassung von Beamten ohne gerichtliches Verfahren für unzulässig erklärt, auch das Strafschärfungsrecht des Königs in Frage gestellt wurde.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm fühlte sich von seinem Herrscherbewußtsein so sehr erfüllt, daß er sich für berechtigt und verpflichtet hielt, jedes Urteil, das auch heute noch „Im Namen des Königs“ gefällt wird, gegebenen Falles umzuändern. Ein Pastor hatte nicht schriftgemäß gepredigt. Der Urteilsspruch lautete: „Da Schulz zwar für keinen lutherischen, aber für einen christlichen Pfarrer zu halten ist, so ist er ferner als solcher zu dulden.“ Friedrich Wilhelm strich das Urteil durch, verfügte die Absetzung des Pfarrers und schrieb eigenhändig an Carmer: „Es ist dieses Urteil ein wahrer Schandfleck des Kammergerichts in aller Absicht. Ich kann nicht begreifen, wie vernünftige Leute, sofern sie nicht bösen Willen haben, wie hier offenbar zu Tage liegt, dergleichen Unsinn vorbringen und gegen ihre Pflicht und Gewissen behaupten können.“ Mit Bezug auf die Ausarbeiter des Landrechts fügte er noch hinzu: „Überhaupt muß ich Euch nur sagen, daß die Justizbeamten jetzt einen Ton annehmen, der mir garnicht gefällt. Es ist beinahe, als ob sie eine Art von Parlament vorstehen wollten, welches ich ihnen nie gestatten, sondern ihnen derbe auf die Finger klopfen werde.“

Der Durchsicht des Landrechtentwurfs widmete der König nun eine noch eingehendere Sorgfalt. Man befürchtete, daß die ganze darauf verwendete Arbeit sich als nutzlos herausstellen würde. Immer wieder strich und änderte der König die ihm bedenklich erscheinenden Teile. Suarez mußte eine nochmalige Umarbeitung zahlreicher Abschnitte vornehmen.

Acht Jahre seiner Regierung waren vergangen, als Friedrich Wilhelm es endlich erreicht hatte, das „Allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten“ veröffentlichen zu können. Die zweite Teilung Polens hatte sein Zustandekommen wesentlich gefördert. Der König wollte, daß die polnischen Landesteile möglichst bald preußisches Recht erhielten.

Digitized by Google

„Dieses schwere Werk," lautete ein Gutachten, „ist eine wahre Wohlthat für das ganze Land. Die Ausarbeitung eines Gesetzbuches hat so große Schwierigkeiten, daß, soweit die Geschichte reicht, noch nie ein gleich umfangreiches Werk zustande gebracht ist. Dasselbe wird der Fürsorge und dem Eifer des gegenwärtigen Monarchen, dem es die Nachwelt verdankt, immer zum Segen und zur Ehre gereichen."

Besitzt das Landrecht auch manche Fehler, so sind seine guten Seiten doch weit überwiegend. Es hat eine deutsche Gesetzsprache geschaffen, die in wohlthuendem Gegensatz steht zu dem bis dahin üblichen Mischmasch fremder Ausdrucksweise. Sein Hauptverdienst war die Hervorhebung deutschen Rechtsbewußtseins im Gegensatz zu dem römischen. Nicht nach heidnischen und jüdischen Grundsätzen, sondern allein nach jenem Recht, welches seine tiefste Wurzel im Christentum hat, sollte fortan die streitige That abgewogen werden. Der 1. Juni 1794 ist ein wichtiger Gedenk- und Ehrentag für Friedrich Wilhelm II. Er ist der erste deutsche Fürst, der durch sein Landrecht den Einheitsgedanken in Deutschland wesentlich gefördert hat. Beschränkte sich sein Geltungsgebiet auch zunächst nur auf Preußen, so war doch der Anfang gemacht, für ein großes Staatsgebiet ein Recht zu schaffen.

Als das neue Staatsgesetzbuch in Kraft trat, erschien zum ersten Male das jetzt vielbenutzte Staatshandbuch. Friedrich Wilhelm hatte es als einen Mangel erkannt, daß es an einem Nachweise fehle, aus dem die verschiedenen Behörden mit ihren zahlreichen Beamten ersichtlich sind. Am 23. Februar 1794 befahl er dem Minister von Alvensleben die Herausgabe eines, das königliche Haus, die Hof- und Staatsbeamten nachweisenden Handbuchs. 1795 wurde das Werk fertiggestellt. Das Hof- und Staatshandbuch, welches viel gebraucht und hochgeschätzt wird, benutzen seit nunmehr 100 Jahren Tausende von Beamten und Geschäftsleuten.

Digitized by Google

Wenige denken daran, daß dieses treffliche Werk sein Entstehen dem Könige Friedrich Wilhelm II. verdankt.

Der weltberühmte Prozeß des Müller Arnold fand erst durch Friedrich Wilhelm II. seinen Abschluß. Bekanntlich hatte sich Friedrich II. zu harter Ungerechtigkeit gegen rechtschaffene Richter verleiten lassen. Arnold behauptete, daß ihm durch die Teichanlage eines Herrn von Gersdorff das zum Mahlen benötigte Wasser entzogen sei. Von der Regierung zu Küstrin wie vom Kammergericht abgewiesen, wendete er sich an den König. Friedrich ordnete eine Untersuchung an, und obwohl diese gegen Arnold ausfiel, warf er dem Gericht Vergewaltigung vor. Nach abermaliger Untersuchung sprach der Kriminalsenat die Richter von aller Parteilichkeit frei. Auch der Minister von Zedlitz weigerte sich, ein anderes Urteil zu fällen. Fünfmal war die Sache untersucht worden, dennoch ließ Friedrich nicht von seiner Voreingenommenheit. Er befahl, daß drei Regierungs- und zwei Kammergerichtsräte ihres Amtes zu entsetzen und mit einjährigem Gefängnis zu bestrafen seien, und daß sie dem Arnold 1784 Thaler als Entschädigung zu zahlen hätten.

Solange Friedrich lebte, war an dieser Entscheidung nicht zu rütteln. Nach seinem Tode baten die Verurteilten um Wiederaufnahme ihres Prozesses, die Friedrich Wilhelm sogleich bewilligte. Über den Ausgang berichtet die Vossische Zeitung vom 20. September 1787: „Das Tribunal hat die Urtel bestätigt. Darnach muß Arnold den fünf unglücklichen Räten und dem Herrn von Gersdorff allen Schaden ersetzen. Des Königs Majestät hat diese Sentenz auch genehmigt, verfügt jedoch: „Da aber der Arnold außer stande ist, die 1784 Thaler und die Kosten zu erstatten, so habe ich, um die Geschädigten zu dem Ihrigen zu verhelfen, den Beschluß gefaßt, die Summe aus meiner Schatulle zu bezahlen.“ So

Digitized by Google

steht denn dieser Prozeß da als ein Beispiel der Willkür Friedrichs II., aber als ein unvergängliches Denkmal der Gerechtigkeit und Hochherzigkeit Friedrich Wilhelms II.

Des Königs Bauthätigkeit und Kunstsinn.

Friedrich Wilhelm glaubte, daß er durch die Einführung eines einheitlichen Gesetzbuches die Wohlfahrt seines Landes fördere. Als ein weiteres Mittel zur Hebung des Wohlstandes sah er die Unterstützung der Bauthätigkeit und jeder wertschaffenden Arbeit an. In einem Lande, in dem es an Arbeit fehlt, leidet die Wurzel des Staates. Aus der Arbeitslosigkeit entsteht der Müßiggang, der aller Laster Anfang ist. Der Hunger ist die mächtigste Triebfeder in der Geschichte der Revolutionen. Aber der volle Suppentopf der Arbeiter ist eine der festesten Grundlagen der Zufriedenheit eines Volkes.

Als ein rechter Landesvater war Friedrich Wilhelm stets darauf bedacht, es nie an Arbeitsgelegenheit fehlen zu lassen. Friedrich II. hatte durch hohe Zölle zwar auch seinem Volke den heimischen Markt erhalten und die nationale Arbeit kräftig geschützt, aber für Bauten, Chausseen, Straßenanlagen, Schulen, Kirchen gab er nur sehr kärgliche Mittel her. Über seinen Nachfolger berichtet Hertzberg: „Se. Majestät wollen sich durchaus dem Volke in landesväterlicher Fürsorge erweisen. Westpreußen, welches unter polnischer Regierung ganz verarmt war, wurde nachdrücklich unterstützt. Es ist offenkundig, daß Se. Majestät schon in dem *ersten* Jahre seiner Regierung alles, was möglich gewesen und mehr als anderwärts während einer langen Regierung zu geschehen pflegt, für das allgemeine Beste der Staaten gethan haben." Ich glaube dies am Besten zu beweisen, wenn ich in dem nachstehenden Verzeichnis diejenigen Staatsmittel anführe, womit der König in seinem *ersten* Regierungsjahre seine Provinzen unterstützt hat.

Digitized by Google

1.	Vermehrung zum Justizfonds	43 000	Thlr.
2.	Errichtung einer neuen Schulkommission	13 000	„
3.	Vermehrung des Fonds der Universitäten	10 000	„
4.	Zur Unterstützung der Fabriken . . .	100 000	„
5.	Neue Landgestüte	50 000	„
6.	Für Kirchen und Pfarrhäuser	5 000	„
7.	Für durch Überschwemmung Verunglückte	18 000	„
8.	Für Fourage dem Lande zugelegt . .	272 000	„
9.	Für das neue Oberkriegskollegium . .	70 000	„
10.	Zur Verbesserung der Beamten-Besoldungen	100 000	„
11.	Der Kasse Montis pietatis	4 000	„
12.	Zur Besserung der Pfarrergehälter . .	13 500	„
13.	Zu Bauten in Berlin und Potsdam .	600 000	„
14.	Für Berliner Armenanstalten	8 000	„
15.	Zu Landesverbesserungen	40 000	„
16.	Zum Bau des Armenhauses in Strausberg	43 500	„
17.	Bezahlung der Kammer-Bauschulden . .	60 000	„
18.	Zu Wasserbauten an der Havel . . .	20 000	„
19.	Bau des Freienwalder Gesundbrunnens	6 000	„
20.	Pferdeställe für das Husarenbataillon .	29 000	„
21.	Dem Züllichauer Waisenhause . . .	22 000	„
22.	Landesverbesserung des Oder-Warthebruchs	80 000	„
23.	Zu Meliorationen in Pommern . . .	200 000	„
24.	Unterstützung der Kollbergschen Dörfer .	1 000	„
25.	Unterstützung der überschwemmten Dörfer	6 000	„
26.	Zum Bromberger Kanal	238 000	„
27.	Zu Bauten in Königsberg	15 000	„
28.	Schulbau des Culmer Kadettenhauses .	16 000	„
29.	Festungsbau in Graudenz	150 000	„
30.	Zum Fort Lyk	2 000	„
31.	Chaussee- und Straßenbau	100 000	„
32.	Landesverbesserung	109 800	„
33.	Wettiner Kohlenwerk	100 000	„

Digitized by Google

34. Durchstich der Elbe bei Rothensee . .	13 000	Thlr.
35. Erbauung des Armenhauses in Magdeburg	12 000	„
36. Dem Magdeburger Waisenhause . . .	1 000	„
37. Dem Armenhause in Halberstadt . . .	2 000	„
38. Dem Armenhause in Halle	1 700	„
39. Bau einer Kirche in Thale	2 400	„
40. Hebung der Leinwand-Manufaktur . .	50 000	„
41. Kriegsschuldentilgung der Stadt Minden	7 800	„
42. Zum Bau der Festungen in Schlesien .	150 000	„
43. Bau der Artilleriekaserne in Breslau .	215 000	„
44. Bau der abgebrannten Häuser in Landshut	35 000	„
45. Feueranstalten für Namslau	6 300	„
46. Unterstützung der Fabriken	8 000	„
47. Anlegung neuer Chausseen	10 000	„
48. Meliorationen	83 100	„
49. Neue Schulhäuser	18 300	„
Summa:	3 160 400	Thlr.

Von diesen Geldern gelangte nicht ein Heller ins Ausland oder in die Hände der Juden. Es begann eine Blütezeit für den Handwerker, Landwirt und Arbeiter. Auch im nächsten Jahre stellte Friedrich Wilhelm bedeutende Mittel zur Verfügung. Der Meliorationsplan von 1788 weist für den Warthebruch 60000 Thlr. nach, für die Provinz Preußen 100000 Thlr., die Kurmark 106750 Thlr., Westphalen 40000 Thlr. und für Magdeburg-Halberstadt 30000 Thlr. Selbst in den Kriegsjahren bewilligte der König reiche Mittel. Als der Minister von Voß noch 1794 mit neuen Bewilligungen hervortrat, wies ihn der König dennoch nicht ab, sondern schrieb ihm: „Ich kann Euch für dieses Jahr nicht mehr als 60000 Thaler geben. Ihr müßt dies für die dringendsten Bedürfnisse einteilen und Euch bis auf bessere Zeiten gedulden."

Digitized by Google

Durch den Erwerb von Polen wurde der Domainenbesitz des Staates erheblich vermehrt. Die Pachtrente der Ämter befand sich in ununterbrochenem Steigen. Je länger je mehr bewährte sich der Domainenbesitz als eine der wichtigsten Einnahmequellen des Staates. Der König beharrte bei dem von seinen Vorfahren seit Jahrhunderten bewährten Wirthschaftsprinzip. Er schloß die Landesgrenzen möglichst gegen die Einfuhr fremder Waaren und hielt auf strenge Beaufsichtigung der Juden. Die produktive Thätigkeit unterstützte er nach aller Möglichkeit. Für Straßenanlagen war wenig geschehen. Kaum sollte man es glauben, daß Friedrich II. nicht einmal zwischen Berlin und Potsdam eine chaussierte Straße angelegt hatte. In 46 langen Jahren hatte er unzählige Male diesen Weg zurückgelegt, ohne die Mittel herzugeben, aus diesem sandigen Landwege eine befestigte Straße zu schaffen.

Mit Recht sagt Dr. Stadelmann: „Friedrich II. hatte wohl durch Anlage von Kanälen Gutes geleistet, dagegen aber die Landstraßen vernachlässigt. Nicht allein die untergeordneten Verbindungswege, sondern die wichtigsten Straßen, bestimmt, der Verbindung der Provinzen unter einander und dem Verkehr mit dem Auslande zu dienen, waren in schlechtem Zustande. Dieselbe Last, zu deren Fortbewegung jetzt zwei Zugtiere hinreichen, bedurfte damals eine mehrfache Zahl. Zeit, Kapital und Arbeitskraft wurden unproduktiv verbraucht. Friedrich Wilhelm trat energisch für den Wegebau ein. Bereits 1787 erörtert eine Ordre die vielen ganz grundlosen Wege und die Nothwendigkeit der Abhilfe. Er richtete seine Aufmerksamkeit unablässig auf den Bau von Chausseen, die bisher im Lande noch gänzlich fehlten. Er errichtete ein Chausseebaudepartement und ernannte 1791 den Grafen Brühl zum Vorsitzenden. Ein Edikt vom 18. April 1792 besagt, daß der König nun auch den Anfang einer Chaussee von

Digitized by Google

Berlin nach Potsdam machen wolle. Es bleibt Thatsache, daß Friedrich Wilhelm mit Wärme für die Verkehrswege eingetreten ist und daß ihm das Land die Einführung des Kunststraßenbaues verdankt."*)

In der Grafschaft Mark waren 1796 alle Hauptstraßen chaussiert. „Durch die Chausseen wurden unserem Ackerbau zahllose Vorteile verschafft. Sie wurden erbaut, nicht mit dem unbezahlten Schweiße des Landvolks, sondern durch die Großmut Friedrich Wilhelms II., der auf die edelste Art Hunderttausende seinem Lande zuwendete."**)

Auch der Schifffahrt und dem Kanalbau widmete der König seine Fürsorge. Durch den Bau des Ruppiner Kanals bewirkte er, daß „von Ruppin aus durch die Havel und durch die Spree nach beiden Seiten hin die Schifffahrt offen stand." Für bedrängte Grundbesitzer hatte er stets eine offene Hand. Das Streben nach einem eigenen Haus oder einer Wirtschaft sah er mit Recht für löblich an und unterstützte es, da er sehr wohl wußte, daß die Grundbesitzer die treuesten Unterthanen sind. Es scheint indeß, als ob die Willfährigkeit des Königs, Vorschüsse und Baumaterialien zu gewähren, allzusehr ausgebeutet worden sei. Es besteht nämlich eine Verfügung folgenden höchst charakteristischen Inhalts: „Da die Bittschriften an des Königs Majestät um die Erbauung neuer Häuser kein Ende nehmen, findet sich das Oberhofbauamt genötiget, bekannt zu machen, daß der Bauetat für dies Jahr abgeschlossen und von Sr. Majestät vollzogen sey. Man ergreift diese Gelegenheit, um das auf königliche Kosten so bauluſtige Publikum zu belehren, daß aus diesen Fonds doch alle öffentliche Bauten, desgleichen Reparaturen an den Königlichen Schlössern bestritten werden

*) Dr. Stadelmann, Preußens Könige III. 58.
**) Pertz, Leben des Frhrn. von Stein I. 76.

Digitized by Google

müssen, ehe die Reihe an Bürgerhäuser kommen kann. Es scheinet, daß viele sich einen falschen Begriff machen und entweder den Baufonds für allein unerschöpflich oder aber ihre Privatbauten für wichtig genug halten, daß sie den Königlichen Bauten vorgezogen werden müßten. Denn es sind Se. Majestät seit dem vorigen Bauetat allein von den Einwohnern in Berlin mit 934 Bittschriften behelligt worden. Von diesem Irrtum wird das Publikum zurückkommen müssen, denn auch Rom ist nicht in einem Jahre erbaut."

Ein großes Verdienst erwarb sich der König durch die Erbauung der Landarmenhäuser. Die Unglücklichen, welche keine Angehörigen, keine Heimat, keine Mittel besitzen, fanden und finden hier das notdürftigste Unterkommen. In seine Regierung fällt ferner die Stiftung des Bürger-Rettungs-instituts und die Begründung der Feuersozietäten. Zum Besten der vorübergehend in Not geratenen Personen errichtete er das Pfandleihinstitut. Die Lotterie, welche zuvor verpachtet war, bekam ihr eigenes Grundstück und wurde nun zum Besten der Witwen-, Waisen- und Charitée-Anstalten verwaltet. Die Provinzial-Schul-Kollegien verdanken Friedrich Wilhelm II. ihr Entstehen. 1789 führte er die Abiturientenprüfungen auf den Gymnasien ein. Von jetzt ab berechtigte nur das Reifezeugnis zum Besuch der Universität.

Für die Schulen hatte Friedrich II. fast nichts gethan. Den Unterricht übertrug er invaliden Soldaten, von denen viele nicht lesen und schreiben konnten. Beklagten sich die Gemeinden, so schalt er, daß man „Leute, die alles fürs Vaterland geopfert, nicht versorgt wissen wolle." Die Besoldung war jämmerlich. In der Kurmark befanden sich noch mehr als 500 Lehrer mit einem Jahrgehalt von 10, sage zehn Thalern. „Sie mußten," erzählt Dohm, „sich als Weber, Schneider, Kuhhirten und Nachtwächter einen Nebenerwerb suchen. Die Art, wie die Invaliden dozierten, war ihre

Sache. Im Sommer wurde keine Schule gehalten, weil die Eltern ihre Kinder zur Feldarbeit brauchten. Im Winter wurde derjenige Krüppel, „mietsweise" angenommen, der das Schulehalten für den billigsten Preis übernahm." Auf Gesuche um Gehaltserhöhung antwortete Friedrich: „Ich will den Schulmeisters gestatten, in der Ernte sechs Wochen auf Tagelohn zu gehen." Wie mildthätig!

Friedrich Wilhelm bekundete den festen Entschluß, sich des Unterrichtswesens anzunehmen. Die Lehrer-Seminare zu Berlin, Stettin, Breslau, Königsberg und Bergen verdanken ihm ihr Entstehen. In Ostpreußen wurden Normalschulen erbaut. Auch das Stadtschulseminar in Berlin, in welchem Lehrer für die Bürgerschulen vorgebildet wurden, sowie das Friedrich Wilhelms-Gymnasium wurden von ihm errichtet. Die Schulanstalten in Neuruppin, Königsberg und Brandenburg führen seinen Namen. Von öffentlichen Anstalten entstanden ferner die Tierarzneischule, die Singakademie, die Artillerieschule und eine höhere Töchterschule. Einer der ältesten wissenschaftlichen Vereine, der bis heute ein Sammelpunkt von Fachgelehrten ist und ein weit über die Grenzen Preußens hinausgehendes Ansehen genießt, ist die „Gesellschaft naturforschender Freunde" in Berlin. Sie wurde 1773 gegründet, und Friedrich Wilhelm unterstützte sie schon als Kronprinz. Als ein Beweis dafür, wie sehr Friedrich Wilhelm die deutsche Wissenschaft zu fördern bemüht war, darf es angesehen werden, daß er dieser Gesellschaft 1792 das wertvolle Grundstück Französischestraße 29 schenkte. Noch heute hat die Gesellschaft daselbst ihren Sitz, und wenn von ihr rühmend gesagt werden darf, daß sie sich ungehindert bis zur Stunde auf der Höhe der Wissenschaft erhalten hat, so verdankt sie dies wesentlich diesem hochherzigen Könige.

Für die Bauthätigkeit war die Regierung Friedrich Wilhelms eine Zeit der Blüte und des Aufschwungs. Eines

Digitized by Google

seiner schönsten Bauwerke ist das Brandenburger Thor in Berlin. 1793 wurde es vollendet. Als der König aus dem Feldzuge heimkehrte, hielt er seinen Einzug zum ersten Mal durch das Brandenburger Thor. Bei diesem Anlaß wurde das von Schuhmacher in Lübeck gedichtete und später zur Nationalhymne erhobene Königslied: „Heil Dir im Siegerkranz!" zum erſten Mal gesungen. Es hatte damals eine andere Melodie. Handtmann erzählt in der Kreuzzeitung vom 10. Juli 1894: „Zahllose Tonkünstler haben ihren Bedarf an neuen Ideen aus dem reichen Schatz katholisch-kirchlicher Melodien zu decken versucht. Daß aber unser ganzes preußisches Vaterland dort eine gewaltige Anleihe gemacht hat, war bisher im Dunkel geblieben. 1813 brachten preußische Soldaten den Text „Heil dir im Siegerkranz" nach Schlesien, aber niemand konnte das Lied singen. Da begegneten eines Tages Offiziere, unter ihnen Scharnhorst, einem Wallfahrtszug, der unter Führung des katholischen Pfarrers Thamm aus Cudowa, der weltbekannten Frauen-Heilquelle, nach Reinerz zog unter dem Gesang:

„Heil Dir, o Königin,
Des Brunnens Hüterin,
Heil Dir, Marie!
Zu Segen und Gedeih'n
Laß sprudeln klar und rein
Allzeit den Labequell:
Heil Dir, Marie!"

Scharnhorst fragte den Pfarrer, woher diese Melodie stamme. Thamm erwiderte: „So haben wir hier in den schlesischen und mährischen Bergen schon von altersher gesungen, es ist ein uralter Wallfahrergesang." Die Offiziere brachten die schöne Melodie zu Papier und legten ihr den Text des Königsliedes unter. Von nun an, dem 3. September 1813, wurde die Nationalhymne nach dieser Melodie gesungen.

Digitized by Google

Von Denkmälern, die in der Regierungszeit Friedrich Wilhelms erstanden, sind noch zu nennen das dem Könige Friedrich II. errichtete Marmorstandbild in Stettin, ferner die Statue Zietens auf dem Wilhelmsplatz in Berlin, die Herkulesbrücke mit ihren Sandsteingruppen ebendaselbst und das Prinz Leopold-Denkmal in Frankfurt an der Oder. Die Kunstbauten in Potsdam, das Orangeriehaus, das Belvedere, das Palais am heiligen See, die Bauten in Charlottenburg und Berlin, die Gartenanlagen in Monbijou und die Schlösser, die Waisenhäuser, Schulen, Kirchen, das Kurhaus in Freienwalde, die Garnisonkirche in Glogau, viele Pfarrhäuser, Militär-Magazine, Lazarette, das Stadtvogteigefängnis in Berlin, das Oranienburger-, Hamburger- und Rosenthaler-Thor, die Kupfergrabenbrücke und viele andere Bauwerke geben uns Kunde von der Bauthätigkeit und dem Kunstsinne Friedrich Wilhelms II. Das Marmorpalais und der Neue Garten wurden 1790 durch Langhans erbaut. Hierzu verwendete der König die Marmorblöcke des Säulengangs, welchen Friedrich II. in der Hauptallee von Sanssouci hatte anlegen lassen. Friedrich Wilhelm weilte gern in diesem schönen Schlosse und ist auch in demselben gestorben. Ihm verdanken auch die übrigen Bauten und Denkmäler ihr Entstehen. Die Lusthäuser, der Bibliothek-Pavillon, das Orangeriehaus, die Tempelruine (jetzt Küche), der Pyramideneiskeller, der Marmorobelisk, die Beamtenhäuser im holländischen Styl u. A. An diesen Monarchen erinnert daselbst eine Marmorbank mit seinem Porträt, die sich gegenüber dem mit einer Prometheusstatue geschmückten Hof des Marmorpalais erhebt, ferner eine Sandsteinfigur, die sich in einem versteckten Winkel des Gartens befindet und den König in Uniform mit Federhut und Reitstiefeln darstellt. Der Sockel des Denkmals trägt die Inschrift „Joh. Wohler fecit 1798." Diese wenig bekannte Statue soll früher im Garten der Gräfin

Digitized by Google

Lichtenau bei dem Spukhause in Potsdam gestanden haben. In der Nähe befindet sich die Sandsteinfigur eines Hundes, der dem Könige einst das Leben gerettet hatte. In dem „Neuen Garten“ und dem „Neuen Palais“ hat sich der kunstsinnige König ein bleibendes Denkmal gesetzt. 1881 bis 1888 diente dasselbe dem jetzigen Kaiser zum Aufenthalt. Der Kronprinz und drei seiner Brüder sind hier geboren. Die Reize der umgebenden Havellandschaft sind außerordentlich. Über die weite glitzernde Wasserfläche der Havel und des Jungfernsees schweift der Blick hinüber zur Meierei und zum Pfingstberg, zum Brückenthor von Redlitz und zur sagenumrankten Römerschanze und wendet sich dann ruhesuchend zur Heilandskirche am Port bei Sacrow. Jede Biegung des Weges enthüllt neue Schönheiten, und hat man Moorlaake hinter sich, so liegt die idyllische Pfaueninsel mit ihren zierlichen Schlößchen vor uns, umrahmt von Wasser und Wald, von Sonnenglanz und matten Nebelschleiern. Wer heute diese Schöpfung des braven Friedrich Wilhelm II. durchwandert, dem werden die alten Zeiten lebendig und bekannte Gestalten, wie Friedrich Wilhelm III. und die Fürstin Liegnitz, Prinz Karl, Humboldt, Köckritz, Finckenstein, Kaiser Wilhelm I. erscheinen vor dem geistigen Auge, wie sie leutselig und harmlos, fern vom politischen Getriebe daselbst weilen. Man kann es verstehen, daß unsere Herrscherfamilien sich hier wohl fühlten. Durch den Hofzimmermeister Brendel ließ Friedrich Wilhelm II. auf der Pfaueninsel das kleine burgartige Schloß erbauen, auch bevölkerte er die Insel mit Pfauen und anderen seltenen Thieren. So hat er ein Werk geschaffen, das an landschaftlicher Schönheit und friedlicher Ruhe der Lieblingsaufenthalt der Königlichen Familie geblieben ist.

Wie der König für die Bauthätigkeit Hervorragendes leistete, so wandte er auch der Hebung des Verkehrs seine Fürsorge zu. Er befahl, daß jedes Haus mit einer Nummer

Digitized by Google

zu versehen sei. 1796 war diesem Befehl in allen Straßen Genüge geleistet. Berlin ist die erste von allen Städten der Welt, welche ihre Häuser fortlaufend zu numerieren begann. Erst 1803 folgten Wien, 1805 Paris. Vorher bezeichnete man die Häuser entweder nach den Eckhäusern oder nach den Emblemen, die an den Häusern angebracht waren.

Eine gleich wertvolle Neuerung führte der König durch die Beleuchtung der Straßen ein. Der alte Fritz überließ die Straßenbeleuchtung zur Nachtzeit dem Himmel, d. h. dem Monde. Schien er, so war es gut, schien er nicht, so mußte es auch gut sein. Es bestand zwar eine Verordnung, daß „aus jedem dritten Hause eine Laterne mit Licht herausgehängt werden solle", und zwar sollten die Nachbarn darin abwechseln, aber Berlin blieb finster. Die Berliner müssen einen stillen Groll gegen die wohlthätige Helle gehegt haben, der sich in dem Ausblasen und Zerschlagen der Laternen bethätigte. Um der Unsicherheit auf den Straßen zu begegnen, hatte der alte Fritz verordnet, ein Jeder solle „nachts bei Strafe mit einer Fackel oder Laterna" gehen. Die Laternen waren so rar, daß sie nur so viel Helligkeit verbreiteten, „um zu sehen, wie dunkel es war". Außerdem herrschte die Mondscheintheorie, so daß Berlin in ägyptische Finsternis gehüllt war. Zu den Kosten wollte der alte Fritz nichts hergeben. Friedrich Wilhelm sah es mit Recht für eine Ungerechtigkeit an, den Hausbesitzern allein die Last der Beleuchtung aufzulegen, die doch Allen zu Gute kam. Er bewilligte die Mittel, und Ende 1786 gab es in Berlin schon 2354 Laternen, die vom September bis Mai ihr Licht verbreiteten.

Aber nicht allein für die Beleuchtung und Verschönerung, für die Bauthätigkeit und Hebung des Verkehrs hat Friedrich Wilhelm viel gethan, auch für die Kunst und das Theater,

Digitized by Google

für die Wissenschaft und Musik bekundete er ein tiefes Verständnis. Friedrich II. war ein Petrefact, der in seinen musikalischen Jugenderinnerungen erstarrt war. Er suchte ebenso zu verhindern, daß die Wiener Tonschule, Haydn, Gluck, Mozart und deren Vorläufer Händel, in Preußen zur Geltung kam, wie er sich gegen Göthe, Schiller, Lessing, Wieland, Herder, Klopstock abwehrend verhielt. Friedrich Wilhelm dagegen war schon als Kronprinz der Protektor der Wiener Tonschule. Er besaß feines Kunstverständnis, stand mit Haydn, Mozart, Boccherini und später mit Beethoven in persönlicher Verbindung. Er war ein sehr tüchtiger Cellist, der fleißig mit seinem Lehrer Dupont übte und sein Instrument auf seinen Reisen mitnahm. Mit Hausmann und dem Prinzen August hat er oft zusammen musiziert. Er spielte sogar Boccherinis 6 Cellosonaten, die nur ein guter Musiker bewältigen kann. Dupont war zwar ein hochmütiger französischer Fratz, den Mozart nicht leiden mochte, aber der König hielt ihn seiner Kunst wegen. Boccherini erhielt vom Könige eine Pension, für die er ihm jährlich einige Streichkompositionen zu liefern hatte. Haydn hatte er mit einem Brillantring beschenkt, und Haydn sagte: „Wenn ich etwas recht Gutes machen will, so stecke ich den Ring an den Finger, denn er stammt von einem Könige, der fleißig gearbeitet und ein tüchtiger Musiker ist.“ Der König bot Mozart eine Oberkapellmeisterstelle mit 3000 Thlr. Gehalt an, aber Mozart lehnte ab und schrieb: „Schaun's Majestät, soll ich meinen guten Kaiser verlassen?“ Als er dem Könige sein berühmtes D-Dur-Quartett gewidmet hatte, beschenkte ihn dieser mit einer goldenen Dose. Beethoven, der ihm zwei Cellosonaten widmete, stand mit ihm in Briefwechsel.

Auch für das deutsche Theater hat Friedrich Wilhelm viel gethan. Der alte Fritz gestaltete das Schauspielhaus zu einem lediglich französischen. Er beleidigte hierdurch das

Digitized by Google

deutsche Nationalgefühl. Friedrich Wilhelm verbot sogleich die Aufführung in französischer Sprache und verlieh dem Berliner Schauspielhause den Namen: „Deutsches Nationaltheater." Er berief Döbelin zum Direktor, der bisher in der Behrenstraße gespielt hatte. Bei ihm wirkten Fleck, Iffland, Schröder, Devrient, Crelinger. Nun gelangten die Stücke deutscher Dichter zur Aufführung. Der alte Fritz hatte die deutschen Klassiker verachtet. Er wollte weder Lessings „Minna von Barnhelm", noch Gleims „Lieder eines Grenadier", noch Ramlers, ihm zu Ehren gedichteten, Oden in seine Bibliothek aufnehmen. Durch seine undeutsche, glaubenslose Richtung war das deutsche Nationalgefühl verkümmert. Jetzt wurden auf Allerhöchsten Befehl „Otto von Wittelsbach", „Emilia Galotti", „Don Carlos" und Schillers „Räuber" gegeben. Der Schriftsteller Hermes überschickte dem Könige sein Werk „Töchter edler Herkunft" unter Darlegung seiner Dürftigkeit. Der König antwortete ihm: „Zu Ihrer Aufmunterung, der Welt mit guten Büchern zu nützen, will ich Sie gern von Ihren Sorgen befreien. Minister Graf Hoym hat Anweisung, Ihnen eine lebenslängliche Pension von 300 Thalern auszuzahlen." Der Sprachforscher Adelung in Dresden, der ihm sein Werk über die deutsche Sprache zueignete, empfing von ihm ein Geschenk mit dem Hinzufügen: „Als deutscher Fürst schätze ich die deutsche Sprache höher als alle anderen."

Auch in Potsdam gab der König der Bühne ein eigenes Heim. Bis dahin hatte Friedrich seine italienischen Opern teils im Schlosse, teils in der griechischen Kirche aufführen lassen. Jetzt ordnete der König den Bau eines neuen Theaters an, und am 7. Oktober 1795 wurde dasselbe mit dem Lustspiel „Maske für Maske" in seiner Gegenwart eröffnet.

So gebührt dem Könige denn auch als Kenner der Musik und der Kunst unsre Achtung. Die Gemälde, welche er für seine Schlösser oder für den Staat anzukaufen befahl,

Digitized by Google

haben alle einen hohen künstlerischen Wert. Man muß zugeben, daß es Friedrich Wilhelm an Liebe zu der Kunst und an Verständnis derselben nicht gefehlt hat. Er erkannte ihre Ziele, wenn er sagte, daß ihre Darstellungen „in das Herz der Menschen kommen sollen", er ging nicht fehl, wenn ihm auch in der Kunst der Inhalt über die Form ging. Wir müssen diesen König, den Mann mit dem reichen Naturſinn, mit dem unbefangenen Blick und dem lebenswarmen Herzen hochschätzen, daß er der Kunst von Jugend auf zugethan war, „sie gern sehen wollte im Dienste dessen, der sie gegeben und geschaffen hat," und sein Leben alle Zeit mit ihr verschönte.

Der König und die öffentlichen Zustände.

Zur Bereicherung der Kenntnis des öffentlichen Lebens und der sittlichen Zustände jener Zeit tragen auch die Bekanntmachungen bei, welche unter der Regierung Friedrich Wilhelms erlassen wurden. Die Quellen für das Hofleben jener Zeit fließen ohnehin so spärlich, daß schon Schwebel klagt: „Leider fehlt eine tiefere Kenntnis dieser merkwürdigen Epoche. Es wäre heilsam, wenn die Historiker gerade diesem Zeitraume der kurzen elfjährigen Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. ein regeres Interesse zuwendeten."

Ein interessantes Bild über das Hofleben und den gewerblichen Verkehr jener Zeit erhalten wir, wenn wir die Berliner Blätter jener Jahre auf die königlichen Verordnungen durchmustern. Bekanntlich hatte der König die verhaßte „General-Tobaks-Administration" aufgehoben. Um der Gefahr des überhandnehmenden Tabaksgenusses zu begegnen, aber auch die beim Rauchen nötige Vorsicht einzuschärfen, befahl der König: „Das Tobaksrauchen auf der Straße wird bei fünf Thlr. Strafe oder körperlicher Züchtigung ver-

Digitized by Google

boten. Auch werden die Einwohner angewiesen, beim Holzhauen darauf zu achten, daß sie den Holzhauer, wenn er bei dieser Arbeit rauchet, die Pfeife mag bedecket sein oder nicht, gleich aus der Arbeit gehen lassen."

Die Zeitungen übten damals schon einen verderblichen Einfluß aus. Das Zeitalter, in dem das Volk durch Bücher auf die öffentlichen Schäden hingewiesen wurde, war eine lichtvolle Epoche gegen die Zeit, in der die Zeitungsfabriken die öffentliche Meinung — entdeckten. Nicht immer ließ es der König bei einer bloßen Verwarnung gegen die Zeitungsschreiber bewenden. Ein Küster, der in einer Zeitschrift den Aufruhr gepredigt hatte, wurde zu dreijähriger Festungsarbeit verurteilt. Nach Abbüßung der Strafe sollte er unter die Soldaten gesteckt werden. Das war eine verhängnisvolle Wertschätzung des Soldatenstandes. Dieselbe findet eine Ergänzung in dem zwischen Preußen und Kursachsen abgeschlossenen Vertrage behufs Auswechselung der Fahnenflüchtigen. „Wenn der davongelaufene Kerl eine Länge von 5 Fuß 6 Zoll besitzt, so muß für ihn ein Aequivalent von 24 Thlr. bezahlt werden gegen ein auszutauschendes Subjekt von gewöhnlichem Zollmaß." Der längste Mann hatte einen Wert von 50 Thalern.

Die Fremdenpolizei wollte Friedrich Wilhelm streng gehandhabt wissen. „Ich habe mißfällig bemerkt, daß viele Fremde unter anderem Namen hierselbst einpassieret sind. Solche Falschmeldung wird strengstens untersagt, imgleichen werden die Ein- und Auspassierenden verpflichtet, in den Thoren beim Examinieren, welches aufs genaueste geschehen soll, ihre Namen, Verrichtungen, oder ob sie nur spazieren fahren, mit Bescheidenheit anzuzeigen."

Die Sauberkeit der Straßen ließ sich der König sehr angelegen sein. Er untersagte das übliche Wäschespülen an den Stadtbrunnen, ebenso bei 2 Thlr. Strafe das Trocknen der Wäsche und das Sonnen der Betten auf der Straße.

Digitized by Google

Mit 10 Thlrn. wurde die Verunreinigung der Straßen und der Spree mit toten Katzen, Hunden oder Federvieh geahndet. Ein Befehl vom 20. Juli 1787 bestimmte, daß niemand fortan die Verkaufsbuden auf dem Dönhofsplatz als Nachtquartier oder als Viehställe benützen dürfe. Eine andere Verfügung verbietet den Fuhrleuten, welche im Lustgarten Schutt und Mist abladen, den Unrat auf einem Haufen liegen zu lassen. Sie haben denselben vielmehr, bei 5 Thaler Strafe, auszubreiten.

Auch das sittliche Wohl der Berliner wurde überwacht. Das Hazardspiel war bei 1000 Dukaten Strafe verboten. Beamten, die sich an Glücksspielen beteiligten, drohte die Kassation. In Vorahnung des „Kümmelblättchens" untersagte ein Edikt alles Spielen mit Karten, Würfeln oder „anderen Zeichen, sie mögen bereits erfunden sein oder noch erfunden werden." Unsere Vorfahren liebten bei ihren Festlichkeiten die Musik, die das Mahl belebte und die Gäste zum Tanze führte. Für die Wahl der Musikanten bestand eine Verfügung, daß „außer den königlichen Beamten Niemandem erlaubt sey, sich anderer musikalischer Aufwartung als der Stadtmusikanten zu bedienen." 10 Thlr. Geldbuße oder Leibesstrafe ahndeten diesen Frevel!

Während des Karnevals fand eine bestimmte Reihenfolge von Vergnügungen bei Hofe statt. Sonst führte der König ein stilles, wohlgeregeltes Leben im Marmorpalais in Potsdam. Vier Stunden des Vormittags waren der Arbeit gewidmet. Zwischen 12 und 2 Uhr erteilte er Audienzen. Um 3 Uhr setzte er sich zur Tafel. Nachmittags musizierte und erledigte er seine Korrespondenzen. Er liebte weite und selbst anstrengende Spaziergänge. Auch hatte er es gern, wenn ihn ein Hund begleitete, aber in seinen Zimmern litt er ihn nicht. Das Theater besuchte er oft. Die Kapelle zählte 62 Mitglieder. Obwohl er die Kunst, das Theater

Digitized by Google

und die Musik schätzte und begünstigte, zahlte er den Künstlern nicht die hohen Gagen, wie dies Friedrich nur zu verschwenderisch gethan. Für das Ballet besoldete er nur 8 Solotänzer mit festem Gehalt. 31 Tänzer bezogen Diäten. Die Oper wurde aus der Hofstaatskasse bezahlt. Der Eintritt war unentgeltlich. Der König nahm seinen Platz unmittelbar hinter dem Orchester, neben ihm die Prinzen, hinter diesen die Generale, Offiziere und Kadetten. Es war Sitte, daß diese, nebst dem König, stehend der Oper zuhörten. Für das Publikum war im Parterre nur ein kleiner Raum zugemessen. Den Ministern, Gesandten, Hofleuten und Staatsbeamten waren bestimmte Logen angewiesen. Die Königin nebst Gefolge nahm in der Königsloge Platz. Mit derselben Strenge, mit welcher noch heute im Opernhause in London darüber gewacht wird, daß jeder im Gesellschaftskleide erscheint, wurde damals in Berlin verfahren. Niemand erhielt Zutritt, der nicht im Galaanzug erschien. Gern drückte man dem wachhabenden Gardisten ein Geldstück in die Hand, um des Anzuges wegen passieren zu können.

Unzweifelhaft ließ es sich Friedrich Wilhelm angelegen sein, deutsche Bildung zu unterstützen, deutsche Kunst und Litteratur zu begünstigen. Dem Kupferstecher Berger gewährte er als Aufmunterung für einen besonders gelungenen Stich ein Geschenk von 500 Thlrn. unter der Bedingung, daß er noch zwei Platten liefere. Dem Kurator der Akademie der Künste überwies er einen Fonds, aus dessen Zinsen jährlich vier Kupferstecher, je nach ihren Leistungen, mit 400, 300, 200 und 100 Thalern unterstützt wurden.

Auch dem biederen Arzt Heim schenkte der König seine Gunst. Der „alte Heim“ war Leibarzt der alten Prinzessin Amalie gewesen, war es dann am Hofe des Königs und in der Familie des Prinzen Ferdinand. Er behandelte später die Königin Luise und erfreute sich auch des Vertrauens

Digitized by Google

Friedrich Wilhelms III. und seiner Kinder. Bei aller Anhänglichkeit an das Zollernhaus hat Heim in seinem Tagebuch sein freimütiges Urteil nie verleugnet. Als Friedrich Wilhelm II. verschieden war, schrieb Heim in sein Tagebuch: „Er hat als ein Wohlgesinnter gelebt und ist auch als ein solcher gestorben." Das von seinem Nachfolger in Szene gesetzte Leichenbegängnis tadelte er. Er fand es widersinnig, daß Minister des Reichsinsignien und alte Generale den Baldachin tragen und Obersten die Pferde führen mußten. „Wozu sich der Mensch doch gebrauchen läßt! Und sich noch dazu zu einer Ehre anrechnet. Ach! Die elenden Menschen!" Von dem alten Prinzen Heinrich berichtet Heim nichts Gutes. Er sagt, der Prinz Heinrich welcher Sympathien für die französische Revolution hegte, hätte der Regierung Friedrich Wilhelms II. viel Opposition bereitet. Heim findet, daß der Prinz sich „ein erstaunliches Ansehen giebt, das ins Lächerliche geht." Prinz Heinrich kam selten nach Berlin. Prinz Ferdinand hingegen wohnte im Winter in seinem Palais in der Wilhelmstraße und im Sommer im Schloß Bellevue.

Des letzteren Gemahlin war eine der originellsten Erscheinungen des Berliner Hofes. Bald sagte sie ihren Kindern in des Arztes Gegenwart „solche harte Sachen", wie sie Heim nie seinen Kindern gesagt hätte, bald legte sie eine „Affenliebe" an den Tag. Heute ging sie gemütlich mit ihm im Bellevuegarten spazieren und erzählte ihm Dinge, die Heim „sehr eigentümlich vor eine Prinzessin" fand, morgen zankte sie mit ihm. An einem Tage mußte er sich, als er vom Regen überrascht und durchnäßt zu ihr kommt, sofort umziehen, am nächsten Tage war sie so rücksichtslos, ihn vorsätzlich zu ärgern. Heim fackelte aber nicht. Wurde er zu sehr geärgert, dann blieb er weg und kündigte seine Stellung. „Wenn es diese Prinzessin zu arg mit mir macht, so gehe ich garnicht mehr zu ihr. Ich kann sie schon entbehren."

Digitized by Google

Nach der Kündigung schreibt ihm die Prinzeß jedesmal einen höflichen Bittbrief, und er erscheint wieder — bis zum nächsten Zank. Er kommt zuletzt zu der Erkenntnis, daß man sich aus den Launen der „Großen" nicht allzuviel machen müsse. „Die Prinzeß hat mich wieder sehr ausgescholten, welches mir gleichgültig war."

Der Minister Graf von der Schulenburg gab ein Buch über die Kreditverhältnisse heraus. Er behauptete, daß die Verschuldung auf den unheilvollen Einfluß der Juden zurückzuführen sei. Trotz aller Befehle Friedrichs II. und seines Vaters, die Juden zu überwachen und ihren Zuzug nicht zu dulden, wurde ihre Zahl immer mehr. „Der Verkehr, worinnen die Judenschaft mit Hofleuten stehen, setzt sie in den Stand, von den geheimsten Sachen Kunde zu bekommen. Und da ihr fast jeder zinsbar ist, so wird es ihr auch leicht, daselbst Freunde zu finden, wo sie keine finden sollte. Bey jedem Rechtsstreite wissen die Juden sogleich den Referenten auszumitteln, und er muß ein reicher Mann seyn, wenn er gegen ihre Ränke die Probe halten soll. Es hat schon unter dem vorigen Könige Beyspiele gegeben, daß sie seine Befehle vereitelten. Was soll man sagen, wenn selbst der Justizminister mit einem Meyer Warburg und anderen Juden, die von der Wucherey Profession machen, Arm in Arm gehet? Was soll der Christ, wenn er mit solchen Leuten im Prozeß liegt, für Hoffnung in seyne gerechte Sache setzen? Der Jude Moses Isaak hatte bestimmt, daß diejenigen seiner Kinder, welche zum Christentum übertreten, von der Erbschaft ausgeschlossen seien. Nach seinem Tode ließen sich zwey seiner Töchter taufen. Die eine heuratete einen Offizier und die andere einen Edelmann. Es entstand ein Prozeß. Die christlichen Erben gewannen beim Kammergericht. Die Juden appellierten und erreichten eine Sentenz, die sie in den Besitz des ganzen streitigen Kapitals brachte.

Digitized by Google

Bald darauf las man, der König habe sich die Akten kommen lassen und halte die Gründe des Tribunals für so unwiderleglich, daß er das Urteil leider bestehen lassen müsse. Das Kabinettsschreiben, mit welchem der König die Akten an das Tribunal zurückgab, zeugt von der Gerechtigkeitsliebe des Monarchen. Er hebt hervor, wie auch durch diesen Prozeß dargethan werde, daß die Juden einen tötlichen Haß gegen die Christen besitzen und ihre Herrschaft mit Erfolg behaupten. Damit aber das deutsche Volk nicht noch weiter von dem Judenvolke geschädigt werde, befehle ich, daß sofort ein hierauf bezügliches Gesetz erlassen werde, welches diesen Fall bestimmt entscheidet. Dieses Gesetz ist der jüdischen Nation und allen Gerichtshöfen zu publizieren. Die Juden haben diese Sentenz erschlichen. Warum theilte man nicht das Kapital in beyde Parteyen? Warum mußten die christlichen Erben der leidende Teil bleiben? Das Kammergericht hat recht gesprochen, das Tribunal aber hat Scheingründe vorgebracht.“*)

Die Magdeburgische Zeitung vom 31. Januar 1793 berichtet: „Ungeachtet des scharfen Verbots wagten es hier im Felde mehrere Juden 120 Ochsen aus Vorderösterreich in das französische Lager zu bringen. Ein Kaiserliches Kommando verfolgte sie und gelangte in den Besitz der Ochsen, konnte aber die fliehenden Juden nicht erreichen.“

„Der erste Schritt zur Befreiung von der Juden-Tyrannei ist die Aufklärung des Volkes, welches über den Charakter des Judentums getäuscht worden ist.“ Die Grundlage aller Wohlfahrt ist das Christentum. Die Juden haben aber Christum, den Herrn der Schöpfung, ans Kreuz geschlagen, und sie schmähen ihn auch heute noch mit gleichem Hasse. Für sie ist er ein Betrüger. Nach ihrem Nationalgesetz sind

*) Geheime Briefe über die Preußische Staatsverfassung seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. Utrecht 1787, S. 38.

Digitized by Google

nur sie Gottes Kinder. Alle anderen Menschen sind von Gott verstoßen, die sie, ohne Sünde zu thun, unterdrücken, schädigen und verachten dürfen. „Du wirst alle Völker fressen und du sollst ihrer nicht schonen" steht 5. Mose 7, 16. In dieser und anderen Schriftstellen befiehlt Gott den Juden, die Völker nicht zu schonen. Sie müssen diesem Befehle nachleben, und deshalb haben die Hohenzollern von jeher den Umgang ihres Volkes mit den Juden, die nach Gottes Willen stets ein von allen Menschen abgesondertes Volk bleiben sollen, als unheilbringend angesehen. Friedrich Wilhelm hielt fest daran, daß ein Feind und Spötter Christi nur unheilvoll auf sein Volk einwirken könne.

„Niemand kann sich dem verschließen, daß der jüdische Einfluß für unser Volk verderbenbringend ist. Die Frage der christlich-jüdischen Mischehen ist brennend geworden, seitdem das Gesetz vom 3. Juli 1864 mit seiner Gleichstellung von Juden und Christen und das Zivilstandsgesetz zusammenwirkten, um den Unterschied zwischen Juden und Christen zu verwischen und die Angehörigen beider Religionen zu vermischen. Von 1875 bis 1890 sind 4214 christlich-jüdische Mischehen geschlossen worden. Diesem greulichen Mißstande gegenüber greift die Generalsynode ein. Sie nennt diese Mischehen das schlechteste Beispiel, das die vornehmen Kreise geben, die oft nur des jüdischen Geldes wegen sich mit dem Judentum verbinden. Dem Einwand: „Warum soll ein Christ nicht ein jüdisches Mädchen aus Liebe heiraten? ist mit der Gegenfrage zu begegnen: „Wie kommt es, daß sich ein Christ nie in eine arme Jüdin verliebt?" Gerade die vornehmen Kreise sind es, in denen die jüdischen Geldheiraten häufig vorkommen. Daß ein Handwerker, Bauer oder Arbeiter sich zur Heirat mit einer Jüdin herabwürdigt, ist kaum je dagewesen."*)

*) Zeitung „Das Volk," Berlin, den 10. November 1894.

Digitized by Google

Trotz des Judenreglements sah sich Friedrich II. immer wieder genötigt, neue Strafbedingungen zu erlassen. „Nachdem wir bei den geduldeten Juden viele Mißbräuche angemerket, haben wir beobachtet, daß sie den christlichen Kaufleuten ungemeinen Schaden zugefüget."

Friedrich Wilhelm bestätigte alle diese Bestimmungen. Er verschärfte sie sogar noch dadurch, daß er den Juden das ihnen bisher gestattete Hausieren ganz verbot. Seine Kabinettsordre vom 18. Januar 1789 lautet: „Da das Hausieren der Juden, sowohl in den Städten als auf dem Lande, sehr zunimmt, so befehle ich, daß derjenige Jude, welcher auf Hausieren betroffen wird, sogleich auf drey Monate in die Vestung gebracht, auch nach Beschaffenheit der Umstände aus dem Lande verwiesen werden soll."

Wegen der Kriege war der König oft abwesend von Berlin. In dieser Zeit hatten sich viele Beamte der Trägheit hingegeben. Nach dem Baseler Friedensschluß trat der König dieser Pflichtverletzung durch folgende Ordre entgegen: „Auf meiner Reise sind mir viele Beschwerden über den langsamen Geschäftsgang zugegangen. Bei meiner so oft erklärten Willensmeinung, daß jeder Unterthan gehöret, ohne durch Verschleppung und ohne durch Sporteln ermüdet und mutlos gemacht zu werden, hatte ich erwartet, daß die Beamten, und jeder Minister die Klagen, besonders der niedrigen und hülfsbedürftigen Volksklassen zum Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit gemacht haben würden. Nun sind aber viele Resolutions obenhin und nichtssagend abgefaßt, auf Aufschub und Verschleppung hinauslaufend. Ich will solches durchaus nicht länger dulden und erinnere die Etats-Minister an ihre Pflicht, nach der jeder in seinem Ressort sich um die Geschäfte sorgfältig bekümmern, in fleißiger und gründlicher Arbeit sich den Beamten zum Muster vorstellen und die trägen Offizianten mehr zum Fleiß antreiben soll. Ich befehle ihnen, daß meine Unterthanen für ungebühr-

Digitized by Google

liche Behandlung, für Beeinträchtigung geschützt, klaglos gestellt und beruhigt werden. Ich werde selbst mit Ernst hierüber wachen. Und damit die Ministres ihren Beruf umsomehr wahrnehmen, bestimme ich, daß sie ihre Urlaubsgesuche mehr einschränken."

Des Königs Aufmerksamkeit war stets darauf gerichtet, die Zufriedenheit und den Wohlstand seines Volkes zu fördern. Er sah zuerst auf die unteren Stände, weil er wußte, „daß die Beamten für ihren hohen Gehalt nicht viel leisten, sondern bequeme Tage haben wollen. Er entfaltete eine Thätigkeit in so außerordentlichem Umfange, daß zu mancher Zeit seine Verfügungen sich von Tag zu Tag folgen."*) Leider hatte der König unausgesetzt mit der Trägheit und Selbstsucht der Beamten zu kämpfen. „Je deutlicher die bedenkliche Wendung seiner Krankheit hervortrat, je mehr lag es ihm am Herzen, die Schuldentilgung zu beschleunigen. Sodann wollte er die Versorgung der Invaliden gesichert wissen. Mit Recht erblickte er in der Wiedereinführung des Tabakmonopols das sicherste Mittel für diese Zwecke. Hätte sich der Einfluß treuer und gewissenhafter Beamten als überwiegend erwiesen, so würde der Zweck auch erreicht worden sein. So aber wurde das schwere, jede hinreichende Überwachung der Staatsgeschäfte verhindernde körperliche Leiden des Königs von der herrschenden Partei benutzt, ihre persönlichen Interessen zu verfolgen. Der Kampf hiergegen wurde namentlich von dem tüchtigen Minister von Buggenhagen geführt. Als Leiter der General-Tabaks-Administration drohte er in einzelnen Fällen mit militärischer Gewalt. Es bleibt Thatsache, daß es sich bei dem Tabak um einen Luxusartikel und ein durchaus steuerfähiges Objekt handelte. In seinen Bestrebungen für das Emporkommen des Gewerbewesens wurde der König besonders durch den Minister von Werder unterstützt."*)

*) Dr Stadelman, Publikationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven XXV. 3. S.115.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm wandte auch den Getreidevorräten sein Interesse zu. Eine Kabinettsordre vom 8. Januar 1788 führt aus: „Der König habe in Erfahrung gebracht, daß durch den Getreidehandel eine Menge von Korn außer Landes gehe. Er befehle, sofort über die Kornvorräte zu berichten. Er sei besorgt, daß im Fall einer Mißernte das ganze Land in Verlegenheit komme." In einer am 29. September 1789 an den Minister von Blumenthal gerichteten Ordre beklagt er die „noch ganz exorbitanten Kornpreise," welche unmöglich wären, wenn der Handel und die Ausfuhr überwacht würden.

Seine vortreffliche Finanzverwaltung ruft die Verwunderung hervor, wenn man erwägt, daß er drei Kriege, den holländischen, französischen und polnischen glücklich zu Ende führte, ohne eine Staatsanleihe aufzunehmen. Wenig bekannt ist es, das er nicht zu bewegen war, Papiergeld anfertigen zu lassen. Erst Friedrich Wilhelm III. führte 1806 das Papiergeld ein. Für die unheilvolle Wirtschaftspolitik seines Sohnes, der die Monopole beseitigte, den Freihandel einführte und den Juden die Staatsbürgerrechte gab, ist er nicht verantwortlich. Er befolgte die Grundsätze, welche neuerdings Geheimrat von Massow so nachdrücklich empfiehlt: „Nur die Entlastung der wertschaffenden Arbeit, die Aufhebung der Kapitalherrschaft, die Befreiung des Staates von der Schuldenknechtschaft können uns helfen. Diesem Ziele müssen wir zustreben, solange es noch Zeit ist, auf einem Wege, der uns herausführt aus der Misere und uns rettet vor dem Untergang. Unser Volk ist fleißig, treu, arbeitend, sich quälend, notdürftig sich nährend und doch willig, sich führen zu lassen. Es hat es nicht verdient, zu Grunde zu gehen am Manchestertum."

Herr von Massow tritt für die Wirthschaftsführung der alten preußischen Könige ein. Nur durch diese war es Friedrich Wilhelm II. und seinem Vorgänger möglich, ohne Verarmung des Volkes große Kriege zu führen.

Digitized by Google

Geisterbeschwörungen.

Friedrich Wilhelm II. ist von seinen Feinden und auch denen, die einiges Gute an ihm fanden, so oberflächlich beurteilt worden, daß es die Pflicht der Gerechtigkeit erfordert, alles über ihn Bekannte scharf zu beleuchten. Die Zeit, in der er lebte, liegt ein Jahrhundert hinter uns. Je mehr seine Thaten dazu angethan sind, auch noch die Gegenwart zu beeinflussen, desto mehr ist es ein Bedürfnis, daß er seinem Volke wiedererobert werde. Dies kann nur geschehen, wenn wir auch die diejenigen Seiten seines Lebens beschauen, welche die Geschichte bei den Herrschern meist unbeachtet läßt. Nur wer sich bemüht, auch die verborgenen Partien, die Schwächen und Unschönheiten eines Herrschers zu betrachten, wird in dessen Seele zu schauen vermögen.

Eine seiner Eigenschaften, die weder seine Freunde noch seine Feinde verstanden haben, ist sein Interesse und sein Hang am Übersinnlichen, Geheimnisvollen. Auch seine Lobredner wissen nicht, was sie mit dieser seiner Geistesrichtung anfangen sollen. Dr. Hahn berichtet: „Den König fesselte besonders das ernste, geheimnisvolle Wesen seines Generaladjutanten von Bischoffwerder, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte. Derselbe war Mitglied von Gesellschaften, welche in Verkehr mit der Geisterwelt zu treten vermeinten. Man behauptet, daß er durch Erscheinungen aus der Geisterwelt sein Ansehen beim Könige befestigt habe."

Dr. Förster erzählt folgenden Vorgang: „Als eines Abends der Prinz bei seiner Geliebten in Charlottenburg weilte, rief ihn Bischoffwerder ab und führte ihn in ein entlegenes Haus, um ihn an der von ihm ersehnten Unterhaltung mit abgeschiedenen Geistern Teil nehmen zu lassen. Wie geschickte Taschenspieler dem Uneingeweihten ein ganzes Spiel Karten vorhalten, mit der Aufforderung, nach Belieben einige zu

Digitized by Google

ziehen und ihm demungeachtet diejenigen in die Hände spielen, die sie dazu vorher ausgewählt haben, so überließen es die Geisterbanner dem Prinzen, diejenigen Abgeschiedenen zu nennen, die er zu sehen verlangte, waren aber zum voraus sicher, daß er von denen, die man ihm vorschlug, nur diejenigen wählen würde, für deren Erscheinung Vorsorge getroffen war. Diesmal waren es: der römische Kaiser Marc Aurel, der Philosoph Leibnitz und der Große Kurfürst. Man hätte aber auch mit demselben Apparat dem Verlangen nach Karl dem Großen, Aristoteles und Ludwig XIV. genügt. Die Zauberei bestand darin, daß der geforderte Geist sich so aufstellte, daß sein Bild von einem Spiegel aufgefangen, in demjenigen dunkeln Zimmer sichtbar wurde, in welchem sich der Prinz befand. Es war ihm gestattet worden, Fragen an die Abgeschiedenen zu richten. Allein er war nicht im stande, einen Laut über seine Lippen zu bringen. Dagegen vernahm er von den heraufbeschworenen Geistern die Ermahnung, zur Tugend zurückzukehren. Der Prinz rief nun nach seinen Freunden und bat, den Zauber zu lösen und ihn von seiner Angst zu befreien. Nach einigem Zögern trat Bischoffwerder in das Zimmer und führte den zum Tode erschöpften Prinzen nach seinem Wagen. Dieser verlangte zu seiner Geliebten zurückgebracht zu werden. Diesem Wunsche wurde nicht nachgegeben und der Prinz noch während der Nacht nach Potsdam gebracht, wo die Ordensbrüderschaft versammelt war. Der Vorsteher nahm das Wort, wiederholte die von dem Geiste des Ahnherrn ausgesprochenen Ermahnungen, und die Brüderschaft drang so inständig in den Kronprinzen, daß er mit zerknirschtem Herzen den unerlaubten Umgang mit seiner Mätresse abschwor, jedoch mit dem Vorbehalt, daß er auch fernerhin bei ihr Trost und Unterhaltung suchen dürfe. Als er am nächsten Tage die Geliebte mit dem Gelübde, welches ihm abgedrungen war, bekannt machte, sprach sie zwar ihre

Digitized by Google

Entrüstung über die Ordensbrüder aus, erklärte sich jedoch bereit, jedes Opfer zu bringen, wenn sie sich nur ferner seine Freundin nennen dürfe."

Dr. Förster giebt an, diesen Vorgang habe ihm die Lichtenau persönlich mitgeteilt, welche ihn aus dem Munde Friedrich Wilhelms erfahren haben will. Manche Einzelheiten sind unwahrscheinlich, die Hauptsache mag sich jedoch zugetragen haben. Ich will nicht behaupten, daß hier wirklich eine Geisterbeschwörung stattgefunden hat, bestreite aber, daß eine solche außerhalb der Möglichkeit des menschlichen Willens liegt. Es ist erwiesen, daß es Leute giebt, welche durch das Anrufen abgeschiedener Seelen Krankheiten heilen. Das Blutversprechen, das Beschwören von Schlangen, das Warzen- und die Rose-Versprechen glauben viele zu verstehen. Auch durch Hypnose ist es möglich, jemanden in einen Schlafzustand zu versetzen, in dem er sich seines Willens entäußert und sein Geist dem Willen eines anderen Menschengeistes Folge leistet. Die Gefahren dieses geheimnisvollen Experiments sind nicht gering. Denn es ist etwas sehr Bedenkliches, wenn über eines Menschen Geist und Willen ein anderer Mensch solche Gewalt gewinnt. Viele behaupten zwar, Tote könnten aus dem Ort, der „das Gefängnis" heißt, nicht wiederkehren. Es bleibt aber Thatsache, das Tote erschienen sind. Samuel erschien auch und kündigte dem König Saul dessen baldigen Tod an. Saul war völlig überzeugt, daß Samuel aus dem Totenreiche heraufgekommen war und mit ihm sprach. Er erkannte seine Person, seine Stimme ganz genau. Er hatte ja mit ihm zusammen gelebt, denn Samuel war erst vor elf Jahren verstorben. Die heilige Schrift erzählt von vielen Verstorbenen, die nach ihrem Tode wieder auf Erden wandelten. „Es erschienen ihrer viele den Ihrigen." Wir wissen, daß Christus mit demselben Leibe, der gekreuzigt, gestorben und begraben war, aus dem Reiche der Toten wieder herauf-

Digitized by Google

kam. Er hat seinen Leib wohl verklärt, aber nicht vergeistigt, denn er ließ sich von seinen Jüngern anfassen und sprach zu ihnen: „Sehet doch meine Füße und Hände, daß ich es wirklich bin. Betastet mich und sehet, denn ein Geist hat nicht Fleisch und Gebein, wie ich es habe." (Lukas 24, 39.) Sie hörten die ihnen wohlbekannte Stimme und sahen seine Gestalt, denn er stand ja dicht bei ihnen. Als sie aber noch zweifelten, ob er, der Gestorbene, wirklich lebe, sprach er zu ihnen: „Habt ihr etwas zu essen?" Sie reichten ihm ein Stück gekochten Fisch und etwas Honig. Er nahm beides und aß vor ihnen. Das war für sie der Beweis, daß Verstorbene mit den Menschen in Verkehr treten können.

Aber nicht nur die seligen Geister (Abraham, Lazarus, Hiob, Samuel u. s. w.) sind hier auf Erden erschienen; auch der Teufel und seine Diener vermögen den Menschen nahe zu treten. Nachdem Lucifer von Gott abgefallen war und das Wesen der Bosheit angenommen hatte, will er als Nachäffung der Dreieinigkeit sein satanisches Wesen in der Dreiheit ausgestalten. So wird Gott dem Vater gegenüberstehen: Satan, der Mörder von Anfang; Gott dem Sohne: der Antichrist; und Gott dem heiligen Geiste: der falsche Prophet. Jetzt wohnt Satan noch im Himmel, um die Menschen zu verklagen, aber in den letzten Zeiten wird der Erzengel Michael mit ihm streiten, um ihn aus dem Himmel hinaus auf die Erde zu werfen. (Offenb. Joh. 12.) Dann wird der Antichrist auftreten. Dieser ist mit solchen Wunderkräften ausgestattet, daß man sich für ihn begeistern und ihn als Messias bezeichnen wird. Seine Herrschaft wird dreiundeinhalb Jahre dauern. Paulus nennt ihn 2. Thessalonicher 2, 3 den Menschen der Sünde, das Kind des Verderbens, der allen Gottesdienst ausrotten und sich zu Gott machen wird. Er überzieht die Welt mit Krieg und niemand vermag ihm zu widerstehen. Man wird ihm eine Bildsäule errichten, und diese redet

Digitized by Google

durch Teufelskräfte. (Offenb. 13, 15.) Die Menschen werden sein Malzeichen an ihrer Stirn oder ihrer rechten Hand erkennbar annehmen. Es ist dies sein Namenszug, nämlich 666. Der Antichrist erscheint zweimal. Er ist gewesen und ist nicht, und er wird wiederkommen aus dem Abgrund.

Nach den von Daniel bezeichneten fünf Weltherrschern trat Napoleon als der sechste Herrscher auf, der die Idee eines Weltreiches verwirklichte. Er ist der, der gewesen ist und nicht ist und wiederkommen wird. Friedrich Wilhelm II. hatte das bestimmte Gefühl, daß der Anfang seiner unheimlichen Herrschaft begonnen hatte. Geisterbeschwörungen fanden damals an vielen Orten statt.

Dieser sechste Herrscher wird sich dreimal zeigen. Einer und der andere und der achte sind aus derselben Familie. Der „Andere" ist auch schon dagewesen, obwohl nur eine kleine Zeit: Louis Napoleon III. 1852—1870. Es fehlt also nur noch „der Achte", der von sieben ist und schon dagewesen ist. Da es von ihm heißt, er komme aus dem Abgrund und durch Satans Wirkung, so liegt die Vermutung nahe, daß Napoleon I., um Christum nachzuäffen, wieder aufstehen wird, um seine letzte Rolle als Gegenchristus zu spielen. Die Schreckens-Regierung, deren Bündnis-Verlockung Friedrich Wilhelm kräftig widerstand, wird dann mit gewaltigen Heeren gegen alle Völker zu Felde ziehen. Wer den Anführer, den Antichrist, nicht anbetet, wird hingeschlachtet. Demnächst wird er nach Palästina ziehen, um dort wutentbrannt, den letzten Rest von Gottesdienst zu vernichten. Zuletzt werden die Riesenheere bei Harmageddon (Offenbarung 16, 16) den wahren Christus zum Kampfe herausfordern, der dann in Majestät vom Himmel mit seinem Heere auf weißen Pferden erscheint und den Antichrist samt seinen Heeren in einem Blutvergießen, wie es noch nie gewesen, vernichtet. Dieser letzte Akt der Weltgeschichte begann mit

Digitized by Google

der französischen Revolution. Wer geschärfte Sinne hat, hört die Töne des Grabgeläutes dieser zusammenbrechenden Welt. Jetzt wächst zwar noch das Unkraut, das der Feind gesäet, neben dem Weizen, dem Tage des Gerichts entgegen. Die Gegensätze scheiden sich aber immer schärfer, der Kampf wird immer ernster. Die gläubigen Christen treten auf die Seite ihres gekreuzigten Herrn, die Juden und ungläubigen Christen auf die seines Gegners. Die Anstrengungen des Fürsten der Finsternis steigern sich. Je näher die Entscheidung herannaht, um so mehr wird er durch Geisterbeschwörungen, Hypnose, Spiritismus viele Menschenseelen loszureißen suchen von dem Herzen Gottes, um sie zu verführen zu der Knechtschaft der Kinder Satans. Mit diesem furchtbaren Wendepunkt wird die Weltgeschichte abschließen und die tausendjährige Herrschaft Christi auf Erden beginnen.

Das ist die Lehre der Bibel, der Kirchenväter und Luthers. Letzterer schreibt: „6000 Jahre steht die Welt, 2000 Jahre ohne Gesetz, 2000 Jahre unter dem Gesetz und 2000 Jahre unter Christo. Darnach kommt das siebente Jahrtausend, der Sabbat des Herrn. Das sind die Tage einer Woche, denn ein Tag vor dem Herrn sind wie 1000 Jahre. Wir leben jetzt in der zweiten Hälfe des 6. Jahrtausend. Aber das 6. Jahrtausend wird nicht voll werden. Denn der Tag vor dem Sonntag hat einen Feierabend. Auch Christus lag nicht volle drei Tage im Grabe; er stand schon um die Mitte des dritten Tages auf. Also können wir wissen, daß das Ende dieser Welt nahe ist." Ebenso schreibt Melanchthon: „Wenn das tausendjährige Friedensreich am Ende dieser Weltzeit nicht wäre, so wäre die ganze Weltentwicklung ein ungelöstes Rätsel, ein Rumpf ohne Kopf."

Eine merkwürdige Leidenschaft für Napoleon I., der eine halbe Welt unterjocht hatte, beginnt jetzt die Franzosen zu

Digitized by Google

beherrschen. Er ist die einzige historische Persönlichkeit, die gegenwärtig in Frankreich im Vordergrunde steht. Man kann jetzt in Paris, das vor 30 Jahren den Sturz des zweiten Kaiserreichs bejubelte, keine zehn Schritte thun, ohne der Gestalt des Schlachtenkaisers und unheimlichen Despoten zu begegnen. Es ist der blutige Schatten jener finsteren Gewalt, der jetzt wieder über Frankreich huscht. Jetzt spielt man noch mit Geisterbeschwörungen, aber Gott hat nicht umsonst befohlen: „Du sollst nicht zaubern!“ Der Menschengeist muß hierzu fähig sein, sonst hätte es Gott nicht verboten.

Den Weisen dieser Welt sind zwar solche Dinge Thorheiten. Sie haben nur ein mitleidiges Lächeln für die, welche dieselben glauben. Für sie sind aber Gottes Offenbarungen auch nicht geschrieben. Denn Christus sagt in Offenb. 1, 1: „daß er diese Offenbarung deshalb von Gott empfangen habe, um seinen Knechten zu zeigen, was in Kürze geschehen soll.“ Die Knechte halten fest an dem prophetischen Wort und achten darauf als auf ein Licht, das da scheint in einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in ihren Herzen. (2. Petri 1, 19.)

Wie Friedrich Wilhelm darauf geachtet hatte, welcher Art die Bewegungen waren, die von Paris ausgingen, so that dies auch einige Jahre später König Gustav IV. von Schweden. Napoleon stellte ihm den Antrag, sich mit ihm zu verbinden. Schweden solle dann alles wiederbekommen, was es an Rußland verloren hatte. Gustav verschmähte diese Lockung, wie es Friedrich Wilhelm gethan. Über den Grund seiner Weigerung liest man in Beckers Weltgeschichte Band XIII: „Eingeweiht in die Schriftauslegung Jung-Stillings sah er in Napoleon das mit der Zahl 666 bezeichnete „Tier“ der Offenbarung Johannis, dessen Herrschaft nur eine Zeit lang dauern sollte. Er glaubte sich berufen, für den Sturz des angemaßten Thrones thätig zu sein. In

Digitized by Google

eine Verbindung mit ihm zu treten, schien ihm eine Benachteiligung seines zeitlichen und ewigen Wohles."

Freilich war Napoleon I. nur der Vorläufer jenes unheimlichen, durch die Zahl 666 prädestinierten Weltregenten. Aber die Schriftauslegung war doch begründet. Gustav konnte sich ebensowenig wie Friedrich Wilhelm mit der revolutionären Politik befreunden. Es entstand ein Aufruhr, in welchem der König Gustav dem Thron entsagte, und in freiwilliger Armut starb. An seine Stelle wählte das Volk den französischen Marschall Bernadotte. Hieraus ist zu ersehen, daß Schweden eines der „Zehn Königreiche" der letzten Zeit bilden wird, welche dem „Tier" als Beherrscher der aus dem römischen Weltreich entstandenen Dekade ihre Macht abtreten.

Der von der Welt als „eigensinnig" geschmähte König Gustav war ein ebenso erleuchteter Herrscher, wie es Friedrich Wilhelm II. gewesen ist. Er hat die Zahl des „Tieres" erkannt und dasselbe gehaßt bis in den Tod. Wie lange wird man noch die Auslegung des biblischen Prophetenwortes geringschätzig ansehen? Die Zeit kommt, in der die Rettung von dieser Erkenntnis abhängt. Unsere Schulen müssen mit Kraft eindringen in das Prophetenwort. Es ist Menschendienerei, wenn stets gefragt wird: „Ist diese Auslegung richtig? Hat dieser oder jener Recht?" Als Friedrich Wilhelm in jener Nacht in eine geheime Gesellschaft ging, fragte er nicht: „Was werden die Leute hierzu sagen?" Selbst wollte er prüfen: „Wer hat Recht?" Unsere Geschichtschreibung muß eine mehr zusammenfassende, die Geistesbewegungen der Völker mit der Schrift in Verbindung bringende werden.

Digitized by Google

Johannes Christoph von Wöllner.

Zur Beurteilung eines Königs muß man sich auch diejenigen Männer ansehen, die er mit der Leitung seiner Regierung betraut hat. Zu den hervorragendsten Staatsmännern Friedrich Wilhelms II. gehört unstreitig der Minister von Wöllner. Von seinen Zeitgenossen und auch von der Nachwelt ist er viel geschmäht worden, aber er hat einen vorurteilsfreien Richter noch nicht gefunden.

Johannes Christoph Wöllner wurde am 19. März 1732 zu Döbritz bei Spandau geboren, woselbst sein Vater Pastor war. Seine Mutter war die Schwester des Ministers von Kaatsch. Er studierte in Halle Theologie und bekleidete später bei dem General von Itzenplitz auf Behnitz bei Nauen eine Hauslehrerstelle. Er erwarb sich die Achtung des Generals und der Gemeinde. Als 1757 die Pfarrstelle zur Besetzung gelangte, wurde er zum Pfarrer erwählt. Nachdem der General 1759 in der Schlacht bei Kunersdorf seinen Tod gefunden hatte, gestaltete sich das Verhältnis zwischen dessen Sohne und ihm zu einem so innigen, daß er jenen mehrfach auf seinen Reisen 1767 begleitete und dessen Schwester heiratete. Der junge Pfarrer ließ sich die Verwaltung der Itzenplitz'schen Güter sehr angelegen sein. Im Obstbau und der Landwirtschaft war Wöllner von Kindesbeinen an von seinem trefflichen Vater unterwiesen worden. Seine Kenntnisse fanden jetzt so viel Anerkennung, daß der Prinz Heinrich mit ihm wegen einer neuen Wirtschaftsmethode in schriftlichen Verkehr trat. Mehrere landwirtschaftliche Bücher, die Wöllner herausgab, gelangten zu großer Verbreitung. 1776 berief ihn der Prinz Heinrich als Kammerrat in seine Dienste. Hierdurch wurde er bei Hofe eingeführt. Auch Friedrich II. würdigte die Talente Wöllner's. Dem Thronfolger mußte er Unterricht in der Staatswirtschaft erteilen. Die Originale

Digitized by Google

dieser Vorlesungen befinden sich noch heute im Besitze des Grafen von Itzenplitz und legen Zeugnis ab von der Lauterkeit des Wöllner'schen Charakters. Wöllner empfahl dem Prinzen die Rückkehr zu den Verwaltungsgrundsätzen seines Großvaters: „Alle Verbesserungen im Finanzfache, die bei dem greulichen Unwesen der Regie höchst nötig sind, werden reüssieren, wenn die Staatsmaschine in Finanzsachen wieder so montirt wird, als sie Friedrich Wilhelm I. eingerichtet hatte." Für die preußischen Herrscher wird Friedrich Wilhelm I. stets ein Vorbild bleiben. Wöllner gehörte zu den Männern, welche die undeutsche und zweideutige Politik Friedrichs, sowie seinen krassen Unglauben mißbilligten. Es gereicht ihm zum Ruhme, daß er mit dieser Ansicht bei Hofe nicht zurückhielt. Nach Manso wurde Wöllner schon unter Friedrich II. geadelt. Die Berliner Blätter veröffentlichen am 5. Juli 1788 Wöllners Ernennung zum „wirklichen Geheimbden Etats- und dirigierenden Minister" mit dem Hinzufügen, daß der König ihm „aus besonderem Vertrauen das geistliche Departement zu konferieren geruht". Er fiel aber hierauf bei Friedrich in Ungnade. Er schalt ihn einen „betriegerischen und intriganten Faffen".

Bald darauf erfolgte der Erlaß des Religionsediktes, welches auch von den Ministern von Carmer und von Dörnberg unterzeichnet war. Es gab noch immer Edelleute, die sich ihres Christenglaubens nicht schämten. Die Gegnerschaft war freilich sehr groß. Man darf nicht vergessen, daß es ein Jahr vor der Erstürmung der Bastille erschienen ist. „Ich sah," sprach Wöllner, „all den Lärm voraus, den das Edikt in einem Lande machen würde, wo die Religion seit fast einem halben Jahrhundert ein Wort ohne Bedeutung geworden war. Ich sah auch das Unheil voraus, das durch den Verfall der Religion notwendig für den Staat erfolgen mußte. Ich schlug daher dem Könige das geringere Übel vor und

Digitized by Google

riet zur Erlassung des Edikts. Bald wird sich der alle Neuerungen angaffende Pöbel satt geschwatzt und gelärmt haben, und die Früchte dieser Verordnung werden ihren Segen auf die späteren Nachkommen ausstreuen." Er hat recht behalten, dieser redliche, vielgeschmähte Mann. Sein König hat's ihm gewiß noch auf dem Sterbebette gedankt, daß er dies Bekenntnis vor seinem Volke abgelegt hat. Das Religionsedikt muß nicht geschmäht, sondern bewundert werden. Es ist endlich an der Zeit, daß diese Verunglimpfungen in den Schullehrbüchern ausgemerzt werden.

Obwohl das Edikt nur das enthält, was im Katechismus steht, klagt man, „daß Pfaffenlist und Dummheit durch ihre schwarzen höllischen Flügel die himmlische Krone der allgemeinen Duldung zerbrochen habe." So beschimpfte man des Königs Werk und machte aus Wöllner ein Scheusal. Und doch ist seine Wirksamkeit ein edles Saatkorn geworden!

„Wir haben", schrieb der König, „schon vor unserer Thronbesteigung erkannt, wie nötig es ist, nach dem Exempel unserer Vorfahren, besonders aber unseres in Gott ruhenden Großvaters, darauf bedacht zu seyn, daß die Christliche Religion erhalten und zum Teil wieder hergestellt werde, damit dem Unglauben und der daraus entstehenden Zügellosigkeit der Sitten, Einhalt geschehe." Schon Kant hatte dasselbe ausgesprochen. Er sagt: „Ein Geistlicher ist verpflichtet, seinen Katechismusschülern und seiner Gemeinde nach dem Symbol der Kirche, der er dient, seinen Vortrag zu thun. Denn er ist auf diese Bedingung angenommen. Als Gelehrter hat er zwar Freiheit, seine Gedanken anderen mitzuteilen. Was er aber in Folge seines Amtes und als Geschäftsträger der Kirche lehrt, das stellt er als etwas vor, in Ansehung dessen er nicht freie Gewalt hat nach eigenem Gutdünken zu lehren. Glaubt der Geistliche in den Satzungen

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

seiner Kirche Widersprechendes zu finden, so würde er sein Amt um des Gewissens wegen niederlegen müssen."

Friedrich Wilhelm wollte nichts anderes als dieses. Dennoch fand er die Gegner auch auf einer Seite, woselbst er sie nicht erwartet hatte. Vierzehn Tage nach dem Erlaß bat der Oberkonsistorialrat Abraham Teller, vom Amte entbunden zu werden, da er dem Befehle nicht Folge leisten könne. Er wolle aber einen Substituten aus eigenen Mitteln besolden. Gehalt und Würde wollte er also behalten, auch beunruhigte es ihn nicht, wenn er denjenigen Geistlichen, der ganz gegen sein Gewissen lehrte, besoldete. Dem Lutheraner Teller folgte der reformierte Hofprediger Sack. Am 4. September erschienen 5 von den 6 geistlichen Räten des Oberkonsistoriums und wendeten sich direkt an den König. So stand Wöllner plötzlich vor den höchsten Geistlichen als deren Gegner. Der „betriegerische und intrigante Fase" hatte einen schweren Stand, aber er warf sich im stillen Kämmerlein auf die Kniee und betete zu dem, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche. Sein König stand bei ihm.

Dörnberg, Carmer und Wöllner wurden angewiesen, zu einer Kommission zusammenzutreten, die Beschwerdeführer eingehend zu hören und „dann diese Leute zu rechte zu weisen. Zum Fundament dieser Zurechtweisung habt Ihr obiges Edikt vor Euch, davon nicht ein Haarbreit abgewichen werden muß." Mit demselben Ernst befahl Friedrich Wilhelm weiter: „Dieweil die Preßfreiheit in Preßfrechheit ausartet, müssen alle aufrührerischen Scharteken aufgegriffen und die schier eingeschlafene Bücherzensur in Wiederbelebung gesetzt werden. Ich will meinen Unterthanen alle erlaubte Freiheit gern accordieren, aber ich will auch Ordnung im Lande haben." Man sollte meinen, die protestierenden Oberkonsistorialräte würden nun ihr Amt niederlegen. Mit nichten. Nur Spalding schied aus. Der König eröffnete ihnen, daß sie selbst

Digitized by Google

an dem seit Jahren eingerissenen Unfug, daß die heiligsten Religionswahrheiten verspottet würden, die Schuld trügen. Sie wären verpflichtet gewesen, demselben rechtzeitig zu steuern. „Ich bin," sagt der König, „weit entfernt davon, jemand in seiner Glaubens- und Gewissens-Freyheit einzuschränken. Das aber kann und werde ich nicht zugeben, daß heimliche Feinde der christlichen Religion, welche sich für christliche Prediger ausgeben, meine Unterthanen in ihrem Glauben irre machen." Am 4. März 1789 befahl er den Konsistorialräten: „Da Ihr Mir bey dem Ober-Schul-Collegio sowohl als bey dem Ober-Konsistorio vor alles stehen müßt, und Ich alles von Euch allein fordere, so könnet Ihr zwar bey beiden Collegiis nach Gefallen votieren lassen, aber Eure alleinige Meynung muß stets decidieren, und sollt Ihr Euch mit der Meynung des Collegi bey Mir niemals entschuldigen." Man erkennt den heiligen Ernst des Königs, die trägen Geistlichen anzuhalten, daß sie mit Fleiß und Treue Christum predigen. Es ist herzerhebend, wie er von oben bei den satten Oberkonsistorialräten anfängt und nun herunter bis zu dem Pfarrer und Dorfschulmeister jeden zur Pflichterfüllung auffordert. „Ihr Prediger," heißt es in der Ordre vom 19. Januar 1790, „seid Diener der Religion und nicht Herren und Meister derselben. Niemand soll lehren, was er will, sondern das, was schriftgemäß ist, obgleich ein jeder auf seine eigene Gefahr glauben kann, was er will. Derjenige Prediger oder Schullehrer, der Meinem Befehl nicht gehorchen will, muß ohne Anstand seines Amtes entsetzet werden."

Diesen heilsamen Maßnahmen folgten andere kirchliche Anordnungen: Das Verbot kirchlicher Einsegnungen von Ehen in solchen Verwandtschaftsgraden, die in der Bibel verboten sind; der Befehl, wilde Ehen nicht zu dulden; die Erschwerung der Wiederverheiratung Geschiedener; die Wiederherstellung der Feier des Himmelfahrtstages; die Einführung eines Konfirmandenlehrbuches; die Verbesserung des Kirchengesanges;

Digitized by Google

die Ablegung einer Prüfung der Gymnasial-Abiturienten und der Predigtamtskandidaten.

In jene Zeit fällt auch ein Streit, den Wöllner mit einem Dr. Bahrdt auszufechten hatte. Obgleich Bahrdt verheiratet war und acht Kinder hatte, gab er sich großer Lüderlichkeit hin. Er hatte das Religionsedikt beschimpft und den König sowie Wöllner schwer beleidigt. Bahrdt wurde verhaftet. Im Gefängnis erkannte er, daß ihn alle seine Freunde verließen. In seiner Not schrieb er an Wöllner, den er ein unsauberes Borstentier genannt hatte. Die notleidende Familie dauerte den Minister. Er schickte ihr, wie Bahrdt selbst bezeugt hat, einmal 10 und später 5 Louisdors und versprach, auf Milderung des Urtheils hinzuwirken: „Den Lauf der Justiz kann ich nicht hemmen, allein Ihre Sentenz falle aus, wie sie wolle, so kenne ich das vortreffliche Herz des Königs und verstehe zu bitten. Seyn Sie also ruhig und getrost.“ Wöllner hielt sein Wort. Die auf 2 Jahre festgesetzte Festungshaft wurde durch königliche Gnade auf 1 Jahr herabgemindert.

Friedrich II. hatte die religiösen Streitigkeiten den Gerichten unterstellt. Carmer überzeugte den König, daß ein Jurist unmöglich darüber befinden könne, ob ein Pastor schriftgemäß predige. Die Folge war, daß Friedrich Wilhelm diese Entscheidungen den Konsistorien übertrug. Auch den Universitäten wendete der König seine Aufmerksamkeit zu. Am 2. Mai 1794 wurden alle Professoren der Theologie zu einem Reverse verpflichtet, „in den Unterrichtsstunden weder schriftlich noch mündlich etwas gegen die Bibel und die christliche Religion vorzubringen.“ „Weil der König Ernst brauchte,“ sagt ein Zeitgenosse, „trugen viele Gutgesinnte darauf an, daß die Gottlosigkeit aus den Kirchen und Schulen entfernt wurde. Man fand es auf einmal für nötig, Disziplin zu üben, wie denn das liberale Oberkonsistorium und die

Digitized by Google

Männer solcher Richtung zu aller Zeit sich stärkere Parteidisziplin erlaubten, als in dem Edikt angedroht wurde."

Der König hatte die Einführung eines Katechismus für die Schulen angeordnet. Um nicht wieder Streit zu haben, schlug Wöllner ein ganz altes Buch vom Oberkonsistorialrat Dietrich vor, welches Dietrich zu einer Zeit verfaßt hatte, in der er noch auf dem Fundament der Bibel stand. Zöllner aber, ein Schwiegersohn des Verfassers und Gegner des Religionsediktes, erklärte das Buch für unbrauchbar. Weil die Regierung es auswählte, wollte der eigene Verfasser nicht, daß sein Buch von dieser verbreitet wurde. Das war die Gesinnung, welche die Männer beseelte, die an der Spitze der Landeskirche standen! Wie mag diese boshafte Parteiopposition den gläubigen König und seinen Minister gekränkt und geärgert haben! Offene Widersetzlichkeit erlaubten sich die Widersacher. Als die Räte Hillmer und Hermes auf einer Schulvisitationsreise in Halle anlangten, versammelten sich die Studenten im Auftrage mehrerer Professoren vor dem Gasthofe, in dem die Räte übernachteten, und warfen ihnen unter lauten „Pereats" die Fenster ein, so daß die Herren genötigt waren, sich schleunigst davon zu machen.

Wöllner besaß bis zum Tode des Königs dessen volles Vertrauen. Er starb auf seinem Gute Großritz bei Beeskow im Jahre 1800.

Die Ratgeber des Königs.

Kein Herrscher eines Großen Reiches vermag die Verwaltung desselben allein zu führen. Selbst die wichtigsten Regierungsgeschäfte wird er anderen übertragen müssen, da es der allerwichtigsten Arbeiten noch so viele giebt, daß seine Zeit und Kraft von ihnen vollauf in Anspruch genommen wird. Das Wohl und Wehe eines Volkes hängt mithin in hohem Maße von der Wahl ab, die der Monarch unter seinen Räten trifft.

Digitized by Google

Unter Friedrich II., der in den letzten Jahren seines Lebens der Außenwelt höchst selten sichtbar wurde, waren so viele untüchtige Beamte in hohe Staatsstellen gelangt, daß darüber viel geklagt wurde. „Die drey Gebrüder Beyer spielten eine der ersten Rollen. Der älteste wurde schon vor 20 Jahren durch den Minister von Hagen, bei dem er Sekretär war, als Finanzrat nach Berlin versetzt. Seine schnelle Beförderung verdankte er seiner Verheyrathung mit der Tochter des Kammerdirektors Diedrich. Alle Ämter besetzte er mit Subjekten aus seiner Verwandschaft. So erleuchtet der große Friedrich auch sonst war, so wußte man ihn doch für und gegen Leute einzunehmen. Was nicht Beyersch oder Stelterisch war, konnte zu nichts gelangen. Hätte Friedrich nur einen Wink bekommen, daß sich Weiber, wie die Madame Stelter, eine Person von niedrigem Herkommen, wie ihr Mann, der Bedienter gewesen war, in Staatssachen mischten, daß sie mit Monopolisten und Judenlieferanten Wucher trieben und Ämter besetzten, er würde ihr Wespennest zerstört haben. Der andere Bruder war durch den älteren ins Kabinett gedrungen, und nach dem Tode Stelters wollte Friedrich kein anderes Subjekt als ihn haben. Auch der dritte Bruder ist ohne jedes Verdienst bis zum Geheimbden Finanzrat aufgestiegen. Ebenso ist der Einfluß eines Herrn du Bosk, der Hofagenten Veitel Ephraim und Isaak Itzig, des Kommerzienrath Eckert und des Lieferanten Samson ein dem Staate sehr verderblicher gewesen.

Die Großen sorgen für sich, und die Kleinen müssen auf Kabale und Ränke sinnen, um sich einen Zutritt bei denen, die das Ruder führen, zu verschaffen. Beim alten Fritz wimmelte es von solchen Leuten. Man darf nur den Chef nicht zum Gönner haben, so sitzt man verlassen auf dem Fleck. Jeder bringt sein Subjekta unter. Es giebt ein Heer von Geheimbden Räten, Kriegsräten, Hofräten, Ren-

Digitized by Google

danten, Kontrolleuren und Geheimbden Sekretären, die alle auf dem Kutschbock und mit dem Teller hinter dem Stuhle gestanden haben. Die Empfehlungen der Prinzen und Prinzessinnen thun gleichfalls dem Fortkommen brauchbarer Offizianten Schaden. Dergleichen Empfehlungen werden meist durch die Hofbedienten ausgewirkt. Oft hat ein Prinz den Mann, der empfohlen wird, nicht gesehen. Sein Verdienst besteht nur darin, der Freund eines Hofschranzen zu seyn. So empfehlen die ersten im Staate ihre Subjekta. Und derjenige, der die Mittel nicht findet, durch dergleichen Kanäle zu einer Beförderung zu gelangen, bleibt wie verlassen sitzen.

Bei dem neuen Könige ist manches besser geworden. Der Kommerzien-Rath Eckert hat Arrest bekommen, weil er wegen beträchtlicher Summen keine Rechnung ablegen kann. Dem Steuerdirektor de Launay ist der Prozeß gemacht. Die Juden Simson und Itzig sind vom Hofe verwiesen, und den Splittgerbers ist das Monopol genommen worden. Jetzt können sich hundert Familien mehr davon ernähren, die dem neuen Könige dankbar sind. Der Wucher, den die Compagniechefs mit dem Solde der Beurlaubten trieben, ging zu weit. Wegen besserer Einrichtung des Werbegeschäftes ist eine Verordnung erschienen, die ganz den Stempel der Herzensgüte und der Weisheit des neuen Monarchen trägt. Er hat seinen Unwillen über die Greuel der gewaltsamen Werbungen ausgesprochen. Diese machten die Landstraßen unsicher und raubten den in Unschuld wandernden Sohn seinen Eltern, entzogen ihn seinem Vaterlande und gaben ihn der Verzweiflung preis. Mancher brave Mensch wurde durch List oder Gewalt gezwungen, den Eid der Treue zu leisten, und, wenn er dann auf Grund seiner Menschenrechte davonlief, so traf ihn das schreckliche Los, sein Leben unter den Rutenstreichen seiner Kameraden zu verlieren. Friedrich Wilhelm befahl, daß die Werbung frey sein und die dem

Digitized by Google

Soldaten zugestandene Kapitulation gewissenhaft gehalten werden solle. Die Exzesse der Werbeoffiziere werde er aufs schärfste bestrafen. Der bisherige Chef des Werbegeschäfts erhielt die Entlassung.

Das Amt der Steuern übertrug der König dem Minister von Werder. Es soll niemand durch Steuern bedrückt und jede Reklamation genau geprüft werden. Das Departement der Fürstentümer Minden, Lingen, Tecklenburg, Cleve, Geldern und das Salzwesen leitet fortan der Minister von Heynitz. Der Minister Graf Arnim-Boytzenburg hat das Departement der Seehandlung erhalten. Die Geheimbden-Räte Graf Schulenburg-Blumenberg und von Muschwitz sind zu Ministern ernannt und an die Stelle des Grafen Schulenburg-Kehnert getreten. Graf Hoym behält die Verwaltung der Provinz Schlesien, und der Großkanzler von Carmer leitet das Justizwesen."*)

Letzterer trat 1795 wegen Altersschwäche von seinem Amte zurück. Er starb am 23. Mai 1801 und ist der Urgroßvater des Kammerherrn Grafen von Carmer auf Rützen. Nach ihm wurde der Geheimrat von Goldbeck zum Großkanzler berufen.

Graf Schulenburg-Kehnert, den Friedrich Wilhelm verabschiedete, ist bekannt geworden durch die Proklamation, die er 1806 als Gouverneur von Berlin nach der Schlacht bei Jena erließ: „Der König hat eine Bataille verloren. Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht. Ich fordere sie von den Einwohnern Berlins. Der König und seine Brüder leben." Schulenburg, geb. 1742, wurde 1767 Landrat, 1769 Kammerpräsident, 1771 Staatsminister, 1778 Kriegsminister, 1782 Direktor der Seehandlung, 1784 Ritter des Schwarzen Adler-Ordens. 1786 erhielt er den Grafentitel. Später stieg er

*) Geheime Briefe über die preußische Staatsverfassung. S. 87.

Digitized by Google

bis zum General der Kavallerie, General-Postmeister und General-Gouverneur. Als die Gemahlin Friedrich des Großen starb, fragte ein Berliner einen anderen: „Wer wird nun Königin-Witwe werden?“ „Wer wird's werden? Schulenburg wird's werden!“ Dieser Minister, der von seinen Königen so beispiellos ausgezeichnet worden, erließ in der Stunde der Gefahr jene alberne Proklamation und floh aus der bedrängten Hauptstadt mit der gesamten Garnison, ohne Befehl dazu zu haben. „Ich lasse Euch ja meine Kinder zurück!“ sagte er zu den Berlinern. Er meinte seine Tochter und seinen Schwiegersohn, die Fürstin und den Fürsten von Hatzfeld. Schulenburg war der erste Vertraute Friedrichs II. Er besaß eine bevorzugte Stellung vor allen anderen Ministern. Friedrich Wilhelm hatte ihn schon als Kronprinz durchschaut. Als er zur Regierung kam, entließ er ihn zwar nicht, forderte aber von ihm die Befolgung seiner Regierungsgrundsätze. Einen ihm überwiesenen Auftrag führte er nicht im Sinne des Königs aus. Er empfing deshalb im November 1786 den Abschied in voller Ungnade und ohne Pension. Auf seine wiederholten Gesuche erlangte er nach vier Jahren wieder ein Amt, blieb aber von geringem Einfluß. Als Friedrich Wilhelm III. zur Regierung gelangte, übertrug er ihm eine Reihe der wichtigsten Ämter und beehrte ihn mit höchster Gunst. Seine verfehlte Politik veranlaßte ihn 1806 zur Niederlegung seiner Ämter. Von Jerome Napoleon nahm er das Amt eines Staatsrats an. Er starb 1815. Seine sich im Besitz des Fürsten Hatzfeld befindenden Memoiren sollen demnächst veröffentlicht werden.

Ähnlich wie dem Grafen Schulenburg erging es dem Minister von Hertzberg. Friedrich Wilhelm hoffte, er würde ihn in der veränderten Richtung seiner Politik unterstützen. Aber Hertzberg verharrte in den alten Gleisen. Hertzberg hatte dem Könige ein Ländertauschprojekt in Vorschlag gebracht, das sehr des Rechtes entbehrte. Lange Zeit war der

Digitized by Google

König mit seinem Minister gegangen; als sich dieser aber gar nicht eines Besseren überzeugen wollte, riß er sich von ihm los, und „er ergriff eine Ansicht," wie Ranke bemerkt, „von der man nicht bestreiten kann, daß sie großartiger, der allgemeinen Lage und seiner Stellung in Europa durchaus entsprechender war." Er wies Hertzberg an, seinen verkehrten Tauschplan ganz zu beseitigen. Vergebens stellte Hertzberg vor, daß sein Rat der beste sei, da er Preußen einen namhaften Vorteil einbringe. Noch in einer Konferenz mit dem Könige, die im Hauptquartier zu Schönwalde stattfand, suchte er mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Dialektik den König umzustimmen, doch umsonst. Kaum war er abgereist, so wurde ihm ein Schreiben nachgeschickt, worin ihm eine mit Äußerungen des Unwillens vom König eigenhändig abgefaßte Erklärung mitgeteilt und der strengste Gehorsam eingeschärft wurde. Hertzberg geriet in Bestürzung, aber dem Befehl durfte er nicht widerstreben, und er führte ihn aus. Der König dankte ihm, setzte aber hinzu: „Die erste Pflicht eines Ministers ist es, seinem Herrn zu gehorchen. Ich hoffe, Sie werden mich nicht in den Fall bringen, Sie daran erinnern zu müssen."

Der König war zwar entschlossen auf den Krieg losgegangen, aber doch nur falls Östreich nicht nachgebe. Östreich hatte sich aber in der Reichenbacher Konvention durch Preußen das Schwert gegen die Pforte aus der Hand winden lassen. Es entsagte allem, was es dieser abgenommen, sogar das so schwer wieder eroberte Belgrad. Eine solche Demütigung Östreichs genügte dem Könige. Hertzberg widerstrebte auch jetzt noch. „An Weite des Blicks," sagte Mebes, „an richtiger Beurteilung der politischen Verhältnisse und an Bereitwilligkeit zur Ausnutzung selbst der entferntesten Hilfsmittel zeigte sich Friedrich Wilhelm seinem Minister in der orientalischen Verwicklung weit überlegen."

Digitized by Google

Der König, der ihm die Kränkung des Abschieds ersparen wollte, setzte ihm zwei neue Minister an die Seite. Aber Hertzberg verstand den Wink nicht, und erst auf den Befehl, daß er die Wiener Depeschen nicht erledigen sollte, forderte er im Sommer 1791 seinen Abschied.

Hertzberg verband mit großer Arbeitskraft scharfen Verstand. Er übersah den Zusammenhang schnell und erkannte die Punkte, auf die es ankam. Ausgerüstet mit reichen archivalischen Kenntnissen und rednerischem Talent, war er zu diplomatischen Unterhandlungen wie zur publizistischen Thätigkeit wohl befähigt. Als Freidenker hielt er mit bureaukratischem Eigensinn an seinen Ideen fest. Mit unbeirrtem Dünkel baute er auf die siegreiche Macht seiner Beweisgründe. Er war zwar ein glühender Patriot und hatte die höchste Meinung von Preußens innerer Kraft und von der glänzenden Stellung, die Preußen vorbehalten war, aber den Weg zu erkennen, der zu diesem Ziele führte, war ihm nicht gegeben. Nach seinem Abschiede lebte er auf seinem Gute Britz bei Berlin, das ihm 1752 durch seine Heirat mit der Tochter des Ministers von Knyphausen zugefallen war. Er starb am 27. Mai 1795 im Alter von 70 Jahren. Seine Gemahlin überlebte ihn. Kinder waren ihm nicht geschenkt.

Zu den Staatsmännern, die zu Unrecht viel getadelt wurden, gehört der Minister von Hoym. „Auf Grund der Akten des Posener Staatsarchivs hat Dr. Grünhagen die Anklagen, welche 1801 der bekannte Schriftsteller von Held in dem sogenannten „Schwarzen Register“ über die südpreußischen Güterverleihungen gegen den 1794 über Südpreußen gesetzten Minister von Hoym wegen groben Mißbrauchs seines Amtes erhob, eingehend geprüft. Er ist zu dem Resultat gelangt, daß diese Anklagen ganz unbegründet sind. Die Verleihungen, deren Ertrag überhaupt nur den vierzehnten Teil des eingezogenen Krongutes ausmachen, sind einerseits Schenkungen

Digitized by Google

des Königs, um verdiente Offiziere und auch einige Civilbeamte zu belohnen und zu entschädigen, andererseits stellen sie sich als ganz legale Verkäufe dar. Der niedrige Kaufpreis rechtfertigt sich aus den Bedingungen, welche den Käufern aufgelegt wurden."*) Hoym war ein durchaus rechtschaffener Beamter. Dies erkannte auch des Königs Nachfolger an, der ihm 1809 die Grafenwürde verlieh.

Von denjenigen Staatsmännern, welche sich schon unter Friedrich II. im Amte befanden und auch von dessen Nachfolger beibehalten wurden, sind noch zu nennen: von Alvensleben, von Dankelman, von Arnim, von Heynitz, von Voß, von Massow, von der Reck, von Eisenhart und von Struensee. Die auswärtigen Geschäfte wurden nach der Entfernung Hertzbergs von dem Grafen Finckenstein geleitet. Aber die Welt sah vornehmlich auf den Prinzen Heinrich, Graf Hardenberg, Haugwitz, Lucchesini, Wöllner und Bischoffwerder.

Graf Haugwitz bewährte sich als ein geschmeidiger Kavalier, dessen verbindliche Formen ihn beliebt machten, ohne freilich dauernd Vertrauen einzuflößen. Friedrich Wilhelm schätzte ihn zwar, aber in wichtigen Sachen folgte er nicht seinem Rate. Durch höfischen Einfluß emporgetragen und gehalten, stets um die Gunst der Gräfin Lichtenau besorgt und zugleich eifrig bemüht, die Schreiber im königlichen Kabinett durch Vertraulichkeit an sich zu fesseln, erweckte Haugwitz nicht sowohl den Eindruck eines Ministers, als den eines gewandten Höflings. Stein rühmte zwar seinen Verstand, aber in seinem Charakter vermißte er Stetigkeit und Wahrheit. „Er hatte im Laufe seines Lebens mannigfaltige und einander widersprechende Formen angenommen: ein süßlicher Student, dann Nachahmer der sogenannten Genies, ward er später Landwirt, Theosoph, Geisterseher, Herrnhuter,

*) Forschungen zur Br.-Preußischen Gesch. 1897 IX. Bd. S. 608.

Digitized by Google

bei denen er erzogen war, und in deren Sinn er ein Gebetbuch schrieb, zuletzt ausschweifend und genußliebend bis zur Erschöpfung, im ganzen ein Mann von oberflächlicher Weltbildung, ohne gründliche Kenntnisse und ohne Fleiß. Unfähig, eine Lebensaufgabe durchzuführen, hat er in den folgenden Welterschütterungen eine Virtuosität darin gesucht, seine staatsmännischen Meinungen gefügig den wechselnden Zeitströmungen anzupassen, und so ist er unter Friedrich Wilhelm III. der Träger jener geschmeidigen, vielgestaltigen Pfiffigkeit geworden, die der preußischen Politik den Ruf undurchdringlicher Verschlagenheit erwarb, bis sie am Tage der Katastrophe als die schlechte Kunst unwahrer Auskunftsmittel enthüllt ward."*)

Die unheilvolle, zweideutige Politik des Grafen Haugwitz gelangte erst unter Friedrich Wilhelm III. zur Geltung. Es war kein Geheimnis, daß der Kronprinz den Haugwitz'schen Ansichten zugethan war. So lange aber Friedrich Wilhelm II. lebte, gewann Haugwitz keinen Einfluß am Berliner Hofe. „Sein Sohn, Friedrich Wilhelm III., war so ganz anders geartet, daß es schien, auf dem preußischen Throne sollte nie ein König dem andern gleichen. Noch jung und unerfahren, war er von Natur schüchtern und wortkarg, mürrisch, trocken, willenlos und unproduktiv, weder einer Leidenschaft, wie sein Vater, noch einer genialen Konzeption, wie sein Großoheim, fähig, daher durch Trägheit festgebannt an den Baseler Frieden. Eine Natur, wie die seinige, will nur Ruhe haben und scheut vor der Notwendigkeit, sich rasch entschließen und handeln zu müssen, zurück. Er behielt Lucchesini und Haugwitz, welche der Meinung waren, durch ein Anschließen an Frankreich werde Preußen nicht nur sicher gestellt, sondern auch auf Kosten Östreichs noch gewinnen."**)

*) Pertz, Steins Leben, I. 137.
**) W. Menzel, Weltgeschichte, II. 243.

Digitized by Google

Der scharfe Gegensatz zwischen Vater und Sohn trat nach dem Tode des Königs sogleich hervor. Friedrich Wilhelm II. wollte keine Verbindung irgend welcher Art mit dem tückischen Frankreich, sein Sohn liebäugelte mit ihm. Friedrich Wilhelm II. suchte, so viel an ihm war, Östreich und die deutschen Staaten zu kräftigen, sein Sohn erwartete von der Schwächung derselben den eigenen Gewinn. Friedrich Wilhelm II. war ein gläubiger Christ, der mit seinem Gewissen zu Rate ging, sein Sohn war Rationalist. Der tiefe Fall von 1806 war die Quittung auf seine ganz veränderte Politik. Gerade deshalb schätzte Friedrich Wilhelm II. seine Minister von Voß, von Hardenberg, Wöllner, von Arnim und Graf Finckenstein so hoch, weil diese die Rechtschaffenheit zum Leitstern ihres Handelns machten.

Graf Hardenberg, am 31. März 1750 zu Hannover geboren, war der Sohn eines Feldmarschalls, der im siebenjährigen Krieg ruhmvoll gefochten hatte. Der Name Hardenberg ist von welthistorischer Bedeutung, wie wenige andere unvergeßlich unserem Vaterlande und allen Völkern, die das Schicksal hatten, unter französischer Tyrannei zu seufzen; teuer und bedeutungsvoll allen, welche Preußens Verdienste in jenem Befreiungskriege zu würdigen verstehen. Hardenberg studierte in Leipzig und Göttingen. Als er noch Student war, sagte sein Lehrer: „Wenn Hardenberg nicht einmal Minister wird, so kommt er nicht auf seinen rechten Platz.“ 1770 wurde er hannöverscher Kammerrat beim Reichskammergericht in Wetzlar. Dann war er Gesandter in Holland. Am 8. März 1778 verlieh ihm der Kaiser die Reichsgrafenwürde. Da Friedrich Wilhelm II. seine hohe Begabung erkannte, übertrug er ihm die Auseinandersetzung mit dem Markgrafen von Anspach und Bayreuth. 1791 stieg er zum Staatsminister auf, und 1795 schloß er den Baseler Frieden. Hierauf führte er die Verwaltung von Anspach-Bayreuth,

Digitized by Google

brachte die Regierung auf preußischen Fuß, mediatisierte die dortige Reichsritterschaft und beseitigte eine Unzahl von Grenzstreitigkeiten mit den benachbarten Fürsten. Als nach dem Tode des Königs jene verderbliche, franzosenfreundliche Politik zur Herrschaft gelangte, trat Hardenberg vom Amte zurück. Erst nach der Abdankung des Grafen Haugwitz übernahm Hardenberg 1803 das Ministerium. Auch jetzt trieb er die alte — franzosenfeindliche — Politik. Nach Napoleons Sieg bei Austerlitz ging Friedrich Wilhelm III. leider wieder eine neue Konvention mit Frankreich ein. Hardenberg mißbilligte diesen Schritt und trat wieder vom Amte zurück. Die schlagendste Rechtfertigung seiner Politik gab die Zeit selbst. Seit 1808 lebte er auf seinem Gute Tempelhof bei Berlin, bis er nach Steins Rücktritt am 6. Juni 1810 zur Würde eines Staatskanzlers berufen wurde. Hiermit begann die glänzendste Periode seines staatsmännischen Wirkens. Jetzt überzeugte er den König, daß die Politik seines Vaters doch die richtige war. Friedrich Wilhelm III. erhob ihn in den Fürstenstand und verlieh ihm die Herrschaft Lietzen. Er starb zu Genua am 26. November 1822. Seine Gebeine ruhen in der Gruft zu Lietzen.

Stein schrieb über ihn an den Grafen Merveldt: „Ich höre, Hardenberg habe in Genua der Schlag gerührt und er sey todt. Wenn er nun wirklich ernstlich und zum letztenmale todt ist, so gratuliere ich Preußen und wünsche, daß der König dem Kronprinzen die Regierung übertrage. Hardenberg besaß die Gutmütigkeit genußliebender Menschen, einen Verstand, der leicht faßte und ein vorteilhaftes Äußere. Es fehlte aber seinem Charakter religiöse Basis, Kraft und Festigkeit, daher sein Übermut im Glück, seine weinerliche Weichheit in Widerwärtigkeiten. Er entfernte alle tüchtigen Menschen, umgab sich nur mit mittelmäßigen. Seine Lieblingsunterhaltung waren unzüchtige Reden. Der vertraute

Digitized by Google

Umgang mit nichtswürdigen Weibern, die mit seinen grauen Haaren kontrastierten, machten ihn noch verächtlicher.“*)

Stein fällt ein hartes Urteil, doch giebt er zu, daß der ihm verhaßte Weiberheld für die Unschlüssigkeit Friedrich Wilhelms III. büßen mußte, der durch alle Bitten seines Ministers sich nicht vorwärts treiben ließ.

Arndt nennt Hardenberg den trauernden Ritter mit hellem Geist und schönen blauen Augen, einen Kavalier von einnehmendstem Wesen und alle Frauenherzen gewinnender Schönheit. Stein konnte es nicht verschmerzen, daß er 1810 an Hardenberg das Ministerium abtreten mußte. Jedenfalls ging Hardenberg vorsichtiger zu Werke als der barsche Stein, der es leicht mit allen verdarb.

Zu den verdienstvollsten Männern unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. gehört der Minister Graf von Finckenstein. Aus einem uralten, in der Mark und Ostpreußen reich begüterten Grafengeschlecht auf dem väterlichen Gute Madlitz bei Briesen 1715 geboren, studierte er zu Frankfurt an der Oder die Rechte, ging dann auf Reisen und übernahm später ein Staatsamt am Berliner Hofe. Sein Emporkommen verdankte er nicht nur seinen Talenten und seinem trefflichen Charakter, sondern der Jugendfreundschaft, die zwischen ihm und Friedrich II. bestand. Friedrich wußte, daß er sich auf Finckenstein unbedingt verlassen konnte, und vertraute ihm daher die wichtigsten Staatsgeheimnisse an. Er stand mit ihm in lebhaftem Briefwechsel und erhob ihn zu den höchsten Würden. Nach dem Tode Friedrichs II. beließ ihn Friedrich Wilhelm in seinen Ämtern und that in wichtigen Staatsangelegenheiten nichts ohne seinen Rat. Durch Fleiß und Treue hatte er sich einen tiefen Einblick in die Geheimnisse des Kabinetts und der Politik erworben.

*) Dr. Sepp, Görres und seine Zeitgenossen. S. 320.

Digitized by Google

Die schwierigsten Entwürfe führte er mit Geschick und Sicherheit zum Ziel. Als einer der treuesten Diener vier preußischer Könige gebührt ihm das sehr seltene Verdienst, daß alle vier seine vorzüglichen Geistes- und Herzenseigenschaften schätzten und daß Preußen unter ihm und zum großen Teil durch ihn zu Ruhm und Größe gelangte. Er war ein Mann von großer Herzensgüte, unbestechlichem Charakter und tiefbegründeter Frömmigkeit. Als eine Säule selbstloser Hingabe an die wahren Interessen Preußens und Deutschlands bleibt sein Andenken immerdar im Segen. Er starb in einem Alter von 85 Jahren am 3. Juni 1800.

Zu denjenigen Personen, welche während seiner ganzen Regierungszeit dem Könige nahe standen, gehören noch seine Adjutanten, die Generale von Manstein und von Bischoffwerder. Manstein wird von allen Parteien als ein pflichttreuer, ernster und entschlossener Offizier geschildert. Schon der Umstand, daß er trotz aller höfischen Intrigen das Wohlwollen des Königs bis zu dessen Tode bewahrte, spricht für seine Zuverlässigkeit. Selbst Stein, der niemanden gelobt hat, sagt von ihm: „Manstein war arbeitsam und fromm, aber abergläubisch.“ Es bleibt für Friedrich Wilhelm II. immerhin ein Lob, wenn er sich für seine unmittelbare Umgebung einen frommen und arbeitsamen Offizier erwählte.

Die Urteile über den zuletzt genannten Offizier lauten weniger günstig. Johannes Rudolf von Bischoffwerder wurde am 13. November 1741 zu Ostramondra bei Eckartsberga geboren. Von 1760 bis 1763 kämpfte er auf preußischer Seite im siebenjährigen Kriege. 1778 befehligte er unter dem Prinzen Heinrich eine Jägerabteilung als Hauptmann. Hier zeichnete er sich aus und gelangte in das Gefolge des Königs. Friedrich II. erkannte in ihm einen sehr tüchtigen Offizier und ernannte ihn zum Adjutanten des Kronprinzen. Bischoffwerder erwarb sich bald das volle Vertrauen des Kron-

Digitized by Google

prinzen und behielt es bis zu dessen Tode. Es war natürlich, daß er wegen dieser hohen Gunst viele Feinde hatte. Er ist aber zu Unrecht geschmäht worden. Man hat seinen Charakter, seine Befähigung und Ehrlichkeit herabgewürdigt. Und doch ist es erwiesen, daß er zur Erledigung sehr heikler Staatsangelegenheiten berufen wurde, und sich derselben mit großem Geschick entledigte. Er ging in diplomatischer Sendung auf den Kongreß zu Szystowo, als Gesandter nach Östreich und als Vertrauter des Königs nach Frankreich, ferner nach Warschau, Dresden und Hannover. Ueberall erwies er sich als ein scharfsichtiger Beobachter und vorsichtiger Diplomat. Manso sagt von ihm: „Selten übte ein Mensch die Kunst, andere zu erforschen, glücklicher als er. Ihm war es nicht gleichgültig, wem er sein Haus am Tage, und wem er es in der Dunkelheit öffnete. Sein ganzes Wesen trug das Gepräge der Umsichtigkeit, und wenn er reden mußte, wo er lieber geschwiegen hätte, bewahrte er sich vorsichtig, um nichts von seinem Innern zu enthüllen. Rat gab er nie ungefragt. Er war des Königs Freund und der Erste im Staate. Selbst nach des Königs Tode stand er sicher." Der Oberst Dampmartin, der als der Erzieher der Kinder der Gräfin Lichtenau wohl täglich mit ihm zusammenkam, beurteilt ihn keineswegs ungünstig. Stein sagt in seiner schroffen Art: „Bischoffwerder ist schlau, beobachtend, verschlossen, phantastisch, bequem, genußliebend, weder durch Kenntnisse noch durch Beruf für Geschäfte vorbereitet." Der Oberst von Massenbach berichtet: „Bischoffwerder ist verschlossen und ernst. Friedrich II. nannte ihn einen Laubfrosch der grünen Uniform wegen, die er trug. Er spricht wenig, doch ist er kein böser Mensch. Er liebt den König aufrichtig und mit treuer Anhänglichkeit." Feßler, der Erzieher der Kinder des Fürsten Carolath, besuchte den General mehrfach auf dessen Gute Marquardt bei Potsdam. Er erzählt: „Eine sehr einflußreiche Person beim

Digitized by Google

General war seine Gemahlin, die seine Gunst mit zwei Schwägerinnen teilte, ihn aber dafür ihre schwere Hand fühlen ließ. Sie war eine eifrige Katholikin und beherrschte ihn gänzlich." Vehse fügt dem hinzu: „Bischoffwerder war, wie der König, ein auffallend starker und großer Mann, aber zugleich von einer seltenen Körpergewandtheit. Er war der beste Reiter, Jäger und Fechter auf Hieb und Stich und ein nicht tot zu machender Zecher, drei Flaschen Wein vermochten ihn nicht umzuwerfen. Er war ein gutmütiger, aber bigotter Mann. Nichts geschah ohne sein Zuthun. Mit der Lichtenau befand er sich im ewigen Kampfe. Sie konnte ihn aber nicht stürzen, weil der König auf alle ihre Klagen stets antwortete: „Nicht Bischoffwerder, sondern ich habe das so gewollt." Bischoffwerder muß sehr uneigennützig gewesen sein, denn Herr von Cölln erwähnt: „Bei der Austeilung polnischer Güter verwendete er sich nicht." Seine Gemahlin machte ihm zum Vorwurf: „Sie werden wie ein Bettler sterben, wenn Sie nicht jetzt noch die letzten Tage des Königs benutzen, um etwas für Ihre Familie zu thun." Von der Bescheidenheit des Generals giebt das nachstehende Schreiben des Königs an Frau von Bischoffwerder Zeugnis: „Ich bin erfreut, gnädige Frau, Ihrem Gemahl die von ihm gewünschte Urlaubszeit noch um einige Wochen verlängern zu können. Es zeugt von seiner großen Bescheidenheit, daß er, weil er sich eine Erholung zu verschaffen wünschte, sich nicht entschließen wollte, mich selbst darum zu bitten. Sie werden nun das Vergnügen haben, daß er die Gewährung seines, mir durch Ihr gefälliges Schreiben kundgewordenen Gesuches durch Sie erfahre. Ich bitte Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme. Charlottenburg, den 24. Juni 1794. Friedrich Wilhelm."

Die Gemahlin des Generals war eine geborene von Tarrach, verwitwete Gräfin Pinto. Ihrer Ehe ist nur ein

Digitized by Google

Sohn entsprossen, der 1858 als General verstarb und drei Töchter hinterließ, von denen noch zwei am Leben sind: Frau von Damnitz in Schweidnitz und Frau General von Lyncker in Berlin. Erstere beehrte mich durch folgende Zuschrift: „Ich vermag Ihnen leider nicht viel Material zu liefern, da ich von der Zeit Friedrich Wilhelms II. nur wenig gehört habe. Die Gruft in Marquardt, wo mein Großvater begraben liegt, kenne ich. Es führt ein unterirdischer Gang vom Park aus in dieselbe und wurde dieser zugemauert, als zuletzt eine alte Großtante, ein Fräulein von Bischoffwerder, die bei der Gemahlin Friedrich Wilhelms II. Hofdame war und bis zu ihrem Tode das Recht hatte, im Schloß zu Berlin zu wohnen, 1842 dort beigesetzt wurde. Diese alte Dame wurde bei Hofe sehr geliebt. Der König selbst kam am 20. April 1842 nach Marquardt zum Begräbnis und stieg mit in die Gruft. Ich besitze keinen einzigen Brief, weder von Friedrich Wilhelm II. noch von meinem Großvater. Es stand, wie ich mich entsinne, eine alte offene Kiste mit Briefen im Keller zu Marquardt, über deren Verbleib ich nichts angeben kann."

Eine Tochter der oben genannten Enkelin des Generals von Bischoffwerder, Frau Major von Wrochem, geb. Freiin von Lyncker, in Weimar, teilte mir Folgendes gütigst mit: „Als nach dem Tode meines Großvaters 1858 das Gut Marquardt verkauft wurde, sollen mehrere Kisten mit Dokumenten und dem ganzen Briefwechsel Friedrich Wilhelms II. in der Sakristei der dortigen Kirche stehen geblieben sein. Ich besitze nur einige Briefe und Portraits des Königs. Es sollte mich freuen, wenn mein Urgroßvater einmal von einem Geschichtsschreiber etwas besser und richtiger beurteilt würde, als es bis jetzt der Fall gewesen ist. Jedenfalls ist er ein treuer, aufopfernder Freund des Königs gewesen und hat ihm bis zum Tode treu gedient. Über seine Familie

Digitized by Google

und deren Ursprung ist uns leider nichts bekannt. Sie stammt aus Sachsen. Dunkle Gerüchte sprechen von einer Abstammung von König August dem Starken, dessen bekannte Kraft-Kunststücke, einen silbernen Teller aufzurollen, ein Hufeisen zu zerbrechen und einen erwachsenen Menschen auf der Hand zum Fenster hinaus zu halten, — mein Urgroßvater ebenso gemacht haben soll."

Über das Gut Marquardt berichtet die im 82. Lebensjahre stehende Enkelin des Generals, Frau Professor Hellwing, geb. Gräfin Pinto in Berlin. „Am Havelsee liegt sein herrlicher Park. Hohe Platanen und schöne Bäume erregten oft meine Verwunderung, seitdem ich nach dem Tode meines Vaters 1836 vom meinem Onkel von Bischoffwerder in sein Haus aufgenommen war. Meines Oheims Mutter war die Witwe des Grafen Pinto. Friedrich II. veranlaßte seine Heirat mit dem Fräulein von Tarrach, wurde Pate des ältesten Sohnes und beehrte meine Großeltern oft mit seinem Besuch. Friedrich Wilhelm II. richtete an meinen Großvater folgendes eigenhändige Schreiben: „Mein lieber General-Major von Bischoffwerder! Um Euch einen Beweis Meines Wohlwollens zu geben, Habe ich unterm heutigen Datum Meinem Ministre von Struensee anbefohlen, Euch, Mein Lieber General, 30,000 Thlr. zu Zahlen. Ihr werdet dadurch in den Stand gesetzt, Euch ein Landguth in hiesiger Gegend zu Acquiriren, um zu Euer Recréation dann und wann die Landluft zu genießen. Ich hoffe hierdurch, daß Ihr die Freundschaft, so Ich für Euch Hege, mehr und mehr erkennet und Euch stets Meines Wohlwollen erinnert. Potsdam, den 27. März 1795. Friedrich Wilhelm."

Mein Großvater war in der ganzen Umgegend der erste, welcher die Bauern in Marquardt von ihren Herrendiensten befreite. Seine Gemahlin war eine sehr kluge Dame und brachte viele Sommer in Marquardt zu. Ihre Enkelin er-

Digitized by Google

innerte sich noch deutlich, wie sie als Kind mit ihr zu dem Grabgewölbe ihres Gatten ging. Dort saß dann die Großmutter und betete eine Weile still im Gedenken an ihren hier ruhenden Gemahl.

Mein Onkel ließ die Marquardter Kirche restaurieren und schenkte ihr eine Orgel. Der Pastor Stieberitz verrichtete seine erste Amtshandlung daselbst in Gegenwart des Königs Friedrich Wilhelm II., der als Pate meinen Onkel von Bischoffwerder über die Taufe hielt. Seine letzte Amtshandlung geschah 1842 in Gegenwart des Königs Friedrich Wilhelm IV. beim Begräbnis der 1766 geborenen Tochter Bischoffwerders. Diese war Hofdame der Gemahlin Friedrich Wilhelms II.

Oft denke ich an den schönen Park, woselbst wir immer den König Friedrich Wilhelm III. und die Fürstin Liegnitz begrüßten, wenn sie auf einem einfachen Korbwagen nach Paretz fuhren, da an diesem Park dann Relais-Pferde standen. An dieser offenen Parkseite befand sich eine Kanone, ein Geschenk Friedrich Wilhelms II. Von hier aus konnten wir weit auf die Landstraße sehen und beobachten, ob Besuch kam, was oft geschah, da Potsdam nur eine Meile entfernt ist. An den Geburtstagen Friedrich Wilhelms III., die er in Paritz zubrachte, kamen viele hohe Offiziere nach ihrer Gratulation auf dem Rückwege nach Marquardt, wo dann ein großer, glänzender Kreis versammelt war.

1848 wurde Marquardt eine Zuflucht auch für mich. Ich hatte mich einige Jahre vorher verheiratet, und mein Mann brachte mich von Berlin hierher. Als die Truppen Berlin verlassen mußten, bekam mein Onkel Befehl, mit seinem Kürassier-Regiment sich nach Marquardt zu begeben. Als mein Onkel mit seinen Offizieren hier Quartier nahmen, versicherten die Bauern, daß sie hier gegen die Aufrührer sicher wären. An demselben Tage kam ein Offizier in Zivil

Digitized by Google

und überbrachte meinem Onkel die Aufforderung, in der nächsten Nacht einen Herrn und eine Dame aufzunehmen, welche unter dem Namen von Herrn und Frau von Schleinitz über Marquardt reisen wollten. Es war Kaiser Wilhelm I., welcher in jener drangsalsvollen Zeit sich nach England flüchtete. Er wurde vergebens erwartet. Ohne Nachtruhe war er weiter gefahren.

Nach dem Tode meines Oheims übernahmen dessen Tochter und dessen Gatte das liebe Marquardt. Während sie es besaßen, ließ die Kaiserin Friedrich als Kronprinzessin Frau von Damnitz bitten, daß der kleine Prinz Wilhelm, unser jetziger Kaiser, täglich im Park herumgetragen werden könne, was dann zu unserer Freude längere Zeit geschah."

Man hat behauptet, Bischoffwerder wäre gleich nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. bei dessen Nachfolger in Ungnade gefallen. Durch einen im Besitze der Frau von Wrochem befindlichen Originalbrief Friedrich Wilhelms III. wird das Gegenteil dargethan. Derselbe lautet: „Da ich gewiß eine jede Gelegenheit zu ergreifen gerne bereit bin, um Ihnen erneute Beweise meines Wohlwollens zu geben, so will ich mit Vergnügen gern darein willigen, daß Sie einen Teil des Jahres in Dessau zubringen, als wozu Ihnen der Fürst schon in vorigen Zeiten aufgefordert. Es ist wahrlich nicht aus üblen Absichten geschehen, daß ich Sie auf die etatsmäßige Generalleutnants-Pension gesetzt habe. Da ich aber von ihrem Wunsch unterrichtet war, Ihre übrige Zeit in Ruhe zuzubringen, Ihre Vermögensumstände aber auch keine besondere Pension zu erfordern scheinen, indem mein Vater, Ihr sort gemacht, im Übrigen alle Cassen, Etats- und Pensions-Fonds aufs Äußerste angestrengt, also möglichst zu schonen sind, so habe ich erwartet, daß Ihnen eine Pensionierung nicht befremden würde, da hierunter sonst gewiß keine andere Absicht zu Grunde liegt. Im Übrigen wird es

Digitized by Google

mich herzlich freuen, wenn Sie ins Künftige, bei einträglichen revenüen Ihrer Güter, Ihr Geld auf eine so noble Art, als Sie es sich vorgenommen, verwenden wollen. Sie können sich gewiß jeder Zeit meiner Achtung und Wertschätzung versichert halten, wovon ich Ihnen mit Vergnügen bei jeder schicklichen Gelegenheit Beweise zu geben willens bin. Berlin, den 16. Januar 1798. Friedrich Wilhelm."

Bischoffwerder starb am 31. Oktober 1803 zu Potsdam und wurde in seinem Erbbegräbnis zu Marquardt beigesetzt. Seine Gemahlin überlebte ihn um 30 Jahre. Sie ruht in derselben Gruft, ebenso ihre Tochter und ihr Sohn, der am 24. Mai 1858 als General-Leutnant verstarb. Das Geschlecht derer von Bischoffwerder ist im Mannesstamme erloschen. In weiblicher Linie lebt es fort in den Häusern von Lyncker, von Damnitz, von Maltzahn und von Ostau.

Wer die Ratgeber des Königs ohne Vorurteil anschaut, wird erkennen, daß Friedrich Wilhelm II. in der Wahl derjenigen Personen, die er mit seinem Vertrauen beehrte, großen Scharfblick besaß. Er hat es verstanden, eine Reihe hochachtbarer Männer an seine Seite zu stellen, die immerdar in der Geschichte einen hervorragenden Platz behalten werden. Die Widerwärtigkeiten, welche Friedrich Wilhelm in seinem Leben erfuhr, machten ihn vorsichtig und bedächtig. Seine Bescheidenheit gab ihm offene Augen für die Tüchtigkeit seiner Diener. Indem er weise Ratschläge derselben zu würdigen verstand, wußte er, fern von Eitelkeit und Hochmut, wohl die Grenzen seiner eigenen Begabung zu erkennen. So ward er zwar kein großer, aber ein erleuchteter und schaffensfähiger Monarch. Für alle brennenden Fragen, die während seiner stürmerischen Regierung auftauchten, suchte und fand er aus sich heraus eine Lösung. Er folgte stets seinem Programm. Doch dies ist das Achtungswerte in ihm: er war zu besserer Meinung zu überzeugen. Er erkannte die höhere

Digitized by Google

Begabung, den klareren Blick Anderer an. Er wollte nicht Friedrich der Große sein, aber er hatte auch nichts von dessen Empfindlichkeit. Er dankte seinen Ministern, wenn er sich von deren Treue überzeugt hatte. Einen herrisch gesinnten und sich selbst vergötternden Fürsten hätten sie bald allein gelassen. So aber stand ihm eine Reihe vortrefflicher Staatsmänner bis zu seinem Tode treu zur Seite. Ein Jahrhundert ruht der vielgeschmähte Monarch jetzt von seiner Arbeit. Weder in Potsdam, noch in seiner Hauptstadt Berlin ehrt ein Denkstein sein Andenken, aber fester als in Stein und Erz leuchtet sein Denkmal in den Thaten seiner deutschen Gesinnung und Regierung.

Die königliche Familie.

Nach dem Friedensschluß gestaltete sich das Leben des Königs wieder in alter, geordneter Weise. Die wichtigen politischen Vorgänge, welche er mit Aufmerksamkeit verfolgte, wurden auch von bedeutungsvollen Ereignissen in seinem Familienleben begleitet. Bei Taufhandlungen, Vermählungen oder kirchlichen Festen, welche die königliche Familie angingen, erschien der König stets. Diesen fröhlichen Ereignissen folgte jedoch bald eine Zeit schwerer Trübsal. Nicht allein die Sorgen der auswärtigen Politik, sondern auch die Schulden, in welche der Staat durch die Kriege geraten war, bedrückten den König schwer, und zwar um so mehr, als sich schon damals die Vorboten einer schweren Krankheit bei ihm bemerkbar machten. Das Jahr 1795 gestaltete sich für ihn zu einer Zeit der Vereinsamung und schwerer Sorgen. Seine Gemahlin befand sich wegen eines Nierenleidens in Freienwalde, und seine Freundin, die Lichtenau, weilte schon seit dem März in Italien. Die drei ältesten seiner Kinder besaßen selbst ihren Hausstand, und es findet sich nirgends

Digitized by Google

ein Anhalt dafür, daß der Kronprinz dem Vater die Last der Regierungsgeschäfte erleichtert oder ihm in trüben Tagen seiner Krankheit tröstend nahe getreten wäre. So saß denn der König nicht selten einsam und traurig in seinem Marmor-Palais zu Potsdam.

Im Gegensatze zu der Sitte, daß Fürsten einander sich mit „Sie" anredeten, hatten der Kronprinz und seine Luise das vertrauliche „Du" unter sich eingeführt. Der König befragte hierüber den Prinzen: „Nennst Du die Kronprinzessin ‚Du'?" „Geschieht aus guten Gründen," antwortete dieser; „bin ohnehin schon genug beengt und molestirt. In meiner Ehe will ich meiner Neigung folgen und die Freiheit der Unabhängigkeit haben." Die Oberhofmeisterin geriet darüber oft in Verzweiflung, denn sie war der Überzeugung, daß das Umsichgreifen der revolutionären Tendenzen nur der Mißachtung des Anstandes zuzuschreiben sei. Sie war betrübt darüber, daß dem Kronprinzen und der Kronprinzessin die Beachtung der Hofsitte mißfiel. Dieses Auftreten fand nicht den Beifall des Königs und der Königin, doch mußten sie sich hierin dem Willen ihres Sohnes fügen. Ja sogar einem Teile des Volkes erschien dies unpassend. Man darf nicht glauben, daß Luise über jede weibliche Schwäche erhaben war.*)

Dennoch hatte der König die Kronprinzeß sehr gern. Er fand Freude daran, ihr ein Vergnügen zu bereiten. Als sie ihr achtzehntes Lebensjahr vollendete, schenkte er ihr das Schloß Oranienburg. Dasselbe war seit dem Tode seines Vaters unbewohnt. Der König ließ es völlig neu ausstatten, und bei der Übergabe richtete er die Frage an sie, ob er dem Geburtstagskinde noch irgend einen Wunsch erfüllen könne. Luise antwortete ihm, da sie selbst so glücklich wäre, so möchte sie gern auch andere glücklich machen. Sie erbäte

*) Dr. Pfau, Luise, Königin von Preußen. S. 125.

Digitized by Google

sich daher eine Handvoll Goldstücke, um die Armen Berlins zu beschenken. „Und wie groß denkt sich denn das Geburtstagskind diese Handvoll?“ fragte der König. „So groß als das gütige Herz des Königs,“ antwortete sie. Der König willfahrte auch dieser Bitte.*)

Bald darauf wurde der König durch ein Familien-Ereignis hoch erfreut. Am 15. Oktober 1795 beschenkte die Kronprinzeß ihren Gemahl mit einem Sohne, dem späteren Thronfolger. Die Taufe fand am 28. Oktober im kronprinzlichen Palais in Berlin statt, und Bischof Sack vollzog die heilige Handlung. Der König hielt seinen Enkel in Gegenwart der Prinzen Heinrich und Ferdinand und des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz über die Taufe.

Nach dem Taufffeste begab sich der König wieder nach Potsdam, während der Kronprinz in seinem Palais zu Berlin Wohnung nahm. So mitteilsam, unbefangen und freundlich der König jedermann entgegentrat, so verschlossen, mürrisch und zurückhaltend zeigte sich der Kronprinz gegen seine Umgebung. „Er hatte nicht gelernt,“ sagt Herr von Cölln in seinen Vertrauten Briefen, „seine Schüchternheit abzulegen. Sie hat sein ganzes Leben hindurch seine Thatkraft gelähmt. Alles Geniale, Kühne, Außerordentliche war ihm zuwider. Er hatte die schlechteste Erziehung, so über alle Maßen schlecht, wie sie nur ein Kronprinz haben kann. Er war in sich gekehrt, menschenscheu und verlegen in der Gesellschaft. Er besaß kein Vertrauen zu sich selbst.“ (Vehse, I. Bd. 5. S. 156.)

Den König trifft keine Schuld an seines ältesten Sohnes mangelhafter Ausbildung. Er hatte ihm in seinen ersten Lebensjahren den Geheimrat Benisch und den General Bachoff von Echt als Lehrer gegeben. Später leiteten seine Erziehung die bewährten Gelehrten Engel, der Autor des „Philosophen“,

*) Dr. Pfau, a. a. O., S. 120.

Digitized by Google

und Franz Leuchsenring. Letzterer war der Freund Goethes, der wegen seiner außerordentlichen Kenntnisse und Unterhaltungsgabe damals Aufsehen erregte. In seinem 16. Lebensjahre erhielt er den General Graf Brühl zu seinem Lehrer. „Als er in Brühls Hände kam, da war nichts mehr gut zu machen. Er war und blieb verschlossen, ohne Selbstvertrauen, daher verlegen und blöde, wo er öffentlich auftrat. Alle Repräsentation, alle feierlichen Akte waren ihm zuwider."

Diese an ihm während seines ganzen Lebens bemerkbare Trägheit, Bequemlichkeit und Arbeitsunlust waren die Ursache, daß er sich in seiner Jugend nur ein sehr geringes Maß von Kenntnissen angeeignet hatte. Sein Religionslehrer Sack beklagte seine geringen Fortschritte wiederholt.

Über Begabung und Fleiß seines Bruders Louis findet sich nirgends etwas aufgezeichnet. Nach seiner Vermählung bezog der Letztere dasjenige Palais, welches neben dem kronprinzlichen belegen ist. Seine Gemahlin war die Schwester der Königin Luise. Seiner dreijährigen Ehe ist ein Prinz und eine Prinzessin entsprossen. Letztere ist die Mutter des jetzt regierenden Herzogs von Anhalt.

„Die fürstlichen Schwestern," erzählt die Gräfin Voß, „sahen sich täglich. Bald waren wir drüben bei ihnen, oder sie bei uns. Einmal schien ein unheiliger Einfluß sich Eingang in das kronprinzliche Familienleben zu verschaffen. Der stürmische Prinz Louis Ferdinand, ein Vetter Friedrich Wilhelms II., näherte sich der Kronprinzessin. Da sie es ihm unmöglich machte, suchte er die Prinzessin Louis für sich zu gewinnen, und dies wurde ihm leicht. Diese war der Schmeichelei sehr zugänglich, auch war ihr Gemahl noch zu jung, um ihr ein Führer zu sein. Die Kronprinzessin hatte etwas Verschlossenes in ihrem Charakter, und ich hatte eine trübe Zeit zu bestehen. Im Frühjahr gingen wir nach Potsdam, und das machte dem Bestreben verderblicher

Digitized by Google

Menschen ein Ende." Sowohl die Kronprinzessin als auch deren Schwester empfingen die Liebesanträge des Prinzen Louis Ferdinand. Um den unzüchtigen Umgang des letzteren mit der Prinzeß Louis und den sich daran knüpfenden Skandalgesprächen ein Ende zu bereiten, erteilte der König seiner Schwiegertochter den Befehl, Berlin zu verlassen und ihn während seines Sommeraufenthalts in Pyrmont zu begleiten. Die Gräfin Voß berichtet dies mit den bedeutsamen Worten: „Die Prinzeß Louis soll mit nach Pyrmont gehen. Der König will es. Mich freut dies sehr und zwar für sie."

In demselben Frühjahr verlegte der Kronprinz nebst Gemahlin seinen Wohnsitz nach Potsdam. Ob dies auf Befehl des Königs geschah, ist nicht festzustellen. Der Bericht des Kammerherrn Graf Wengersky läßt dies wahrscheinlich erscheinen. Derselbe schreibt: „Die Kronprinzessin hat Berlin nur ungern verlassen. Sie erwartet hier wenig Vergnügen. Die Welt sagt, sie empfange mit Vergnügen die Huldigungen des Prinzen Louis Ferdinand. Es steht nicht alles so, wie es sollte. Wenn der Kronprinz diese Koketterie entdeckt, so könnte dies zu sehr bedenklichen Auftritten führen. Frau von Voß zittert. Sie macht der Kronprinzessin Vorstellungen, aber man hört nicht auf sie und spottet ihrer. Die brave Hofdame von Viereck wird allemal, wenn sie der Kronprinzessin eine Vorhaltung zu machen wagt, hart angelassen. Das Gefährlichste aber ist das Vertrauen und der Umgang, den die Kronprinzessin zu einem Ungeheuer von Weib, zur Frau von Schlabrendorf hat. Eine solche Freundin, von der man nichts Gutes weiß, mit freigeistigen Ansichten und ohne Moral ist ein Unglück für unsere Prinzessin. Am Vorabend unserer Abreise von Berlin, während eines Soupers bei Bredow, war ich Tischnachbar der Gräfin Schlabrendorf. Wir sprachen über Religion. Ich sagte, daß der Leichtsinn der Maria Antoinette auch eine Ursache der Revolution sei.

Digitized by Google

Sie fand meine Grundsätze lächerlich. Welch eine Freundin für eine junge Kronprinzessin!"

Auch der Minister von Stein fühlte sich gedrängt, den Prinzen Louis Ferdinand zu warnen und zu bitten, seine Leidenschaft aufzugeben. Am 17. November 1796 schrieb er an ihn: „Es ist gewiß, daß Scharfsinn den großen Mann bezeichnet, aber ohne sittliche Kraft ist er nichts. Es betrübt mich, zu vernehmen, wie weit Sie sich von Ihren Eltern entfernen, und wie wenig Sie deren Wünschen entsprechen. Versöhnen Sie sich mit Ihrem Vater, den Ihr Betragen tief verletzt hat. Sie haben ein Alter erreicht, in dem Sie eine Verbindung eingehen und sich des häuslichen Glückes versichern sollen. Sie haben Gefühl dafür. Mit erweichtem Herzen haben Sie mir oft dies schöne Bild gezeichnet. Eine brave Gattin und die Liebkosungen herzlicher Kinder würden Sie von dieser unglücklichen Leidenschaft zurückbringen. Ich beschwöre Sie, gnädiger Herr, sich den Bitten eines Mannes zu ergeben, der aufrichtig an Ihnen hängt, der Ihre Talente kennt und der Sie bittet, in seinen Worten nur die Ehrerbietung zu erblicken, die er Ihnen allerwege zollet."

Der Adjutant des Prinzen, von Nostitz, giebt folgendes anschauliche Bild von dessen Lebensweise: „Im Hause des Prinzen kamen viele ausgezeichnete Männer zusammen. Gentz, Müller, Humboldt, Graf Schmettau, von Pfuel, von Kleist, aber auch Leute, die nur Schwelger waren. Sie kamen fast täglich, und er ließ sie als seine Freunde gelten. In seiner Villa in Moabit machte eine Frau Pauline Wiesel, des Prinzen Geliebte, die Honneurs. Sie stand im schlimmsten Rufe, und es gehörte die Sittenlosigkeit des Prinzen dazu, um sich dieser verächtlichen Frau hinzugeben. Hier erschien häufig ihre Freundin, die Jüdin Rahel Lewin, Tochter eines Juwelenhändlers und später verehelichte Varnhagen von Ense. Aus seinen Schulden befreite ihn 1802 der Tod des Prinzen

Digitized by Google

Heinrich, der ihm viel vermacht hatte. Die Jagd, die Schwelgerei und Schulden erschöpften bald diese Gelder. Sein haushälterischer Vater gab ihm nur eine geringe Zulage und zog das Erbe des Prinzen Heinrich an sich, obschon dieser, der seinen Bruder Ferdinand nicht leiden mochte, seinen Neffen Louis zum Erben eingesetzt hatte. Seinem Vater überließ er seine Erbschaft zur lebenslänglichen Verwaltung."

1789 erstand sein Vater das Schloß Bellevue bei Berlin für 50 000 Thlr. Er ließ es für seinen Sohn fürstlich herrichten. Der Park erhielt Felsengrotten, einen mit Gondeln bedeckten See, Laubgänge, Springbrunnen u. d. m. Des Prinzen Trinkgelage und Gartenfeste führten viele Unberufene in den Park. Als ihn der Kastellan ersuchte, eine das Betreten des Parkes verbietende Warnungstafel aufzustellen, ließ der Prinz an dem Eingange folgende Verse anbringen:

„Es wird hier Jedermann gebeten,
Die „Berge" ja nicht platt zu treten,
Auch dürfen keine Hunde laufen,
Sie könnten leicht den „See" aussaufen;
So diebisch wird wohl Niemand sein,
Zu stecken einen „Felsen" ein.

Die Schulden und die Sittenlosigkeit des Prinzen bereiteten seinem Vater manchen Kummer. Den Prinzen Heinrich besuchte er oft in Rheinsberg, und zwar um bei ihm Anleihen zu machen. Der Adjutant des letzteren, Graf La Roche, hatte sich 1797 mit einem Fräulein von Zeuner vermählt, und es schien, als sollten durch ihre Anwesenheit die Tage der alten Rheinsberger Herrlichkeit noch einmal anbrechen. An die Stelle der wüsten Junggesellenwirtschaft trat wieder Ordnung und Fröhlichkeit. Die junge Gräfin machte die Honneurs des Hauses. Sie war Gast und Wirtin zugleich. Der alte Prinz hing nicht nur an den graziösen

Digitized by Google

Bewegungen der schönen Frau, er bewunderte alles an ihr, ihre Augen, ihren Witz und ihre Kochkunst. Im Sommer kam der Prinz Louis öfter als sonst nach Rheinsberg. Ein Geplauder im Park, eine Fahrt über den See, ein Gastmahl auf der Remusinsel, während das Schilf leise im Winde rauschte, schien alles, worauf der Sinn des Prinzen gerichtet war. Die Gräfin saß oft neben ihm bei Tisch. Eines Abends trug sie einen Kranz von Teichrosen im Haar, den ihr der Prinz geflochten hatte. Die Dunkelheit kam, lautlos glitten die Kähne über den See zurück. Nur Flüstern und Lachen und der Gesang französischer Lieder unterbrach die Stille. Vor dem Fenster der Gräfin lag ein Rasenstück, beschattet von uralten Eichen. Als der Mond aus den Wolken hervortrat, schritt der Graf mit dem Degen in der Faust auf den Prinzen zu. Zwei Hühnengestalten, beide gleich stark, gleich jung, kämpften mit einander mit leuchtenden Augen. Am offenen Fenster stand flehend die Gräfin. Das Duell blieb unentschieden, weil Prinz Heinrich den Ausgang verhinderte. Mit dem friedlichen Stillleben war es jetzt für immer vorbei, und zwar durch des Prinzen Schuld.

Die bekannteste Liebschaft des Prinzen ist diejenige mit der geistreichen Emilie von Rau. Wären alle Briefe vorhanden, die er ihr geschrieben, man würde die Rosenjahre der Liebe aus dem Mittelalter darin wiederfinden. Leider wurden die besten der armen Emilie auf ihren Wunsch in das frühe Grab gelegt. Wer sie gelesen, der wird seine Kinder davor warnen, auch wird er sie nicht aufbewahren, wenn er nicht etwa zufällig selbst verliebt ist, denn die „alte Geschichte“ wird eben immer nur dann neu, wenn sie Einem gerade selbst passiert.

Widerlich berührt es, in welcher Weise sich die Jüdin Rahel Lewin des Umgangs rühmt, welchen sie mit dem Prinzen geführt hat. Von seinen zahlreichen Favoritinnen

Digitized by Google

erwähne ich ein Fräulein Fromm, deren beide Kinder Louis und Bianka der Prinz als die seinigen anerkannte. Friedrich Wilhelm III. erhob letztere 1810 unter dem Namen v. Wildenbruch in den Adelstand. Bianka, geb. den 22. August 1804, vermählte sich mit dem Major Friedrich von Röder auf Rothsürben und starb am 20. April 1887 zu Breslau. Louis, geb. den 27. März 1803, starb als General am 29. November 1874 zu Berlin. Von diesem leben drei Söhne und eine Tochter, welche letztere sich am 3. Oktober 1860 mit dem Grafen York von Wartenburg auf Klein-Öls vermählte.

Der alte Prinz Ferdinand, der Bruder Friedrichs II., erfuhr nicht nur durch seinen Sohn Louis schweres Herzeleid, auch in seiner Ehe hatte er viel Ungemach zu erdulden. Seine Gemahlin unterhielt jahrelang ein Verhältnis mit dem Grafen Schmettau. Der dänische Diplomat Hennigs berichtet: „Prinz Ferdinand zeichnet sich weder durch sein Aeußeres noch durch seinen Geist aus. Er ist Großmeister des Johanniterordens und sammelt Schätze für die Kinder, mit welchen seine Gemahlin ihn beschenkt und denen Friedrich II. den Ehrennamen der abscheulichen Rasse Schmettaus beilegt." Sie war eine Tochter des Markgrafen von Schwedt, Enkels des großen Kurfürsten.

Es erscheint erwähnenswert, daß diejenigen Damen des Hofes, welche sich durch ihre Liebesabenteuer hervorgethan, ein sehr hohes Alter erreicht haben. Zu diesen gehört auch die Prinzeß Ferdinand. Sie starb am 10. Februar 1820 in einem Alter von 81 Jahren. Die Gemahlin des Prinzen Heinrich wurde 82 Jahre alt. Die Gräfin La Roche starb am 18. Mai 1859 zu Koepernitz (jetzt im Besitz ihres Neffen, des Herrn von Zeuner) im Alter von 89 Jahren. Die erste Gemahlin Friedrich Wilhelms II. beschloß ihr Leben am 18. Februar 1840 in einem Alter von 94 Jahren. Die dem Könige zur linken Hand angetraute Gemahlin, die Gräfin

Digitized by Google

Dönhoff, starb 1834 in ihrem 66. Lebensjahre. Die Gräfin Lichtenau brachte es auf 68 Jahre. Auch die Baranius, die Barbarina, die Herzogin von Sagan, die Gräfin von der Marck, die Prinzeß Louis, spätere Königin von Hannover, erreichten ein hohes Alter.

Ein Jahr nach dem Tode ihres Gemahls, des Sohnes Friedrich Wilhelms II., sah sich die Prinzeß Louis genötigt, sich in Eile zu vermählen. Der Prinz zu Solms-Braunfels, welcher als Offizier in Berlin stand, reichte ihr seine Hand. Ihr größter Verehrer blieb aber der Prinz Louis Ferdinand. Außerdem unterhielt sie noch galante Beziehungen zu dem Herzog von Cambridge und dessen Bruder, ihrem nachherigen dritten Gemahl, zu dem Fürsten Metternich, zu Gentz und anderen. Friedrich Wilhelm II. machte ihr die ernstesten Vorstellungen. Gentz schrieb an Rahel Lewin: „Seitdem der Fürst Clary von Teplitz abreiste, blieb ich hier ganz allein mit und wegen der Prinzeß zu Solms. Diese 14 Tage waren ein stilles Paradies. Ich liebe die Prinzessin bis zur Leidenschaft. Sie ist harmonisch schön und zu mir von unendlichen Ressourcen. Ich habe viel von der Welt gesehen und genossen, und es muß schon arg kommen, wenn ich von einer Dame so spreche. Aber diese verdient es."

Der Prinz Solms starb 1814, und nun vermählte sich die Unwiderstehliche mit dem Herzog von Cumberland, der, wie sein Bruder, zu ihren Verehrern gehörte. Nachdem sie am 27. Mai 1819 von einem blinden Prinzen, dem späteren König von Hannover, entbunden worden, gelangte ihr Gemahl am 20. Juni 1837 auf den hannöverschen Königsthron. Ihr unglücklicher Sohn starb am 12. Juni 1878. Aus ihrer Ehe mit dem Sohne Friedrich Wilhelms II. ging der 1863 verstorbene Prinz Friedrich hervor, welcher der Vater des am 12. Februar 1826 geborenen Prinzen Georg war. Dieser lebt unvermählt in Berlin.

Digitized by Google

Außer dem Kronprinzen und dem 1796 verstorbenen Prinzen Louis wurden dem Könige noch zwei Söhne geboren. Der ältere, am 30. Dezember 1781 geborene Prinz Heinrich ist politisch wenig hervorgetreten. Er begab sich frühzeitig auf Reisen und lebte meist in Italien. Er wurde dadurch eine absonderliche Persönlichkeit, daß er sich von dem Zwang seiner fürstlichen Geburt nach Möglichkeit zu befreien suchte. Von 1819 ab lebte er in Rom und trat zum katholischen Glaubensbekenntnis über. Er war von einer tiefen Verstimmung gegen seinen königlichen Bruder und den preußischen Hof beseelt. Sein Adjutant mußte ihm täglich vom Berliner Hofleben erzählen. Er war nicht vermählt und starb 1840. Wo seine Gebeine ruhen, vermochte ich nicht zu ermitteln.

Der am 3. Juli 1783 geborene Prinz Wilhelm war der jüngste Sohn. Er vermählte sich am 12. Januar 1804 mit der Tochter des Landgrafen von Hessen-Homburg. Er war ein schön gewachsener, tugendhafter und durchaus edeldenkender Mann, der die Stille dem Geräusch und die Schlichtheit dem Glanze vorzog. Viele Jahre lebte er in dem stillen Fischbach in Schlesien. Nur im Winter wohnte er in Berlin. „Ach wie graust uns vor Berlin!“ heißt es in einem Briefe der Prinzeß. „Uns graust vor dem Geklatsch, dem leeren Geschwätz und den sittenlosen Menschen!“ Nahe bei Fischbach liegt Buchwald. Die Besitzerin, Gräfin von Reden, geborene Freiin Riedesel, gereichte dem prinzlichen Paar zum reichsten Gewinn geistlicher Gemeinschaft. Am 16. März 1822 schrieb sie in ihr Tagebuch: „Prinz und Prinzessin Wilhelm werden mir immer lieber. Sie sind Menschen von wahrem inneren Gehalt, anspruchslos, gläubig und ungemein wohlwollend.“ Der Prinz erwarb sich hohe Verdienste sowohl als Soldat um die Reorganisation der Armee wie als Diplomat in Paris. Er starb 1851 zu Berlin.

Von den Töchtern des Königs vermählte sich die am

Digitized by Google

18. November 1774 geborene Wilhelmine am 1. Oktober 1791 mit dem Prinzen von Nassau-Oranien, seit 1815 König der Niederlande. Ihrer Ehe entsprossen zwei Söhne und eine Tochter. Sie ist die Großmutter des am 5. Juli 1841 geborenen Fürsten Wilhelm zu Wied.

Die jüngste Tochter des Königs, Auguste, geboren den 1. Mai 1780, vermählte sich am 13. Februar 1797 mit dem Erbprinzen, späteren Kurfürsten von Hessen-Kassel. Sie war eine achtungswerte, fromme Dame und wurde die Mutter des letzten hessischen Kurfürsten. Dieselbe Heimsuchung, welche ihre Mutter durch die Gräfin Lichtenau erduldete, widerfuhr ihr an ihrem Gemahl durch die Gräfin Reichenbach. Ihr Sohn vermählte sich am 30. September 1831 mit einer Frau Gertrud Lehmann, geborene Falkenstein. Aus dieser Ehe sind die jetzigen Prinzen von Hanau und die Grafen von Schaumburg hervorgegangen.

Die beiden letzten Regierungsjahre.

Seit dem 13. März 1795 entbehrte der König der Gesellschaft der Gräfin Lichtenau. Das Weihnachtsfest war vergangen, und sie weilte noch immer in Italien. Seine Gemahlin kehrte im Herbst von Freienwalde zurück und hatte sich dort nur wenig erholt. Auch er selbst kränkelte. Im Frühjahr 1796 stellte sich bei ihm eine große Mattigkeit ein. Auf ärztlichen Rat entschloß er sich, eine Badereise nach Pyrmont anzutreten. Wer sollte den kranken, schwerfälligen Herrscher begleiten und pflegen? Seine Gemahlin war selbst krank, und zur Krankenpflege gehört Entsagung. In weiter Ferne erfuhr die Lichtenau von dem Leiden ihres königlichen Freundes. Mit Eilpost fuhr sie im Juli 1796 nach Potsdam und widmete sich mit der treuesten Anhänglichkeit seiner

Digitized by Google

Pflege. Da die Königin die selbstlosen Dienste der Gräfin anerkannte, trat sie jetzt mit ihr in bessere Beziehungen und verehrte ihr sogar ihr Bildnis.

Die Gräfin Voß berichtet am 14. Juli 1796: „Unser guter König reiste gestern ganz allein mit der Lichtenau ab. Unsere Herrschaften verreisen gleichfalls für den Sommer."

Der König wurde in Pyrmont mit großer Auszeichnung empfangen. Mehr als 20 Reichsfürsten machten ihm ihre Aufwartung. In dem preußischen Könige erblickte man den mächtigen Herrscher, der mit Frankreich über das Geschick der deutschen Kleinstaaten zu entscheiden hatte. Pyrmont war jetzt der Sammelpunkt vieler Fürsten und Diplomaten. Auf der Promenade umdrängten Emigranten den König, um ihn für ihre Interessen zu gewinnen.

Auch der Gräfin Lichtenau wurden viele Huldigungen dargebracht. Man glaubte, wer etwas bei dem Könige erreichen wolle, müsse die Lichtenau für sich gewinnen. Es ist aber erwiesen, daß der König der Lichtenau keinen Einfluß auf die Regierung gestattete. Angesehene Reichsfürsten überboten sich in Artigkeiten, die sie der königlichen Freundin und dem Kämmerer Ritz bezeigten. Der Herzog von Gotha bat den König, ihn auf der Rückreise mit seinem Besuche zu beehren. Diese Einladung wurde angenommen, und der Herzog ließ ein glänzendes Diner herrichten.

Der Hofmarschall erhielt den Befehl, den Kämmerer Ritz an der Marschallstafel unter den Exzellenzen zu plazieren. Ritz aber kannte seine Stellung besser. Er dankte allerunterthänigst und, obschon der Herzog ihn selbst an den Arm nahm und zur Tafel führte, lehnte er dies mit der Bitte ab, ihm seinen Platz da, wo er hingehöre, nämlich bei der Dienerschaft, anzuweisen. Der Herzog wollte dies nicht zugeben. Er ließ schnell eine kleinere Tafel decken, an welcher einige nicht hoffähige Herren zur Gesellschaft des Ritz Platz

Digitized by Google

nehmen mußten. Hier war es, wo der Herzog einen Toast auf „seinen lieben Freund Ritz“ ausbrachte.

Die Badekur war dem König gut bekommen. Im September kehrte er gestärkt nach Berlin zurück. Die Berliner bezeigten dem Könige ihre freudige Teilnahme. Die Glocken läuteten, und die Straßen waren festlich geschmückt. Man warnte den König, sich den Strapazen eines festlichen Empfanges auszusetzen. Er entgegnete jedoch: „Es ist ein Leiden der Fürsten, daß sie dem Volke für alles, was sie thun, verantwortlich sind. Wenn ich heute nicht erscheine, so werde ich viele gegen mich erbittern, deren Phantasie sich schon seit acht Tagen in Galopp gesetzt hat. Ich will gern glauben, daß viele mir wohlgesinnt sind, aber der größere Teil sucht nur Befriedigung seines eigenen Vergnügens, seiner Eitelkeit oder seiner Neugier. Bleibe ich zu Hause, so beleidige ich die Leute. Ich kenne meine Berliner.“

Der König empfing viele Deputationen, fuhr am Abend bei der Illumination durch die Straßen und nahm auch an einem glänzenden Abendessen teil. Die Gräfin Voß berichtet über das Hofleben jener Zeit: „19. Dezember 1796. Unter uns. Nur die Prinzessin Louis, die Brühl und die Brandis zu Tische. Es wurde Theater bei der Lichtenau gespielt. Sie hatte Billets für uns alle geschickt. Unsere Hofdamen und Kavaliere gingen hin, aber ich nicht. Sie gab sich große Airs bei diesem Feste, wie man uns hernach erzählte. Der König war auch dort. Gott weiß, wie mich dies alles für ihn bekümmert und betrübt.“ „21. Dezember. Wir aßen mit allen Höfen beim König. Die Prinzeß Louis ging früher weg, weil der Prinz Fieber hatte.“ „23. Dezember. Die Herrschaften gingen auf den Christmarkt. Prinz Louis ist recht krank.“ „24. Dezember. Ich bekam vom Kronprinzen eine goldene Dose zum Geschenk. Die ganze königliche Familie war beisammen bei uns. Man hatte auf schön geschmückten

Digitized by Google

Tischen beschcert." „26. Dezember. Der Prinz ist hoffnungslos. Der König ist bei ihm und weint." „28. Dezember. Der Prinz verschied abends elf Uhr. Der König und die Königin waren den ganzen Tag bei ihm. Der Abschied an seinem Sterbebett war herzzerreißend. Alle weinten. Die arme Prinzessin kam nachts ein Uhr zu uns herüber und blieb in unserem Palais." „31. Dezember. Der Prinz wurde ohne Gepränge ganz in der Stille beigesetzt."

„1. Januar 1797. Ein neues Jahr! Gottes Güte tilge unsere Sünden! Still unter uns. Abends kam der König und seine Gemahlin. Der Kronprinz fühlt sich unwohl." „3. Januar. Der Kronprinz kann nicht atmen. Der König kam noch spät und blieb zwei Stunden an seinem Bett." „9. Januar. Der Prinz ist besser. Gott hat unser Gebet erhört. Abends kam der König und blieb zwei Stunden. Die Königin-Witwe wird immer schwächer. Es ist schrecklich." „13. Januar. Heute verschied die Königin-Witwe." „28. Januar. Wir waren bei der Knesebeck zum Thee, wo auch der König und die Lichtenau waren. Der König ist wohler." „13. Februar. Heute vermählte sich die jüngste Tochter des Königs mit dem Kurprinzen von Hessen. Der König war gütig gegen jedermann. Das Gedränge war schrecklich. Doch dauerte das Fest nur bis 11 Uhr." „23. Februar. Geburtstag der Prinzessin Heinrich. Der König erschien nicht zum Diner. Wir gingen zum Thee zu Radziwills. Die Königin und alle Prinzen waren da. Nachts 1 Uhr kamen wir zu Hause." „28. Februar. Die Tochter des Königs, die Prinzessin von Oranien, wurde heute von einem Prinzen entbunden." „10. März. Heute Geburtstag der Kronprinzessin. Auch der gute König kam und schenkte ihr vielerlei schöne Sachen. Das Diner war beim König. Dann fand die Taufe des Prinzen statt." „14. März. Wir waren zum Diner beim König. Abends war eine Oper bei der Lichtenau, zu der

Digitized by Google

alle Höfe erschienen. Die Vorstellung war recht schön, aber wenn man bedenkt, wer diese Frau ist, dann fühlt man sich bedrückt."

Über dieses Fest hat sich auf Grund der Erzählung des Oberst Dampmartin, der offenbar übertreibt, eine ganz falsche Auffassung gebildet. Der letztere berichtet: „Die Lichtenau gab am 14. März 1797 in dem von ihrem Sohne ererbten Palais unter den Linden ein Fest. Der König, seine Gemahlin, fast sämtliche Prinzen und Prinzessinnen waren erschienen. Viele von ihnen bebten vor Ingrimm über den erniedrigenden Zwang, sich bei einer Frau als Gäste zu sehen, deren bloße Nähe sie schon aufs Tiefste beleidigen mußte. Welch ein bejammernswertes Schicksal! Wie traurige Gedanken weckte es, welche Stürme kündete es an! Der König trug auf seinem bleichen Gesicht die Zeichen einer schweren Krankheit. Die Königin verzog ihre Lippen zu erzwungenem Lächeln. Der Kronprinz konnte seine heftige Gemütsbewegung nicht verbergen. Er warf verstohlene Blicke bald der Mutter, bald seiner Gemahlin zu, als könne er nicht begreifen, wie es möglich sei, sich mit ihnen in den Gemächern der Mätresse seines Vaters zu befinden. Rücksichtslos und ein wenig roh (un peu sauvage), vermochte er seinen Ärger nicht zu verbergen. Die Kronprinzessin schien geängstigt durch die Aufgeregtheit ihres Gemahls. Die Prinzessin Louis, ihre Schwester, hatte zum ersten Mal die Trauerkleider abgelegt und überließ sich den Triumphen ihrer Koketterie. Die Prinzen und Prinzessinnen schienen verstimmt. Nur der Prinz Heinrich blieb heiter. Als die junge Kurprinzeß von Hessen zu ihm sagte: „Die Statuen hier sind recht schön, ich möchte sie wohl haben," gab er zur Antwort: „Ich will nichts haben, alles ist infam in dieser Boutique." Die unglücklichste Rolle spielte die Königin, die ihre Thränen verbarg. Man sagt, der Kronprinz habe wutentbrannt den Saal verlassen und auf dem Korridor den Degen aus der Scheide gezogen, indem er zornig

Digitized by Google

ausrief: „Ich töte diese Kreatur auf der Stelle!“ Nur mit Mühe soll ihn Graf Schmettau beruhigt und in den Saal zurückgeführt haben Das Fest verlief ohne einen störenden Zwischenfall. Der Triumph, den die Lichtenau errungen, war glänzend. Aber es war ein Triumph, der sich an ihr rächte. Denn nun brannten ihre Feinde, an deren Spitze der Kronprinz stand, vor Begierde, sie zu stürzen. Es war der Triumph vor dem nahen Fall.“

Es mag richtig sein, daß die Gemahlin und die Kinder des Königs dem Feste ohne Freudigkeit beiwohnten, daß sich ihre Verstimmung aber bis zur Wut gesteigert haben sollte, ist unwahrscheinlich. Über die Gräfin hatte sich schon damals ein milderes Urteil gebildet. Es ist nicht anzunehmen, daß die sämtlichen Kinder des Königs der Einladung entsprochen hätten, wenn ihnen die Gräfin so verhaßt gewesen wäre. Auch schreibt die Voß in ihrem Tagebuch, daß das Fest nur in einer Theatervorstellung bestanden habe, und die Festgäste an demselben Abend bei der Königin dinierten. Die ganze königliche Familie war in Einmütigkeit bei den königlichen Eltern beisammen. Wut und Erbitterung hatten dort keine Stätte. Diese Leidenschaften tauschen sich nicht schnell in gemütvolles Behagen ein. Die Voß schreibt von dem Ende jenes Tages: „Zuletzt war großes Familien-Souper bei den königlichen Eltern, wo man nichts that als weinen, weil die Prinzessin Auguste morgen nach Kassel abreist.“

Die Voß fährt in ihren Aufzeichnungen fort: „15. März. Der Erbprinz von Kassel und seine Gemahlin reisten heute wirklich ab. Der König war sehr bewegt. Abends kam der König und blieb zwei Stunden bei uns; Himmel spielte Klavier vor. Auch der gute König war sehr traurig. Er nahm Abschied, weil er ganz nach Potsdam geht.“

„22. März. Die Kronprinzessin war unwohl in der Nacht. Als ich zu ihr hinaufkam, merkte ich, daß sie nieder-

Digitized by Google

kommen würde. Sie lachte und wollte es nicht glauben. Um zwei Uhr war das Kind glücklich da. Es ist ein strammer Prinz — Kaiser Wilhelm I. — Überall war große Freude. Der König kam sogleich von Potsdam und brachte Geschenke mit."

„30. März. Die Kronprinzessin stand zum erstenmal auf, da es der neunte Tag war. Der Kronprinz machte viel Lärm und machte sogar ein Fenster auf. Aber man darf ja nichts sagen. Die Königin, die sehr leidend war, kam mit den Prinzessinnen."

„3. April. Alle Minister und Generale versammelten sich im Audienzsaale. Ich trug den Täufling und brachte ihn dem König. Dieser hielt ihn über die Taufe. Sack vollzog die heilige Handlung. Nach der Taufe gab mir der König den kleinen Prinzen und war sehr gnädig gegen mich."

„9. April. Heute überbrachte mir der Kastellan einen Brief vom König nebst einem Medaillon von Krystall in Diamanten eingefaßt. Ich war hocherfreut. Das eigenhändige Schreiben lautet: „Ich weiß, Madame, daß Ihre Anhänglichkeit genügt, um den feierlichen Augenblick in Ihrem Gedächtnis zu bewahren, wo sie mir den jüngsten meiner Enkel zur Taufe darreichten. Ich glaube jedoch, Sie noch besser daran zu erinnern, wenn ich Sie bitte, als ein Gedenkzeichen an diesen Tag Beifolgendes als einen schwachen Beweis meiner Hochschätzung anzunehmen. Ihr Ihnen unwandelbar geneigter Friedrich Wilhelm."

Auch dieser Brief giebt Zeugnis von der Herzensgüte Friedrich Wilhelms II. Er fühlte wohl schon damals, daß er nicht mehr genesen würde. Der würdigen Dame, welche seinen Vater hoch verehrt und seinem Hause ganz ergeben war, wollte er gern seine Dankbarkeit bezeigen. Einen kirchlichen Akt, die feierliche Taufe, bei welcher die Gräfin ihm den Sohn seines Sohnes auf die Arme legte, wählte er zum Anlaß, seinem Dankesgefühl Ausdruck zu geben und ihr ein

Digitized by Google

wertvolles Erinnerungszeichen an seine Person zurückzulassen. Was uns Mirabeau, Dampmartin und Malmesbury über das damalige Hofleben überliefert haben, ist ein wahres Zerrbild angesichts der schlichten ungekünstelten Aufzeichnungen, welche uns die Gräfin Voß von dem Familienleben Friedrich Wilhelms II. entrollt.

Obwohl sich der König schon im Mai sehr krank fühlte, unterzog er sich doch den Anstrengungen der großen Frühjahrsparade. Die Voß schreibt hierüber: „17. Mai. Der König stieg zu Pferde und nahm die große Frühlingsrevue ab. Alle Prinzessinnen waren dazu hingefahren. Zu Mittag hatten wir viele Offiziere. Der König, der Kronprinz und die Generale speisten in Sanssouci. Nach Tisch kam die Königin. Abends ging man ins Theater, wo man vor Hitze umkam. Zum Souper hatten wir alle Generale und Prinzen."

Dann berichtet das Tagebuch weiter: „4. Juni. Erster Pfingstfeiertag. Alles in der Kirche. Um 4 Uhr waren wir in der Oper, die der König geben ließ, wo auch der ganze Hof, die Lichtenau und eine Masse Menschen waren. Der König ist leidender und soll nach Pyrmont. Gott gebe, daß er wohl zurückkehrt. Trotz seiner Schmerzen war er heiter und blieb bis 11 Uhr." „6. Juni. Wir waren alle beim König in Charlottenburg, der uns seine neuen Stuben zeigte. Es war Konzert und dann Souper. Der König war sehr gütig. Gott wolle ihn uns erhalten."

„22. Juni. Der König ist gestern abgereist. Zu Tisch waren wir in Bellevue, wo auch der Prinz Heinrich war, der mir stets unerträglich ist." „18. Juli. Der König will, daß meine Herrschaften nach Pyrmont kommen und daß ich mitkomme. Das macht mir Freude." „23. Juli. Heute trafen wir in Pyrmont ein. Wir dinirten beim König, den ich schwächer fand." „27. Juli. Dejeuner bei Herrn von Witzleben. Die Bredows, Kielmansegg und Wittgensteins

Digitized by Google

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

waren da." „5. August. Diner beim König. Dann ländliches Fest. Große Illumination und Feuerwerk. Dann Serenade für den König. Herrliche Sommernacht. Alles ging bis spät in der großen Allee auf und nieder. Auch der König war recht wohl." „8. August. Dejeuner bei Fürst Sayn-Wittgenstein. Dann reisten wir alle in heiterster Laune ab." „9. August. Trafen in Hannover ein und speisten bei Hof." „10. August. Große Parade. Dejeuner beim Prinzen Ernst in Herrenhausen. Theater. Souper in Montbrillant." „12. August. In Braunschweig angelangt. Zu Tisch bei der Herzogin. Abends Ball." „14. August. Nach Magdeburg abgereist, wo wir im Regierungsgebäude abstiegen. Die Erinnerung alter Zeiten gewährte mir große Freude. Abends großer Zapfenstreich und Diner beim General von Rohr." „16. August. Bei General von Rochow in Brandenburg zu Mittag gespeist und Abends 11 Uhr in Potsdam angekommen. Überall waren Ehrenpforten gebaut." „21. September. Der spanische Gesandte hatte Audienz beim König. Der König stieg zu Pferde und nahm die Parade ab." „25. September. Heute Geburtstag unseres geliebten Königs. Alle Prinzen und Prinzessinnen gratulirten ihm herzlich. Er war nach Berlin gekommen. Das Diner war sehr lang. Abends war Ball. Der König sprach mit allen sehr gnädig. Ich bewunderte seine kleine Dose. Als er merkte, daß sie mir gefiel, bat er mich, sie als Geschenk von ihm anzunehmen. Gott segne unseren herzensguten König! Er war unendlich weich und herzlich mit mir. Er blieb nicht zum Souper. Ich ängstige mich sehr um ihn."

Wem es vergönnt war, in jene Kreise hineinzuschauen, die dem König nahestanden, der hat gewiß erfahren, daß ihm viele Herzen in Liebe und Verehrung ergeben waren. Welche Aufrichtigkeit spricht doch aus den wenigen Worten, die Wöllner in seiner Krankheit an ihn richtet: „Gnädigster

Digitized by Google

König und Herr! Erlauben Sie es einem alten treuen Knecht, bei dieser Gelegenheit sein beklommenes Herz nur einmal vor seinem guten Herrn auszuschütten. Ich bin kein Egoist, wie leider so viele andere es sind, sondern bloß Liebe und Attachement für meinen König, dem ich so sehr viel schuldig bin, führt meine Feder." Graf Trenck giebt seiner Verehrung für ihn folgenden Ausdruck: „Ich habe oft mit ihm gesprochen. Seine Miene ist majestätisch, und die ganze deutsche Redlichkeit glänzt auf seiner Stirn. Er ist freundlich, ohne es sein zu wollen und wird von denen, die ihn kennen, aufrichtig geliebt. Wenn er sich in der Würde eines Königs zeigen muß, so ist er edel, groß und stolz. Aber seine Seele ist stets geneigt, andere glücklich zu machen. In der Jugend huldigte er den Frauen, aber das Alter und die Überlegung halten diese Neigung in Schranken. Friedrich II. regierte mit eisernem Scepter, Friedrich Wilhelm II. aber in Gerechtigkeit, so daß sein Name in ganz Europa so ehrfurchtgebietend geworden ist."

Sein Herz gehörte immer dem deutschen Volke, aber der alte Argwohn, der Neid auf Preußen waren noch lebendig. Die Franzosenfreunde und der Schatten Friedrich II. wirkten ihm entgegen. Er war nach dem Frieden so geehrt und gefürchtet wie vorher. Das Werben Frankreichs um Preußens Bundesgenossenschaft begann nachher stärker als vorher. Aber Friedrich Wilhelm lehnte ab. Als er schon sehr erkrankt war, am 25. Oktober 1797, schrieben die französischen Direktoren: „Eine einzige Erklärung Friedrich Wilhelms an den Kaiser würde den Frieden Deutschlands herbeigeführt haben!" Welcher Ruhm für Friedrich Wilhelm II.! Jetzt geht man in allen Lehrbüchern mit Geringschätzung über ihn hinweg. Mit wenigen Seiten wird er abgethan. Die Bücher über seine Vorgänger und Nachfolger zählen nach Hunderten. Über ihn aber giebt es nicht ein einziges Spezialwerk. Nur Bruch-

Digitized by Google

stücke finden sich zerstreut und unzutreffend über seine Wirksamkeit. Alles in allem ist es Tadel, Gehässigkeit, Entstellung. Und doch war Friedrich Wilhelm von einer Güte des Herzens, die alle, auch seine Feinde, wohlthuend berührte. Er war nicht rachsüchtig, sondern zum Vergeben bereit. Er gab gern, war treu, trug nichts nach, verleugnete keinen, den er liebte. In jener glaubenslosen Zeit sind alle diese Eigenschaften wie ein Licht in dunkler Nacht.

Friedrich Wilhelms Lebensende und Tod.

Die Kräfte des Königs verfielen bald so sehr, daß er sich gezwungen sah, sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen. In den Gemächern des neuen Palais bei Potsdam wollte er sich zur Ruhe niederlegen. Nur Bischoffwerder vermittelte den amtlichen Verkehr mit der Außenwelt. Die Gräfin Lichtenau pflegte ihn mit aufrichtigster Hingebung. Da sie viele Feinde hatte, und vor allem der Kronprinz ihr nicht gewogen war, bekümmerte den König der Gedanke, sie nach seinem Tode der Verfolgung ausgesetzt zu sehen, so sehr, daß er in sie drang, sie möge noch vor seinem Tode in England ihren Wohnsitz nehmen. Alle Vorstellungen hatten keinen Erfolg. „In dem Bewußtsein, nie etwas Böses gegen den Staat unternommen zu haben," sagte sie, „bleibe ich hier. Ja, ich bliebe auch dann, wenn ich meine Tage im Kerker beschließen müßte. Ew. Majestät haben nie aufgehört, mein Wohlthäter zu sein. Meine Pflege ist Ihnen notwendig. Durch meine Gegenwart mildere sich Ihre Leiden, und ich will lieber in den Tod gehen, als mich von Ihnen entfernen."

Der König wußte wohl, daß die Lichtenau bei all' ihren Verirrungen ein gutes Herz besaß und ihn am treuesten pflegte. Die Krankenpflege ist eine freudlose, entsagungsreiche Thätigkeit. Dampmartin schildert die Lichtenau beim

Digitized by Google

kranken König mit folgenden Worten: „Im Hintergrunde eines Saales, welcher durch den melancholischen Schein einiger Vasen erhellt wurde, saß auf einem Polsterstuhl der gute König, bleich, abgemagert, mit beängstigtem Atem, die geschwollenen Füße in Kissen eingehüllt. Neben ihm saß die Lichtenau, ihm die Hände streichelnd. Der Abbé Audelard und der Prinz Broglie waren bei ihm. Am Kamin spielten die Kinder der Gräfin Dönhoff und unterbrachen durch ihr kindliches Plaudern oft die traurige Stille des Krankenzimmers."

In seinen schmerzvollen Leiden empfing der König mannigfache Beweise der Teilnahme. Auch die Gräfin Dönhoff fühlte, obwohl in Ungnaden entlassen, das innigste Mitleid. Sie bat Bischoffwerder um seine Fürsprache, daß sie als Krankenpflegerin an dem Schmerzenslager des Königs zugelassen werde. „Bis heute," beginnt dieser denkwürdige Brief, „habe ich Bedenken gehegt. Aber nunmehr folge ich meinem Herzen und meiner Liebe, der beständigsten, der verkanntesten, der unglücklichsten, die es jemals gegeben. Sie, mein Herr, der Sie nie mein Freund waren, bitte ich um Beistand. Sie kennen mich zu gut und wissen, daß ich einer Gemeinheit nicht fähig bin. Ja, mein Herr, wenn ich vor Ihnen auf die Kniee fallen müßte, so würde ich es thun, um den einzigen Wunsch meines Herzens zu erreichen. Des Königs Leben schwebt in Gefahr. Sie wissen, wie sehr mich dies bekümmert. So flehe ich Sie denn an, den König zu bitten, daß er mir erlaube, die Pflicht, welche mir die teuerste, heiligste ist, zu erfüllen: die, ihn zu pflegen. Nehmen Sie mir den Trost nicht, der einzige, welcher mir geblieben ist. Auch Sie sind Gatte. Sie müssen wissen, was die Pflege einer Gattin, welche den Vater ihrer Kinder zärtlich liebt, vermag. Setzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle und fühlen Sie, was ich empfinde, wenn ich mir sage: Der König ist krank und ich bin fern von ihm."

Digitized by Google

Bischoffwerder antwortete ihr: „In dem Antrage, mit dem Ew. Erlaucht mich beehren, erkenne ich mit Rührung die Seelenstärke und Festigkeit des Charakters, welche ich stets an Ihnen bewundert habe. Zu meinem Bedauern muß ich die Befürwortung desselben jedoch für jetzt ablehnen, da die Macht der nächsten Umgebung des Königs gegenwärtig so unbeschränkt und der hohe Kranke so schwach ist, daß ich nicht wagen darf, ihm hierüber Vortrag zu halten."

Der König lehnte das Gesuch ab. Es ist behauptet worden, die Lichtenau hätte den König gegen seinen Willen von seiner Familie und der Außenwelt abgeschlossen. Dies wird durch die unmittelbar nach den Ereignissen aufgezeichneten Mitteilungen der Gräfin Voß widerlegt. Dieselbe schildert den Verlauf der letzten Tage sehr anschaulich:

„6. Oktober 1797. Der Kronprinz ging heute früh mit dem Prinzen Solms nach Potsdam zum Könige. Die Kronprinzeß und ich folgten ihm nachmittags nach. Barmherziger Gott, welch ein Anblick! Der König ist abgemagert und seine Stimme ist schwach. Man versteht ihn kaum, so leise sprach er. Wir fuhren nach 11 Uhr zurück nach Berlin, wo wir um 1 Uhr anlangten." „13. Oktober. Der König ist sehr krank. Er hat noch die Ärzte Braun und Selle zugezogen. Meine Herrschaften mit ihrem Jubel zerreißen mir das Herz. Bei der Königin war großes Souper und viele Leute da. Das finde ich zu stark in dieser schrecklichen Zeit." „15. Oktober. Die Königin war in Potsdam und hat den König gesprochen. Er freute sich, sie zu sehen. Die Kinder werden heute auch hinfahren. Er saß auf seinem Lehnstuhl und war gefaßt." „17. Oktober. Großes Diner in Monbijou. Haugwitz kam von Potsdam und hatte mit dem Könige konferiert. Er war zwar schwach, aber völlig geistesfrisch."

„18. Oktober. Der Kronprinz fuhr mit der Königin und der Prinzessin von Baden zum König. Der Kronprinz

Digitized by Google

sagte, er hätte seinen Vater besser gefunden. Er war den ganzen Tag beim König, und dieser hat den Wunsch geäußert, die Kronprinzeß zu sehen." „20. Oktober. Die Königin, der Kronprinz, die Kronprinzeß, die Prinzeß Louis und die Prinzeß von Oranien fuhren nach Potsdam. Sie sagten mir, sie hätten den König ziemlich wohl angetroffen." „27. Oktober. Der König fühlt sich gut. Das macht mich glücklich." „30. Oktober. Graf Rayhauß, Maltitz und Haugwitz waren beim Könige. Es geht ihm besser." „3. November. Haugwitz kam zu mir, ehe er zum Kronprinzen ging. Er hat mit dem König gesprochen, aber die Geschwulst ist im Steigen. Das schmerzt mich sehr." „8. November. Selle, der beim König ist, fand ihn besser. Er hat zwar wenig Hoffnung, aber er sagt, es sei keine Regel ohne Ausnahme."

Die letzten Tage des Königs waren sehr leidensvoll. Am 8. November wurde noch der Chirurgus Görike zugezogen, der ihn nicht mehr verließ und auch nachts neben dem Krankenzimmer war. Trotz Schlaflosigkeit und Schmerz blieb der König heiteren Geistes. Er wollte niemandem durch Klagen beschwerlich sein, hatte es aber gern, wenn man ihm etwas erzählte oder vorlas. Seine Krankheit schrieb er den Kriegsbeschwerden und dem schlechten Wasser in Polen zu. Drei Tage vor seinem Tode verließ ihn die Hoffnung auf Genesung. Als man ihn mit der Möglichkeit seiner Wiederherstellung zu trösten versuchte, antwortete er: „Ich bin ein Mensch und muß wie jeder andere Mensch leiden. Aber ich bitte Gott, daß er mir meine Leiden möge ertragen helfen." Oft bemerkte man, daß er betend seine Hände faltete. In dem Ausspruch: „Ich bitte Gott," hat der sterbende König sein Bekenntnis abgelegt und Trost gesucht bei dem, der dem Tode die Macht genommen hat. „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen!" Dies Schriftwort hat er in seinem Religionsedikt bekannt, und dasselbe gewährte ihm Trost in seinem Sterben.

Digitized by Google

Am 15. November verfielen die Kräfte des Königs sichtlich. Er verlangte nach seiner Gemahlin und dem Kronprinzen, um von ihnen Abschied zu nehmen. Um 11 Uhr vormittags fuhren sie vor dem Marmorpalais im Neuen Garten vor. Der König versuchte es, sich zu ihrem Empfange aus dem Lehnstuhle zu erheben, aber er vermochte nur, ihnen die Hände zum Gruße entgegenzustrecken. Er bat seine Gemahlin, ihm jetzt zu vergeben, wo er für immer von ihr Abschied nehmen müsse. Dann wandte er sich an den Thronfolger und sagte: „Ich vertraue Dir, mein Sohn, daß Du Dir das Glück unserer treuen Unterthanen zur Lebensaufgabe machen wirst. Bemühe Dich, das Haus Brandenburg in allen Stücken in seinem alten Glanze zu erhalten. Dein Schmerz rührt mich, aber vertraue auf Gott. Im letzten Winter warst Du so krank wie ich, und doch hat Dich Gott erhalten. Auch ich stehe in der Hand unseres Gottes. Aber die Gefahr ist mir nahe. Ich will's nicht aufschieben und versäumen, Dir meinen väterlichen Segen zu geben."

Der Prinz kniete nieder, und der König legte seine zitternde Hand auf sein Haupt. Die Königin, die Lichtenau, Selle, Görike und ein Diener waren Augenzeuge dieser feierlichen Szene. Auch des Königs Schmäher berichten diesen Vorgang. Die Segensspendung haben sie bespöttelt. Aber wer einen Segen erteilt und zwar im Angesichte des Todes, der glaubt doch wohl an den Herrn, der gesagt hat: „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe!"

Als sich die Königin verabschiedete, umarmte und küßte sie die Lichtenau im Vorzimmer für die treue Ausdauer in der Pflege ihres sterbenden Gemahls. Der Kronprinz sagte kein Wort, sondern sah die Gräfin mit finsteren Blicken an.

In diesem Augenblick empfand die Gräfin die ganze Gefahr der nahen Zukunft. Aber sie war sich keiner Gesetzesverletzung bewußt und kehrte deshalb furchtlos zu dem

Digitized by Google

kranken Könige zurück. Mit Ungeduld erwartete sie dieser, und seine erste Frage war: „Was hat mein Sohn zu Dir gesagt?“ „Nichts“, erwiderte sie. „Wie?“ klagte der König schmerzlich bewegt, „kein Wort des Dankes? Ist es möglich? Ich kann es nicht fassen.“ Es mußte den König tief kränken, daß sein Sohn seine Dankes- und Kindespflicht so außer Acht setzte. Wenn er der Gräfin für die treue Pflege seines Vaters seinen Dank oder auch nur ein freundliches Wort gesagt hätte, so würde er hierdurch seinem Vater eine Freude bereitet haben. Mit welcher Wehmut mag ihm der sterbende Vater nachgeschaut haben, als er das Krankenzimmer verließ. Er konnte erwarten, daß sein Sohn die letzte Nacht seines Lebens an seinem Krankenbette ausharren und ihm die müden Augen zudrücken würde. Um 4 Uhr fuhr jedoch der Kronprinz nach Berlin zurück. Die Voß berichtet: Der Kronprinz hatte den König sehr schlecht gefunden. Er ging, um sich zu zerstreuen, ins Theater!“

Ein gleiches war am Tage vorher geschehen. Die Voß giebt ihre Entrüstung hierüber mit den Worten zu erkennen: „Der König ist sehr krank, aber trotz dessen ging man ins Theater.“ Die Nacht brachte die Lichtenau an dem Lehnsessel des sterbenden Königs zu. Als gegen drei Uhr der Geheimrat Selle ins Krankenzimmer trat, fand er sie so sehr erschöpft, daß er sie bat, sich einige Stunden der Ruhe hinzugeben. Schon seit Wochen entbehrte sie der geregelten Nachtruhe. Völlig erschöpft legte sie sich angekleidet nieder, jedoch erst nachdem ihr Selle versprochen hatte, daß er sie sogleich rufen würde, wenn der König nach ihr verlangte.

Über die nun folgenden Stunden berichtet Beaunoir: „Der König, der so gut und edelgesinnt war, mußte alle Bitterkeiten des Todes erdulden, die ihn um so härter trafen, als er bis zum letzten Augenblicke bei klarer Besinnung war. Früh vier Uhr begann der Todeskampf. Er suchte mit weh-

Digitized by Google

mütigen Blicken nach einer theilnehmenden Seele. Aber kein Sohn, kein Verwandter war um ihn. Nur Ritz und zwei Kammerdiener standen bei ihm. Sich seiner Hilflosigkeit bewußt, streckte er einem der letzteren seine Hand entgegen und sagte bittend: „mon cher Oekel, ne m'abandonnez pas!“

Das waren seine letzten Worte. Bald darauf, in der Morgenstunde des 16. November 1797, früh 8 Uhr 58 Minuten, vollendete er in ruhiger Fassung seinen Pilgerlauf.

Von seinen Zeitgenossen verkannt und von der Nachwelt geschmäht, steht Friedrich Wilhelm II. da als ein urdeutscher Fürst im vollsten Gegensatze zu den vielen franzosenfreundlichen Herrschern und Staatsmännern seiner Zeit. Den Umfang des Staatsgebiets erweiterte er in einer Weise, in welcher es keinem Hohenzollern vor ihm noch nach ihm gelungen ist. Sein großer Enkel Wilhelm I. brachte den Zuwuchs nur auf 1189 und Friedrich der Große auf 1290, er aber auf 2059 Geviertmeilen, so daß er seinem Nachfolger 5550 Geviertmeilen hinterließ. Die Bevölkerungszahl stieg während seiner Regierung von 5380000 auf 8700000. Die Einkünfte verdoppelte er. Das erheblich verbesserte Heer vermehrte er auf 235000 Mann. Durch Rechtschaffenheit und eine durch und durch *deutsche* Politik hat er sich die Anerkennung seiner Person und seines Staates gesichert. In seinem Religionsedikt bekundete er den ernsten Willen, seinem Volke die *christliche* Religion zu erhalten. Sind auch seine Schwächen gegen schöne Frauen, seine zu große Milde gegen träge, eigennützige Beamte, sein anstößiges Eheleben und sein Mangel an anhaltendem Fleiß beklagenswert, so verdient doch sein Wohlwollen gegen jedermann, die Liebe zu seinen Kindern, das stete Bemühen um das Wohlergehen des deutschen Volkes, sein gläubiger Sinn und das unausgesetzte Streben, den Ruhm seines Hauses und den Wohlstand seines Landes zu fördern, für alle Zeiten Verehrung und Dankbarkeit.

Digitized by Google

Die Lichtenau und das Leichenbegängnis.

Bald nachdem sich die Lichtenau entfernt hatte, sah Dr. Selle, daß es mit dem Könige zu Ende ging. Auf des Königs Schreibtisch lagen Schriftstücke, die er noch zu unterzeichnen die Absicht gehabt. Wertsachen und Aktenstücke befanden sich gleichfalls im Zimmer. Selle hielt es daher für seine Pflicht, dem Stadtkommandanten Meldung zu machen. Inzwischen graute der Tag. Bischoffwerder und der Oberst von Zastrow waren die ersten, welche im Schlosse erschienen. Sofort wurden alle Eingänge zum Neuen Garten und dem Marmorpalais durch Militär besetzt.

Bischoffwerder bestieg sein Pferd und ritt im Galopp nach Berlin, um als erster den Kronprinzen als König zu begrüßen. Obwohl der Kronprinz früh 7 Uhr schon die Meldung empfangen hatte, sein Vater liege im Sterben, traf ihn Bischoffwerder noch am Mittage in Berlin anwesend. Erst nachmittags drei Uhr begab er sich nach Potsdam. Haugwitz empfing den Befehl, der Lichtenau den Zutritt zu des Königs Leiche nicht zu gestatten und sie in Verhaft zu nehmen.

Die Gräfin war in tiefen Schlaf gesunken, als gleich nach neun Uhr ihr Sohn mit seinem Hofmeister, dem Oberst Dampmartin, ihre Mutter und das Fräulein von Chappuis in ihr Schlafzimmer traten. Erschreckt sprang sie auf. Eben zog die Leibgarde mit den hohen Blechmützen und ihren weißen Stiefelletten nach dem Schlosse, um die Wache bei dem totem Monarchen zu übernehmen. Sie brach in Thränen aus, und es schmerzte sie tief, daß sie sich von ihrer Müdigkeit hatte überwältigen lassen. Sogleich wollte sie zur Leiche des geliebten Königs eilen, doch schon wurde ihre Wohnung abgesperrt. Der Oberst von Zastrow kündigte ihr an, daß sie Gefangene sei, und er Befehl habe, sich ihrer Schriftstücke zu versichern. Ihre Mutter, ihr Sohn, Dampmartin, und Fräulein von Chappuis

Digitized by Google

wurden von ihr getrennt und gleichfalls in Haft genommen. Das Porträt der Königin, welches diese ihr zum Geschenk gemacht, ließ Friedrich Wilhelm III. noch am Todestage zurückfordern.

Nicht einer der hochgestellten Verehrer, die noch vor wenigen Tagen um einen Blick, eine Gunstbezeugung der mächtigen Gräfin bemüht waren, gab ihr jetzt ein Zeichen der Teilnahme. Sie wurde vielmehr beschuldigt, sie habe den Königlichen Schatz bestohlen, die Krondiamanten an sich genommen, ja sogar dem sterbenden Könige kostbare Ringe von den Fingern gezogen. Man erzählte, sie sei die Spionin fremder Gesandten gewesen. Niemand trat auf, um gegen diese Verleumdungen zu protestieren.

Die Gräfin blieb in strenger Haft. Am 15. Dezember berichtet die Voß: „Die Lichtenau ist noch immer verhaftet im Neuen Palais. Man kann sie noch keiner Schuld überführen." Vergeblich hoffte sie auf eine gerichtliche Untersuchung. Wie vorwurfsvoll ihr Verhältnis zu dem Könige auch früher gewesen: ein Verbrechen hatte sie nicht begangen. Jeder Gerichtshof mußte sie freisprechen.

Anstatt dem Gericht übertrug Friedrich Wilhelm III. die Untersuchung einer Kommission, die aus dem Minister von der Reck, dem Präsidenten von Kircheisen, dem Kabinettsrat Beyme und dem Major von Lützow bestand. Die Gräfin bat, ihr zu ihrer Verteidigung einen Rechtsbeistand zu verstatten. Der König versagte ihr dies. Die Kommission betrieb die Untersuchung mit Eifer, aber die Gräfin vermochte alle Anklagen zu entkräften, nur die eine, sie habe den Krondiamanten entwendet und dem Könige zwei Brillantringe von den Fingern gezogen, konnte sie nicht sogleich als hinfällig erweisen. Sie gab an: „zwölf Tage vor seinem Tode wollte der König beide Ringe ablegen, um sich die Hände zu waschen. Er konnte nicht damit zu Stande kommen, und so zog ich ihm selbige ab. Da die Finger sehr angeschwollen

Digitized by Google

waren, steckte ich sie ihm nicht wieder auf, um ihm nicht wehe zu thun. Man wird beide Ringe, sowie den Krondiamant in dem Necessaire des blauen Zimmers vorfinden.

Dies bestätigte sich. Die Unschuld der Gräfin an allen ihr zur Last gelegten Strafthaten war dargethan.

Drei Monate hatte die Gräfin in strenger Haft verbracht, und noch immer wollte sie Friedrich Wilhelm III. nicht freilassen. Am 17. Februar befahl er, „es sei sein Wille, daß sie die ihr von seinem Vater geschenkten Güter, ihre beiden Häuser in Berlin und Charlottenburg und jene 500000 Thaler, welche ihr sein Vater zur Sicherstellung ihrer Zukunft geschenkt habe, herausgebe, „da dies alles von dem hochseligen König durch Erpressung erlangt sei."

Auch diejenigen, welche die Lichtenau haßten, schüttelten zu diesem Richterspruch bedenklich den Kopf. Es verriet dies Vorgehen eine große Verletzung der kindlichen Pietät gegen den heimgegangenen König und dessen Anordnungen, ganz abgesehen von der Pflicht der Gerechtigkeit.

Friedrich Wilhelm wies der Gräfin die Festung Glogau als ihren Aufenthaltsort an, den sie bei Haftstrafe nicht verlassen dürfe. Auch wurde ihr zur Pflicht gemacht, sich weder mündlich noch schriftlich über ihren Prozeß oder über das königliche Haus zu äußern.

Hierüber mußte sie einen Revers ausstellen. Dann erst wurde ihr auf ihre Bitte erlaubt, während der Nacht, und zwar nur drei Stunden, in Berlin zu verweilen, um von ihrer Mutter Abschied zu nehmen und ihre Angelegenheiten zu ordnen. Hierbei erlangte sie die Gewißheit, daß man ihre sämtlichen vom König empfangenen Briefe entwendet hatte. Seit 26 Jahren hatte sie selbige gehütet wie ein Kleinod. Friedrich Wilhelm II. selbst freute sich über diese Wertschätzung und hatte ihr die Aufbewahrung derselben gern gestattet. Friedich Wilhelm III. ließ sie verbrennen. Ein höchst wert-

Digitized by Google

volles Material zur Hofgeschichte jener Zeit wurde hierdurch von rauher Hand für immer vernichtet. In derselben Nacht mußte die Gräfin ihre Reise nach Glogau antreten.

Jetzt erkannte sie, wie richtig der verstorbene König die Personen durchschaut hatte, als er ihr riet, nach England zu gehen. In Glogau mietete sie sich eine Wohnug in dem Hause, welches einem Geheimrat von Bismarck gehörte. Obwohl sie hier zurückgezogen lebte, ließ sie der König doch argwöhnisch bewachen. Immer wieder mußte sie sich über Dinge verantworten, in denen ein Unbefangener nimmermehr Verdächtiges erblickt haben würde. Sie wurde hierdurch genötigt, einen umfangreichen Schriftwechsel zu führen. Hierbei war ihr der bekannte Dichter von Holbein behülflich. Dieser hielt später um ihre Hand an. Da sie durch eine Heirat am ehesten hoffte, ihre Freiheit zu erlangen, entschloß sie sich, den König um die Erlaubnis ihrer Vermählung mit der Bitte anzugehen, sie jetzt von ihrer Festungshaft zu begnadigen und ihr die Freiheit zu schenken.

Mehr als vier Jahre waren seit dem Tode des Königs vergangen. Ihre Unschuld war klar erwiesen, aber der Haß Friedrich Wilhelms III. hatte sich nicht gemildert. Er antwortete ihr am 24. April 1802: „Besonders Liebe! Ich will Euch die eheliche Verbindung, welche Ihr mit einem Herrn v. Holbein einzugehen beabsichtigt, mit dem Wunsche erlauben, daß solche zu Eurer Zufriedenheit ausschlagen möge. Zu einer Reise nach dem Carls Bade bewillige ich die erbetene Haftentlassung. Ich habe mich von dem Ungrunde der zu Eurem Nachteile verbreiteten Gerüchte überzeugt und hoffe, daß Ihr jetzt zu meiner Zufriedenheit Euch benehmen werdet."

Ihre Haftentlassung wurde von ihrer Zusage abhängig gemacht, daß sie weder schriftlich noch mündlich Mitteilungen über ihren Prozeß machen werde. Dies mußte sie schriftlich bescheinigen.

Digitized by Google

Holbein war keine achtbare Persönlichkeit. Er verfiel in solche Laster, daß sich die Lichtenau nach drei Jahren gezwungen sah, sich von ihm scheiden zu lassen.

Als sich Friedrich Wilhelm III. 1807 bei Napoleon beklagte, daß er ihm die Hälfte seines Landes wegnehme, erwiderte ihm dieser, daß er an der Lichtenau, der er alle Güter weggenommen, noch herzloser gehandelt habe. Beim Friedensschluß setzte es Napoleon durch, daß die Gräfin ihr Rittergut Lichtenau zurückerhielt. Um Napoleon hierfür ihren Dank abzustatten, unternahm sie 1812 eine Reise nach Paris, wo sie von dem Kaiser und seiner Gemahlin empfangen wurde. Diese Ehre war die letzte Veranlassung sich mit ihr zu beschäftigen. Bald sprach fast niemand mehr von ihr. Einst mit königlichen Glanze umgeben und nun vergessen, erscheint sie als ein Bild der Vergänglichkeit persönlicher Schönheit und irdischer Macht. Sie starb am 9 Juni 1820 zu Berlin und wurde in der Hedwigskirche beigesetzt, wo sie noch heute neben vielen berühmten Toten ruht.

Nur wenige hundert Schritte von ihrer Ruhestätte entfernt wurde 22 Jahre vorher ihr königlicher Gönner, Friedrich Wilhelm II., im Dom zur ewigen Ruhe bestattet. Die Voß berichtet am 17. November 1797: „Ich habe nicht geschlafen. Ich ging zweimal zu dem teuren Verstorbenen, um ihn zu sehen. Er ist garnicht verändert. Wir fuhren spät nach Berlin zurück. Der teure Verstorbene wurde in der Nacht um 2 Uhr hierher in den Dom gebracht, und zwar auf einem Leichenwagen."

Nach dem bescheidenen Sinn des verstorbenen Königs sollte jedes Gepränge bei seiner Bestattung vermieden werden. Dies wurde nicht beachtet. An seinem Sterbetage brachte man seine Leiche aus dem Marmorpalais nach dem Königlichen Schlosse in Potsdam. Tags darauf wurde sie nach Berlin überführt und in dem Grabgewölbe des Doms auf-

Digitized by Google

gestellt. Nach einigen Tagen fand die Aufbahrung im Marstallgebäude in der Breitenstraße statt. Nachdem 24 Tage — kaum ist es zu glauben! — seit dem Tode verstrichen waren, gelangte des Königs Leiche endlich zur ersehnten Ruhe. Ein überaus prunkvoller Leichenzug bewegte sich am 11. Dezember vom Königlichen Schlosse nach dem Dom. Die Kanzel hatte man fortgenommen und an seiner Stelle eine 23 Fuß hohe Pyramide aufgerichtet. Auf dieser stand mit goldenen Buchstaben: „Friedrich Wilhelm II., durch Großmut, Milde und Gerechtigkeit Vater des Vaterlandes, ging aus der Mitte seines getreuen Volkes mit Heiterkeit durch die Nacht des Todes zum Sonnenlicht der Unsterblichkeit, den 16. November 1797."

Die Errichtung der Pyramide und die Inschrift dieser Worte hatte Friedrich Wilhelm III. befohlen. Zur Beurteilung dieses Königs sei noch erwähnt, daß keine Predigt, kein Bibelspruch, weder eine Einsegnung der Leiche noch irgend eine Leichenrede stattfinden durfte. Nach Aufführung eines Gesanges — aber keines Kirchenliedes — senkte man die Leiche langsam in das Gewölbe. 100 Kanonenschüsse erdröhnten, und die Feier war beendet.

Digitized by Google

Von der „Familiengeschichte des Hohenzollernschen Kaiserhauses“ sind bisher die nachfolgend aufgeführten vier Bände erschienen:

Friedrich I., König von Preußen.

(1657–1713.)

Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens, seines Hofes u. seiner Zeit

von

E. R. Paulig.

Dritte Auflage. 8°. 368 Seiten. Brochiert 2½ Mk., eleg. geb, 3 Mk.

„Als Apologet des ersten Preußenkönigs vor größerem Publikum zu erscheinen, war eine nicht leichte Aufgabe. Indes haben Sie dieselbe brav gelöst, indem Sie nicht preußische Politik verarbeitet, sondern, wie es mir scheint, ein richtiges Lebensbild dieses Ahnherrn unsers großen Kaisers gegeben haben. Ich danke Ihnen für die Zusendung und bemerke, daß ich das Buch nicht bloß mit Interesse gelesen, sondern auch unserer Volksbibliothek einverleibt habe.

Seelitz bei Rochlitz (Sachsen).

Pfarrer Dr. Herz, Ritter ꝛc.“

„Obgleich ich mit einer gewissen Voreingenommenheit an die Lektüre Ihres „Friedrich I.“ ging, so kann ich doch nicht umhin, Ihnen für den aufgewandten Fleiß und verschiedene wesentlich neue Gesichtspunkte historischer Beurteilung meine vollste Befriedigung auszusprechen.“

Krampfer b. Perleberg, Schneider, Pastor.“

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.

(1688—1740.)

Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens, seines Hofes u. seiner Zeit

von

E. R. Paulig.

Dritte Auflage. 8°. 368 Seiten. Brochiert 2½ Mk., eleg geb. 3 Mk.

„Ich habe nun beide Werke durchgelesen und kann mich den ehrenden Recensionen der verschiedenen Zeitungen nur anschließen. Beide Werke beruhen in der That auf gründlichem Quellenstudium und sind besonders aus dem Grunde, weil verhältnißmäßig wenig Specialwerke über den betreffenden Gegenstand existieren, wertvoll und verdienen uneingeschränkten Beifall. Die Darstellung selbst ist klar und gerade

Digitized by Google

durch ihre Einfachheit und Natürlichkeit fesselnd und zugleich anregend, wozu der fließende Styl nicht wenig beiträgt. Auf jeden Fall bilden Ihre beiden Werke über die beiden ersten preußischen Könige einen äußerst wertvollen Beitrag zur Kenntnis jener Epoche unserer vaterländischen Geschichte.

Breslau. Rauter, Geh Reg.-Rat.

„In Ihrem interessanten Buche ist es Ihnen wie in Ihren früheren Werken gelungen, das Bedeutende bedeutend zu behandeln, und einen der interessantesten unserer Hohenzollern ins helle Licht zu rücken, indem nun die weitesten Kreise den oft und schwer verkannten Mann, klar und wahr erfassen und begreifen.

München. R. Frhr. v. Seydlitz."

„Ich habe auch dieses Produkt Ihrer litterarischen Thätigkeit gern angenommen, weil es von bestem Patriotismus durchweht und in solch fließendem, durchsichtigem Stil geschrieben ist, daß auch der gewöhnliche Mann aus dem Volke sich an dem Geschichtswerk ergötzen muß. Es eignet sich vortrefflich namentlich für Bibliotheken der Jünglings- und Kriegervereine.

Beuthen a. O.

Burghardt, Pastor und kgl. Kreis-Schulinspektor."

Friedrich II. (der Große), König v. Preußen.

(1712—1786.)

Neue Beiträge zur Geschichte seines Privatlebens

von

E. R. Paulig.

Dritte Auflage. 8°. 368 Seiten. Brochiert 2½ Mk., eleg. geb. 3 Mk.

„Nicht genug kann ich mich wundern, daß Sie seit dreißig Jahren so wenig Anerkennung gefunden haben, wenn Sie immer so geschrieben haben, wie in Ihrem neuesten Werke. Mir ist es ein Rätsel, von Ihrem Namen seither noch nichts gehört zu haben.

Daß Sie meisterhaft schreiben, nun, ich bin nicht der Erste, der Ihnen das sagt. Aber ein Hochgenuß ist es, Ihren Darlegungen zu folgen, die Auswahl und die Behandlung des Stoffes — alles zieht an.

Ist die Wahrheit, wie ich getrost annehme, Ihr Leitstern gewesen, dann sorgen Sie nicht! Ihr Name wird früher oder später zu Ehren kommen, wie er es schon lange verdient hat. Ich für meine Person wünsche Ihnen von ganzem Herzen, daß Ihnen recht bald werden möge, wonach Sie ringen.

Gieba bei Gößnitz. Ludwig Hager, Pfarrer."

Digitized by Google

„Eine solche treffliche Schilderung „Friedrichs des Großen" ist mir noch nie durch die Hand gegangen. Ich werde das treffliche Buch in Ehren halten und immer wieder lesen.

Sezau A. Jenny, Lehrer."

„Ihr Buch habe ich mit großer Befriedigung und immer steigendem Interesse gelesen und Gottes Segen in Familie und zu fernerer gesinnungstüchtiger Geschichtsschreibung erfleht.

Ihren „Friedrich den Großen" werde ich mit bestem Gewissen in verschiedenen Tagesblättern und Zeitschriften empfehlen.

Hering bei Lengfeld i. O.

L. Hofmann, ev. und ref. Stadtpfarrer."

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen.

(1744—1797).

Sein Privatleben u. seine Regierung im Lichte neuerer Forschungen

von

F. X. Paulig.

Dritte Auflage. 8°. 368 Seiten. Brochirt 2½ Mk., eleg. geb. 3 Mk.

„Ich habe Ihre treffliche Arbeit mit großem Interesse gelesen und bin Ihnen meinerseits dankbar, daß Sie dem vielfach verkannten König ein ihm ehrendes Denkmal gesetzt haben. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu Ihren weiteren mit so viel treffendem Urteil und Unerschrockenheit verfaßten Arbeiten.

Gühren bei Ullersdorf. Fricke, Kgl. Kreisschulinspektor."

„Besten Dank für das schöne Buch! Mit wahrem Genusse habe ich dasselbe gelesen. Vorwärts auf dieser Wahrheits- und Glaubensbahn.

Imbsheim (Elsaß). Fr. Merkling, Pastor."

„Genehmigen Sie meinen herzlichsten Dank für den Genuß, den Sie mir durch Ihr Buch bereitet haben; ich werde nicht verfehlen, überall in meinem Bekanntenkreise und gelegentlich von Konferenzen und Versammlungen auf Ihre gediegenen, hochinteressanten und fleißigen Arbeiten hinzuweisen, die für jeden Patrioten und begeisterten Anhänger unseres Kaiserhauses eine wahre Quelle des Genusses und ein starker Antrieb zu fortgesetztem Studium seiner Geschichte ist.

Baitkowen. Erwin, Pfarrer."

„Ich habe auch dieses Buch mit demselben Interesse gelesen, wie Ihre übrigen Werke.

Thorn. Frhr. von Schimmelmann, Major."

Druck von Paul Behaty, Frankfurt a. Oder.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

UCLA
INTER-LIBRARY LOAN
14Jul'56PL

JUL 17 1956 LU

24Jul'57VL

REC'D LD

JUL 11 1957

REC'D LD

FEB 20 1962

NOV 19 1969 48

REC'D LD DEC 19 69-10 AM

LD 21-100m-9,'48(B399s16)476

Digitized by Google

YB 25611

Digitized by Google

Digitized by Google